

Elisa Innerhofer, Harald Pechlaner (Hrsg.)

Schrumpfung und Rückbau

Perspektiven der Regional- und
Destinationsentwicklung



Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien. Dieses Buch wurde auf 100 % Recyclingpapier, zertifiziert mit dem FSC[®]-Siegel und dem Blauen Engel (RAL-UZ 14), gedruckt. Auch für den Karton des Umschlags wurde ein Papier aus 100 % Recyclingmaterial, das FSC[®] ausgezeichnet ist, gewählt. Alle durch diese Publikation verursachten CO₂-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag. Mehr Informationen finden Sie unter:
<http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 oekom, München
oekom verlag, Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,
Waltherstraße 29, 80337 München

Layout und Satz: Reih's Satzstudio, Lohmar
Korrektorat: Silvia Stammen, München
Umschlagentwurf: Elisabeth Fürnstein, oekom verlag
Umschlagabbildung: © charlesperrault – Fotolia.com
Druck: Bosch-Druck GmbH, Ergolding

Dieses Buch wurde auf 100-prozentigem Recyclingpapier gedruckt.



Dieses Werk wurde veröffentlicht unter der Lizenz "Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivates 4.0" (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-96006-018-5
E-ISBN 978-3-96006-231-8



Elisa Innerhofer, Harald Pechlaner
(Hrsg.)

SCHRUMPFUNG *und* RÜCKBAU

Perspektiven der
Regional- und
Destinationsentwicklung

Inhalt

- 1 Schumpfung & Rückbau als Entwicklungsstrategien 7**
Einführung in die Thematik
Ingrid Kofler, Anja Marcher, Elisa Innerhofer, Greta Erschbamer,
Philipp Corradini, Francesco Anesi, Andrea Omizzolo

TEIL I

Zur Auseinandersetzung mit Schumpfung

Theorien, Stoßrichtungen und Erklärungsansätze

- 2 Schumpfung und Rückbau:
Über das Ende von Produktlebenszyklen und
die Anpassungsfähigkeit lebensfähiger Systeme 21**
Ein wirtschaftswissenschaftlicher Zugang
Harald Pechlaner & Elisa Innerhofer
- 3 Wiederbelebung schrumpfender Dörfer 53**
Mit Innovationen gegen die Abwärtsspirale
Tobias Federwisch
- 4 Momo und die Perspektivendiebe 71**
Gianluca Giuliani, Birgit Kopainsky, Theresa Tribaldos
- 5 Dorfbau – welche Gestaltungsräume
bleiben in schrumpfenden ländlichen Kommunen? 91**
Sebastian Büchs
- 6 Strukturwandel im Schweizer Berggebiet 107**
Daniel Müller-Jentsch

TEIL II

Perspektiven zum Umgang mit Schumpfung und Rückbau

Beispiele aus der Praxis

- 7 Rückbau jetzt planen 127**
*Ein Plädoyer für einen resilienten Umgang
mit dem Thema Rückbau in Südtirol*
Thomas Streifeneder

8	Modellregion mit Zukunft: Biosphärenpark Großes Walsertal	139
	<i>Lösungsbeispiele für eine zukunftsfähige Entwicklung</i> Christine Klenovec	
9	Ich bin dann mal im COWO!	159
	<i>Urbane Instrumente im ländlichen Raum; »Workation« als neuer Ansatz zur Attraktivierung alpiner Tourismusdestinationen</i> Harald Gohm	
10	Berggebietsentwicklung in der Schweiz und im Kanton Graubünden	169
	<i>Abschied von der Wachstumsidee</i> Stefan Forster	
11	Resilienz durch Verfall?	187
	<i>Von der Revitalisierung verfallender Bergdörfer zum Bedeutungsgewinn des ländlichen Raumes der Alpen</i> Martin Beismann	
12	Schrumpfung, Leerstand und Stadtumbau	209
	<i>Das Beispiel Ostdeutschland</i> Dieter Rink	
13	Keine Angst vor Schrumpfung dank kreativem Umgang mit Leerstand	227
	<i>Am Beispiel der Gemeinde Kyllburg</i> Wolfgang Krämer	
14	Die Bestimmung unsachgemäßer Bauwerke und obsoleter Raumstrukturen	239
	<i>Denkanstöße anhand der Erfahrungen auf Sardinien und mit dem UNESCO-Weltnaturerbe der Dolomiten</i> Andrea Omizzolo	

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird bei einigen Textstellen auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

Schrumpfung & Rückbau als Entwicklungsstrategien

Einführung in die Thematik

Ingrid Kofler, Anja Marcher, Elisa Innerhofer, Greta Erschbamer,
Philipp Corradini, Francesco Anesi, Andrea Omizzolo

1 Einführung

Ob demografischer, ökologischer, gesellschaftlicher oder digitaler Wandel: Im letzten Jahrhundert beschleunigen sich die Veränderungen von Lebens- und Arbeitsweisen und der sozialen Strukturen rasant. In diesem Kontext des unendlichen (wirtschaftlichen) Wachstums werden Tragfähigkeitsgrenzen ökologischer und sozialer Systeme zunehmend sichtbar. Das Janusgesicht dieses Phänomens zeigt einerseits Wachstum mit expandierenden, urbanen Zentren und andererseits Schrumpfung mit verlassenen, ruralen Landschaften. So wie das eine, muss und kann auch das andere mitgedacht, entwickelt und gesteuert werden. Schrumpfung und Rückbau werden zu Entwicklungsstrategien, mit denen genauso wie mit den Herausforderungen des Zuwachses umgegangen werden soll. Aber wie können diese, scheinbar nicht vereinbaren, Entwicklungsstrategien in langfristiger Perspektive miteinander gedacht werden? Was tun, wenn die Jungen in die Stadt ziehen, die Zentren prosperieren und in den abgelegenen Orten Häuser leer stehen? Was tun bei fehlenden Entwicklungspotenzialen und -perspektiven? Schrumpfung muss nicht negativ sein, sondern kann als Entwicklungsalternative und Rückbau als Gestaltungsansatz diskutiert werden, um nicht zuletzt Regionen und Räume resilient zu gestalten. Somit sind im Kontext des räumlichen und demografischen Strukturwandels Schrumpfung und Rückbau auch ein zentrales Thema der Regionalentwicklung.

Vor allem periphere, ländliche, potenzialarme Gebiete sind von diesem Phänomen betroffen. So kann man beobachten, dass sich die Bevölkerungszuwächse vor allem auf die großen Städte und deren engeres und teilweise auch weiteres Umland konzentrieren, während Gemeinden in ländlichen Räumen Schrumpfungstendenzen verzeichnen. Im deutschen Diskurs ist diese Debatte nichts Neues (Kötter & Linke, 2013; Gatzweiler, Meyer & Milbert, 2003). Schrumpfungsprozesse galten als Spezialproblem der neuen Bundesländer nach 1990 und waren und sind demnach Thema der Raumwissenschaften und lokalen politischen Praxis. Bereits in den 1970er- und 1980er-Jahren wurde vereinzelt in Studien über ländliche Räume in der Bundesrepublik von »Entleerungsgebieten«, »Passivräumen« und »sterbenden Dörfern« berichtet (Milbert, 2015; Bürkner, Kuder & Kühn, 2005). Seit den 2000er-Jahren kommt es zu einer verstärkten wissenschaftlichen Diskussion der Thematik und Forderungen nach einem Management und einer Governance von Schrumpfungsprozessen werden lauter (Küpper et al., 2013; Cavelti & Kopainsky, 2008.).

Der Strukturwandel betrifft auch den Tourismus und die Entwicklung von Destinationen. Die Entwicklungen der touristischen Destinationen im Alpenraum in den letzten Jahren waren zweigeteilt und haben zu starken räumlichen Disparitäten geführt. So zeigt sich beispielsweise, dass die gut erreichbaren Tal- und Beckenlagen an Attraktivität gewonnen haben. Das Wachstum des Alpentourismus konzentriert sich immer stärker auf die touristischen Zentren, was eine touristische Verstädterung dieser Orte zur Folge hat. Diese Tourismusgemeinden, die über professionelle Betriebsstrukturen verfügen, inszenieren kulturelle Werte, Traditionen und Bräuche, instrumentalisieren sie für den Tourismus und verlieren dadurch an Authentizität (Bätzing, 2015). Auf der anderen Seite stehen die strukturschwachen Regionen und Gebiete, die nicht touristischen Zentren, die von Abwanderung betroffen sind und zu sogenannten »Entsiedlungsregionen« mit wirtschaftlicher Instabilität werden. Um diesen Wandel zu bremsen, braucht es regionenspezifische Strategien, die eine nachhaltige Entwicklung in den Alpen forcieren. In diesem Kontext können auch Schrumpfung und Rückbau eine Chance für die Entwicklung der Alpen als Lebensraum sein. Die nicht touristischen Zentren oder die vom Rück-

gang an Gästen und Einwohnern betroffenen Gebiete müssen darüber nachdenken, wie sie mit den Überkapazitäten, die sich aus dem Rückgang ergeben, umgehen. Schrumpfung ist hier Realität und erfordert ein Nachdenken über Rückbaustrategien, Renaturierung und Dekultivierung, um sich am Ende als Lebens- und Erholungsraum neu zu positionieren.

Wenn Schrumpfung und Rückbau positiv diskutiert und als Teil der Entwicklung eines Raumes gesehen werden, können dadurch ein Bewusstsein für sowie eine Bereitschaft zur aktiven Gestaltung von Schrumpfungsprozessen geschaffen werden. Umbau durch Schrumpfung und Rückbau können einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung der Lebensqualität in schrumpfenden Orten und Räumen gewährleisten.

2 Theoretische Überlegungen zur Auseinandersetzung mit Schrumpfung

Kritische Auseinandersetzungen mit dem Streben nach kontinuierlichem Wachstum als wirtschaftspolitisches Ziel nahmen durch die Wirtschafts- und Finanzkrise von 2008/2009 vermehrt zu. Bereits in den 1970er-Jahren wurde durch die Veröffentlichung des Beitrags über »Die Grenzen des Wachstums« des Club of Rome (Meadows et al., 1972) die Diskussion angestoßen. Zentrale Schlagworte, die mit der Wachstumskritik seit den 1970er-Jahren einhergehen, sind *Degrowth*, *Décroissance*, *Wachstumsrücknahme* oder *Postwachstum*. Bei *Degrowth* handelt es sich um eine ökologische, antikonsumistische und antikapitalistische Bewegung, die eine Vielfalt an Interpretationen des Begriffs zulässt und die anderen Schlagworte mitumfasst und diskutiert. Diese Vielfalt lässt sich auf die diversen Zugänge, Disziplinen und Denktraditionen, die den Autoren, Wissenschaftlern und Anhängern (u. a. wie André Gorz, Serge Latouche oder Ivan Illich) dieser Bewegung zugrunde liegen und denen sie angehören, zurückführen, was eine einheitliche Begriffsdefinition erschwert (D'Alisa, Demaria & Kallis, 2014). Den Ansätzen ist dennoch eine Kernidee gemein: Es geht um »eine sozial-ökologische Transformation der Produktions- und Lebensweise, die das Wohlergehen aller zum Ziel hat und die daher [...] für den globalen Norden eine demokratisch organisierte Reduktion von

Produktion und Konsum auf ein global gerechtes und nachhaltiges Niveau bedeutet« (Schmelzer, 2016, S. 1). Es geht um das Hinterfragen der oft konsensualen Zielsetzung von Wirtschaftswachstum und Wohlstand zur Lösung von Problemen der heutigen Zeit, wie zum Beispiel die Frage nach Ressourcenverbrauch, Umweltverschmutzung oder Armut.

In der vorliegenden Publikation soll die Auseinandersetzung mit den Themen Schrumpfung und Rückbau nicht mit den Diskussionen der Degrowth-Bewegung gleichgesetzt werden, wenn auch einige der Überlegungen und Grundsätze, wie zum Beispiel die Überzeugung des »Weniger ist mehr« oder der Fokussierung von »Qualität statt Quantität« auch in den vorliegenden Beiträgen eine Rolle spielen. Den Autoren und Herausgebern geht es um die Tatsache des Nebeneinanders von Wachstum und Schrumpfung, welche in dieser Publikation im Mittelpunkt steht. Es geht weniger um Ideale und die Transformation von Produktions- und Lebensweisen, sondern darum, wie mit Schrumpfungsprozessen umgegangen werden kann und wie diese effizient und sinnvoll gesteuert werden können, um die Lebensqualität für die Betroffenen in einer Region zu erhalten und zu verbessern.

Schrumpfung kann dabei unterschiedlichste Bereiche betreffen und Aspekte umfassen. Eine Definition ist hierbei im Einzelfall vorzunehmen, da sich Schrumpfungsprozesse auf soziale, demografische, wirtschaftliche, finanzielle oder bauliche Bereiche beziehen können. Nach Weidner (2004, S. 19) kann Schrumpfung »den quantitativen und qualitativen Rückgang von Nutzungsdichte und Ausnutzungsgrad in Siedlungsgefügen aufgrund vielfältiger Faktoren [bezeichnen], die einzeln oder überlagert auftreten können und entsprechend eine mehr oder weniger starke physische Schrumpfung von baulichen und flächigen Gegebenheiten mit sich bringen.« Auch der Begriff der Schrumpfung lässt folglich einen weiten Betrachtungsspielraum zu, der umgangssprachlich oftmals sehr negativ konnotiert ist (z. B. mit Entsiedelung, Brache, Leerstand, Infrastrukturabbau, aber auch Verzicht, Verlust oder Abstieg). Im Rahmen der Publikation soll Schrumpfung als ein Entwicklungsgeschehen betrachtet werden, mit dem gelernt werden muss umzugehen und welches nicht unweigerlich das Gegenteil von Wachstum bedeutet. Räumliche Realität

ten sind vielmehr gekennzeichnet durch die Bipolarität von Wachstum und Schrumpfung, die sich häufig auch in sozialräumlichen Disparitäten zeigt. Eine der wesentlichen Herausforderungen liegt daher in der Governance von Schrumpfungsprozessen. Schrumpfungsprozesse sind wesentlich komplexer als Wachstumsprozesse, vor allem in Bezug auf deren Steuerung. Denn Schrumpfung und Abbau von Bestehendem bringen in der Regel nicht nur Gewinner, sondern vielfach auch Verlierer hervor, die es aufzufangen gilt. Partizipative Prozesse, sprich die Integration und Beteiligung der bleibenden Bevölkerungsgruppen, scheinen in diesem Zusammenhang wesentlich.

Von Schrumpfung betroffene Orte und Regionen sind vielfach vom Ausbleiben eines natürlichen Bevölkerungswachstums, der Abwanderung der Erwerbsbevölkerung und der Überalterung der bleibenden Einwohner charakterisiert. Hirschman (Li et al., 2016) beschreibt zwei Entscheidungsalternativen, die in diesem Zusammenhang auch der in schrumpfenden Regionen lebenden Bevölkerung offenstehen. Sie können sich für die »exit«-Alternative entscheiden und den betroffenen Raum verlassen. Diese Alternative ist das Ergebnis einer Abwägung vorhandenen Wissens über Verfügbarkeiten am Arbeitsmarkt und Karrieremöglichkeiten, über bestehende Möglichkeiten der Einkommensgenerierung, aber auch über das vorhandene Kulturangebot und soziale Infrastrukturen. Durch Loyalität des Einzelnen zur Region kann diese Entscheidung maßgeblich beeinflusst werden und zur zweiten Alternative »voice« führen. Diese steht für das Bleiben und Handeln vor Ort zur Verbesserung der Situation. Es sind dies beispielsweise Entscheidungen junger Bevölkerungsgruppen Geschäftsaktivitäten in ihren von Schrumpfung betroffenen Heimatregionen zu starten und/oder durch politisches Handeln Maßnahmen zur Gestaltung und Entwicklung des Ortes zu ergreifen. Wie die in der vorliegenden Publikation beschriebenen Beispiele aus der Praxis zeigen, reichen häufig bereits Einzelinitiativen von Personen, die sich für die »voice«-Alternative entscheiden, aus, um eine Kehrtwende in einem Ort, sprich eine Revitalisierung in die Wege zu leiten.

3 Forschungsgruppe »Schrumpfung«

Eine Gruppe von Forschern des Instituts für Regionalentwicklung der Europäischen Akademie Bozen beschäftigt sich seit 2016 mit dem Thema Schrumpfung. Die Mitglieder der Forschungsgruppe nähern sich dem Phänomen, welches weite Gebiete im Alpenraum betrifft, aus einer wissenschaftlichen Perspektive und führen die Diskussion durch ein interdisziplinäres Vorgehen. Die Forscher kommen aus unterschiedlichen Disziplinen und versuchen, dieses sichere Terrain der Disziplinen zu verlassen, um die Entwicklung von Um- und Rückbauprozessen in regionalen Räumen umfassend und breit zu betrachten. Die Betrachtung sowohl aus dem Blickwinkel der Regional- und Tourismusentwicklung, als auch aus der Perspektive der Innovationsforschung, der Soziologie, der Geografie und der Wirtschaftspolitik, soll eine fächer- und disziplinübergreifende Arbeitsweise ermöglichen, die im Sinne der Nachhaltigkeit sowohl die soziale und gesellschaftliche als auch die ökologische und ökonomische Dimension der Entwicklungsprozesse berücksichtigt.

Die Forschungsgruppe geht die Thematik über diverse Initiativen an. Dabei geht es primär um Sensibilisierung der Bevölkerung und um Bewusstseinsbildung. Ein bisweilen verdrängtes, weil ausschließlich mit negativen Assoziationen in Verbindung stehendes und daher auch vonseiten der Politik gefürchtetes Thema, soll angesprochen und in den Fokus öffentlicher Debatten gerückt werden. Das Ziel der Forschungsgruppe ist es, über positive Beispiele aus der Praxis, sprich über Beispiele von Gemeinden und Regionen, die es geschafft haben, Schrumpfungprozesse zu gestalten und dadurch Orte und Räume wieder attraktiv und lebenswert zu machen, das Thema in ein positives Bild zu rücken. Schrumpfung und Rückbau sollen als Teil strategischer Konzepte, als eine strategische Alternative zur Entwicklung von Orten und Regionen diskutiert werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Auseinandersetzung mit dem Begriff und seiner Bedeutung in der Regional- und Destinationsentwicklung. Schrumpfung und Rückbau können eine Möglichkeit sein, ländliche Räume umzubauen und dadurch eine Wiederbelebung und/oder Neupositionierung dieser gefährdeten Räume anzustreben. Gerade

die Diskussion der räumlichen und natürlichen Tragfähigkeitsgrenzen von Destinationen wirft die Frage auf, ob und ab wann zusätzliches Wachstum (von Betten, Nächtigungen und Ankünften) negative Auswirkungen auf die Lebensqualität und Attraktivität einer Destination haben kann und dieses weitere Wachstum keine weitere Wertsteigerung für die Region mehr bedeutet. Diese Fragen nach den räumlichen und natürlichen Grenzen des Wachstums einer Region bleiben allerdings in den meisten Fällen unberücksichtigt. Tourismus ist ein landschaftsprägender und ökonomischer wie auch gesellschafts- und kulturpolitischer Faktor, der zwar aus potenzialarmen Räumen Lebensräume machen kann, der allerdings dann Alltags- und Lebensqualität verlieren kann, wenn sich massentouristische Phänomene ausbreiten und sich Tourismus als Monostruktur etabliert. Dann entstehen touristisch geprägte Dörfer, die als dauerhafter Lebensraum an Attraktivität verlieren und zunehmend auch nicht mehr ganzjährig bewohnt werden. In solchen Fällen sollten auch Schrumpfung und Rückbau als mögliche Entwicklungsalternativen Berücksichtigung finden. Auch diesen Fragestellungen will sich die Forschungsgruppe am Institut für Regionalentwicklung mit Schwerpunkt Tourismus widmen.

Als eine erste Initiative und um das Thema in die öffentliche Debatte zu rücken, wurde im November 2016 eine Tagung mit dem Titel »Rückbau & Resilienz. Von Wunsch und Wirklichkeit schrumpfender Orte & Regionen initiiert«. Die Fachtagung thematisierte Schrumpfung und Rückbau als einen Teil einer Entwicklung und weniger als das Gegenteil von Wachstum. Es ging darum, den Begriff »Qualität« neu zu denken und Schrumpfung als strategische Entwicklungsalternative zu begreifen. Anhand von Beispielen und Diskussionen mit Akteuren aus Wissenschaft und Praxis sowie aus dem Inland und Ausland wurden verschiedene Ansätze zum Umgang mit Schrumpfungsprozessen aufgezeigt. Der vorliegende Band fasst diese Tagungsbeiträge zusammen. Darüber hinaus wurden weitere Autoren eingeladen, aus ihren praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien und Erkenntnissen zu berichten. Mit diesem Tagungsband soll ein weiterer Beitrag dazu geleistet werden, für das Thema zu sensibilisieren und diese Entwicklungstendenzen in ein positives Licht zu rücken. Denn, so die Überzeugung der Forschungsgruppe, nur mit diesem

Bewusstsein können Schrumpfungprozesse aktiv gestaltet und sinnvolle Maßnahmen des Rück- und Umbaus entwickelt werden, die Regionen und Räume resilient machen.

Der Begriff Resilienz, dem sehr unterschiedliche Eigenschaften und Definitionen zugeschrieben werden, bezieht sich dabei auf die »Fähigkeit eines Systems (z. B. der Region) zu einem Equilibrium oder Dauerzustand zurückzukehren« (Holling, 1973, 1986). Resilienz beschreibt aber auch »das Ausmaß der Störung, das von einem System aufgenommen werden kann, bevor es seine Struktur verändert« (Holling, 1996) und die konzeptionelle Einbeziehung der Komplexität und Adaptionfähigkeit von sozioökologischen Systemen und des daraus resultierenden Ansatzes des konstanten Wandels sowie der Adaption und Transformation dieser (Davoudi, 2012). Die Diskussion zur Gestaltung von Schrumpfungprozessen und Rückbau kann auch als der Versuch einer Übersetzung diverser Konzepte zur Erreichung von Resilienz in die regionalpolitische Praxis verstanden werden.

4 Organisation und Aufbau des vorliegenden Bandes

Der Band gliedert sich in zwei Teile. Nach dem einführenden Beitrag der Forschungsgruppe folgen Artikel, die sich mit der Thematik auseinandersetzen und dabei Theorien, Stoßrichtungen und Erklärungsansätze in den Mittelpunkt stellen. Pechlaner und Innerhofer (Kapitel 2) nähern sich der Thematik aus einer evolutionstheoretischen und wirtschaftswissenschaftlichen Perspektive. Basierend auf den disziplinspezifischen Modellen, die sie in den Kontext von Orten, Destinationen und Regionen stellen, diskutieren sie die Begrenztheit und Lebensdauer von Systemen. Die Autoren zeigen, dass sowohl Unternehmen und Produkte als auch Destinationen und Regionen an einem strategischen Wendepunkt anlangen können, an welchem für eine Weiterentwicklung auch Strategien der Schrumpfung und des Rückbaus als Alternativen mitberücksichtigt werden sollten. In Kapitel 3 gibt Federwisch Einblick in Forschungsaktivitäten, die das Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung e.V. zum Thema Schrumpfung durchgeführt hat. Er zeigt, wie durch das Engagement der Menschen

vor Ort in von Bedeutungsverlust, Peripherisierung und Schrumpfung betroffenen Regionen die Abwärtsspiralen durchbrochen werden können. In dem Beitrag 4 berichten Giuliani und Kopainsky über die Entwicklungen in drei Tälern am Südalpenhang, die im Rahmen eines wissenschaftlich begleiteten Projektes um die Jahrhundertwende gefördert wurden, und ziehen nun, 15 Jahre später, Bilanz. In Kapitel 5 beschreibt Büchs die Überforderung der von Schrumpfungprozessen betroffenen kleinen Gemeinden und analysiert die Gestaltungsspielräume, welche schrumpfenden ländlichen Gemeinden bleiben. Er stellt den Dorfumbau als einen Ansatz zur aktiven Steuerung der Schrumpfungsprozesse und deren Auswirkungen, unter starker Einbeziehung der Bürgerschaft, vor. Müller-Jentsch (Kapitel 6) gibt Einblick in eine seiner 2017 veröffentlichten Studien zum Strukturwandel im Schweizer Berggebiet. Diese Studie gibt einen umfassenden Überblick über den Status quo und die aktuellen Herausforderungen des Berggebietes. Um die erforderlichen Anpassungsprozesse zu meistern, zeigt der Autor Handlungsempfehlungen auf, die nicht zuletzt auch den aufrichtigen Umgang mit Schrumpfungsprozessen inkludieren.

Die Beiträge des Teil II stehen im Zeichen der Praxis, zeigen konkrete Beispiele zum Umgang mit Schrumpfung und Rückbau und diskutieren das Thema in einem konkreten räumlichen Umfeld. Streifeneder (Kapitel 7) eröffnet diesen Buchabschnitt mit einer Zusammenfassung der Diskussionsrunde der im November 2016 an der Eurac Research durchgeführten Fachtagung und führt hierfür eine retrospektive Betrachtung durch. Der Autor beschreibt, dass für die Region Südtirol zwar aktuell nicht dringender Handlungsbedarf besteht, dass die Thematik aber angesprochen und aus einem Tabubereich geholt werden muss. Teil des Beitrages sind Aussagen der Teilnehmer der Diskussionsrunde. Klenovec zeigt in dem darauffolgenden Beitrag (Kapitel 8) anhand der Modellregion Biosphärenpark Großes Walstertal mit welchen Zukunftsvisionen und -projekten, die Region sich resilient aufgestellt hat. Diesem Kapitel folgt der Beitrag von Gohm (Kapitel 9), der Coworking Spaces als ein aus dem urbanen Kontext kommendes Instrument zum strategischen Umbau ländlicher Räume vorstellt. Er macht dies am Beispiel des Patscherkofels in

Tirol, wo auf 1.963 Meter Meereshöhe Coworking-Arbeitsplätze eingerichtet wurden. Forster greift in Kapitel 10 erneut die Entwicklung im Schweizer Berggebiet auf, konkret am Beispiel des Kantons Graubünden. Er weist auf die gesellschaftlichen Widerstände allein gegen das Wort »Schrumpfung« hin und spricht von der Notwendigkeit des Abschieds vom Wachstum. Das Thema Zuwanderung ist Ausgangspunkt der Diskussion in Kapitel 11. Beismann beschreibt die Zuwanderung, die stark entsiedelte Bergdörfer in extremen Lagen wider Erwarten erleben. Diese Zuwanderung führt er auf die veränderte Wahrnehmung, die die neu Zugewanderten von dem Lebensraum haben, zurück. Er zeigt dieses Phänomen anhand von traditionellen Abwanderungsgebieten. In Kapitel 12 erläutert Rink das Schrumpfungsproblem in Ostdeutschland. Er geht auf die Ursachen für den Massenabritt in den ostdeutschen Städten ein, beschreibt die Leerstandsproblematik und die Maßnahmen, die im Rahmen des Programms »Stadtbau Ost« getroffen wurden. Krämer (Kapitel 13) beschreibt den Umgang mit Schrumpfung in der Gemeinde Kyllburg. Die Kleingemeinde, die von den klassischen Begleiterscheinungen des Strukturwandels betroffen war, setzte auf den Kunst- und Kulturbereich und schaffte die Kehrtwende durch »kreativen Umgang mit Leerstand«. Weitere Beispiele zeigt Omizzolo in seinem Beitrag (Kapitel 14). Der Autor, auch Mitglied der Forschungsgruppe am Eurac-Institut für Regionalentwicklung, zeigt am Beispiel Sardinien und dem Dolomiten-UNESCO-Welterbe auf, dass Bauwerke und Strukturen, die nicht in Harmonie zum Landschaftsbild stehen, die Identität eines Ortes prägen und wie in den Beispielregionen mit den Themen Schrumpfung und Rückbau bzw. Umnutzung von Infrastrukturen umgegangen wird.

Das Ziel, das mit dieser Publikation verfolgt wird, geht über die Sensibilisierung für das Thema Schrumpfung hinaus und will einen Beitrag dazu leisten, das Bewusstsein für die Dimension und die Bedeutung der aktuellen Transformationsprozesse, die auch den Alpenraum in all seinen Facetten treffen, zu schärfen. Die aktuellen Entwicklungen werden in der Regel als Gefahr und Bedrohung des vorherrschenden Wohlstandes gesehen und selten als Chance zur Stärkung der ländlichen Gebiete im Alpenraum.

Eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen durch eine disziplinen- und ressortübergreifende Zusammenarbeit, bei welcher der Faktor Partizipation mitberücksichtigt wird und eine integrierte Betrachtung der Orte und Räume erfolgt, kann dazu führen, dass bestimmte Tendenzen als Chance erkannt werden. Wirtschaft und Gesellschaft und hierfür stellvertretend die boomenden Städte, urbanen Zentren und deren Umland brauchen für ihre Zukunftsfähigkeit als attraktive (Lebens- und Arbeits-) Räume auch die ländlichen, peripheren und momentan bedrohten Gebiete mit ihren Potenzialen. Dass diese Gebiete, trotz des wirtschaftlichen Abschwungs und der Abwanderungstendenzen über Potenziale verfügen und daher wohl kaum (oder in den seltensten Fällen) als potenzialarm bezeichnet werden können, zeigen einige der Beiträge auf. Die Diskussion um potenzialarme Räume bzw. Potenziale von ländlichen Räumen zeigt vielmehr, dass es weniger eine Armut an Potenzialen ist, als vielmehr eine Armut an Ideen, Initiativen und Instrumenten, diese Potenziale in Wert zu setzen und positiv zu nutzen. Es fehlen Planungsinstrumente, die konkret auf Schrumpfung ausgerichtet sind. Auch an diesem Punkt soll die Diskussion von Schrumpfung und Rückbau ansetzen und vor allem eine Grundlage schaffen, um die Thematik ergebnisoffen zu diskutieren.

Literatur

- Bätzing, W. (2015): Die Alpen: Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. 4th edition, S. 172–200. München: Beck.
- Bürkner, H.-J.; Kuder, Th., & Kühn, M. (2005): Regenerierung schrumpfender Städte. Theoretische Zugänge und Forschungsperspektiven, Leibniz-Institut für Regionentwicklung- und Strukturplanung (IRS), Erkner.
- Cavelti, G., & Kopainsky, B. (2008): Strategien zum Umgang mit potenzialarmen Räumen. Erarbeitet am Beispiel der Kantone Graubünden und Uri (Bericht Graubünden), Version 3.0, Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden, abrufbar unter <https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/awt/projekte/Seiten/PotenzialarmeRaeume.aspx>, Abrufdatum: 08.02.2017.
- D'Alisa, G.; Demaria, F., & Kallis, G. (Eds.) (2014): Degrowth: A Vocabulary for a New Era. 1 edition. New York; London: Routledge.
- Davoudi, S. (2012): Resilience: A Bridging Concept or a Dead End?. In: Planning Theory & Practice 13/2, S. 299–333.
- Gatzweiler, H.-P.; Meyer, K., & Milbert, A. (2003): Schrumpfende Städte in Deutschland? Fakten und Trends. In: Informationen zur Raumentwicklung, 10/11, S. 557–574.

- Holling, C. S. (1973): Resilience and stability of ecological systems. In: *Annual Review of Ecological Systems* 4, S. 1–23.
- Holling, C. S. (1986): The resilience of terrestrial ecosystems: Local surprise and global change, In: W. C. Clark & R. E. Munn (Eds.): *Sustainable Development of the Biosphere*, S. 292–317 (London, Cambridge University Press).
- Holling, C. S. (1996): Engineering resilience versus ecological resilience. In: P. C. Schulze (Ed.): *Engineering. In: Ecological Constraints*, S. 31–44 (Washington, DC, National Academy Press).
- Kötter, T., & Linke, H. J. (2013): Vom Wachstum zur Schrumpfung – Ein Beitrag zum neuen Planungsverständnis für Städte und Dörfer im demografischen Wandel. *Zfv* 1/2013.
- Küpper, P.; Steinführer, A.; Ortwein, S., & Kirchesch, M. (2013): Regionale Schrumpfung gestalten. Handlungsspielräume zur langfristigen Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe schaffen und nutzen. Johann Heinrich von Thünen-Institut, Bundesforschungsanstalt für Ländliche Räume, Wald und Fischerei -vTI-, Braunschweig (Hrsg.); Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung -BLE-, Bonn (Hrsg.).
- Li, Y.; Westlund, H.; Zheng, X., & Liu, Y. (2016): »Bottom-up Initiatives and Revival in the Face of Rural Decline: Case Studies from China and Sweden.« *Journal of Rural Studies, Rural Restructuring in China*, 47, Part B (October): 506–13. doi:10.1016/j.jrurstud.2016.07.004.
- Meadows, D.; Meadows, D. H.; Zahn, E., & Peter Milling (1972): *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit.* Deutsche Verlags-Anstalt.
- Milbert, A. (2015): *Wachsen oder schrumpfen? BBSR-Analysen Kompakt 12*, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), Bonn.
- Ravazzoli, E. (2015): In: *Permanent Secretariat of the Alpine Convention (PSAC) Demographic changes in the Alps. Report On The State Of The Alps, Alpine Convention*, Innsbruck.
- Schmelzer, M. (2016): *Degrowth – kurze Einführung in Konzept und Bewegung*, abrufbar unter https://ubi-degrowth.eu/static/Schmelzer_Matthias_Manuskript_Degrowth-Einfu%CC%88hrung_20Mai2016.pdf, Abrufdatum: 09.02.2017.
- Weidner, S. (2004): *Stadtentwicklung unter Schrumpfungbedingungen: Leitfaden zur Erfassung dieses veränderten Entwicklungsmodus von Stadt und zum Umgang damit in der Stadtentwicklungsplanung.* BoD – Books on Demand.

TEIL I

Zur Auseinandersetzung mit Schrumpfung

*Theorien, Stoßrichtungen
und Erklärungsansätze*

Schrumpfung und Rückbau: Über das Ende von Produktlebenszyklen und die Anpassungsfähigkeit lebensfähiger Systeme

Ein wirtschaftswissenschaftlicher Zugang

Harald Pechlaner & Elisa Innerhofer

1 Einführung

Der vorliegende Beitrag diskutiert mit einem wirtschaftswissenschaftlichen Zugang die Herausforderungen von Anpassung und Entwicklung im Kontext von Wandel und Veränderungen. Dabei werden Konzepte und Modelle sowie Erklärungs- und Gestaltungsansätze aus der Evolutionstheorie sowie aus den Wirtschaftswissenschaften und aus der Verbindung der beiden Blickwinkel ins Spiel gebracht. Es geht darum, die disziplinspezifischen Modelle in einen Rahmen von Ort, Destination und Region und damit in den erweiterten Rahmen von Orts-, Destinations- und Regionalentwicklung zu stellen. In der Diskussion um die Sicherstellung der Lebens- und Funktionsfähigkeit von Systemen zeigt sich die Notwendigkeit der Anpassung, Veränderung und Entwicklung – und zwar unabhängig davon, ob das Unternehmen als soziales System oder das System »Region« oder »Destination« im Fokus steht. Die verschiedenen Modelle zur Begrenztheit und Lebensdauer von Systemen im Sinne von deren Marktattraktivität und -akzeptanz verdeutlichen, dass an dem strategischen Wendepunkt im Laufe eines Lebenszyklus eines Produktes, eines Unternehmens oder einer Region die Fähigkeit und Flexibilität zur Veränderung und zum Umdenken eine zentrale Voraussetzung darstellen. Dabei können neben Wachstum auch Konzepte des Rückbaus und der

Schrumpfung als Strategien des Umbaus Berücksichtigung finden. In den folgenden Absätzen werden zunächst diverse Modelle zur Lebensdauer und Lebensfähigkeit von Systemen dargestellt, anschließend erfolgt die Zusammenführung der Modelle mit der Destinations- und Regionalentwicklung.

1.1 Dynamische Entwicklungen und die Notwendigkeit der Anpassungsfähigkeit

Aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen (z. B. der demografische Wandel), aber auch wirtschaftliche und politische Veränderungen sowie globale Krisen, welche die Finanzmärkte oder das ökologische Gleichgewicht betreffen, lösen weltweit und in praktisch allen Bereichen und Disziplinen Debatten und Bewegungen aus, die auf der Suche nach neuen Orientierungen, insbesondere Strategien, Handlungsansätzen und Welterhaltungen sind, um die Lebens- und Überlebensfähigkeit von Systemen sicherzustellen. Es geht darum, Systeme unterschiedlicher Art, von den Ökosystemen, den biologischen Organismen bis hin zu den sozialen Systemen, auf die Notwendigkeit der Veränderungs-, Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit hinzuweisen und ihre Fähigkeit im Umgang mit Krisen sowie ihre Vulnerabilität zu bewerten, zu analysieren und schlussendlich zum Positiven zu verändern. Mit anderen Worten, es geht darum, Systeme resilient zu machen, das heißt, ihnen die Fähigkeit zu eigen zu machen, sich aus Krisen oder Schocks ohne langfristige Beeinträchtigung wieder zu erholen und den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen (Holling, 1973; Davoudi, 2012).

Die Herausforderung des Wandels und der Anpassung an Veränderungen begleitet Systeme nicht erst seit der jüngeren Vergangenheit. In den Wissenschaften haben viele Disziplinen ihre Ansätze und Strategien zum Umgang mit Veränderungen konzipiert und entwickelt. In den Wirtschaftswissenschaften beispielsweise, in deren Mittelpunkt Unternehmen als soziale Systeme¹ stehen, ist die Notwendigkeit des Change Managements als Teil der Unternehmensstrategie sowohl für die Wissenschaft als auch

¹ Zu den sozialen Systemen, vgl. Luhmann, 1987.

für die Praxis unumstritten, wobei sich verschiedene Gestaltungsansätze etabliert haben. Change Management setzt in der Regel dann ein, wenn ein Unternehmen an einem strategischen Wendepunkt angekommen ist oder sich diesem nähert, sich für eine strategische Neuausrichtung entschieden hat und dabei neue Produkte, Technologien oder Produktionsprozesse einführt, auf neuen Märkten aktiv wird oder Reorganisationsprozesse in die Wege leitet (vgl. Lauer, 2014). In der Praxis zeigen sich immer wieder zahlreiche gescheiterte Change-Management-Projekte, weil die für die Veränderung von unternehmerischen Prozessen oder Verhaltensweisen erforderlichen Regeln nicht klar definiert oder eingehalten, Rahmenbedingungen nicht beachtet wurden oder die erforderliche Akzeptanz der Veränderungen nicht gegeben war. Eine Ideal- oder Patentlösung für Change Management, die unabhängig von systemspezifischen Faktoren immer funktioniert, gibt es nicht (vgl. Rank & Scheinpflug, 2010).

Die Bewältigung von Unsicherheiten, von Komplexität und von Wandel und die damit verbundene Notwendigkeit der Anpassung stellen eine unternehmerische Herausforderung dar. Die Anpassungsfähigkeit (oder auch Adaptabilität oder Flexibilität) bezieht sich auf die Fähigkeit eines Systems zur Veränderung und Selbstorganisation, um auf die durch Unsicherheit gekennzeichnete Umwelt sowie auf äußere dynamische Umstände zu reagieren. Anpassungsfähigkeit ist demnach auch die Fähigkeit zur Selbstkonfiguration (Wilfling, 2013; Malik, 2015). Anpassung ist auf die Zukunftsfähigkeit der Systeme oder Unternehmen ausgerichtet, wobei die Bewältigung oder gar die Vermeidung von Krisen und Unsicherheiten eine bedeutende Rolle spielen. Gelingt Anpassung nicht, dann kann dies Scheitern zur Folge haben (vgl. Pechlaner, Stechhammer & Hinterhuber, 2010). Gerade dann, wenn Unternehmen oder Regionen einen strategischen Wendepunkt erreicht haben, diesen aber nicht erkennen, Krisensignale ignorieren und daher keine oder verspätete Anpassungsprozesse in die Wege leiten, kann das zum Scheitern eines Systems führen, welches beispielsweise auf Überlebens- und Wettbewerbsfähigkeit ausgerichtet war. Wenn Unternehmen in eine Abschwungphase² gelangen und schei-

2 Zum Produktlebenszyklus siehe auch Punkt 3.2.

tern, weil die Fähigkeit zur Anpassung fehlt, sind es letztlich Führende und ihre im Moment nicht geeigneten strategischen Management- oder Leadershipfähigkeiten, die das Scheitern bewirken (vgl. Pechlaner, 2010). Scheitern kann dann eine Folge des Fehlens geeigneten Managements oder geeigneter Leaderships sein, wenn Gewohnheiten nicht kritisch überdacht, keine ausreichend offene Einstellung gegenüber möglichen Veränderungen gegeben ist und betriebliche Prozesse nicht von außen auf ihre Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit hin betrachtet werden (Hinterhuber & Ortner, 2005). Doch ist Scheitern in betrieblichen Prozessen in der Regel ein partielles Scheitern. Ein »endgültiges« Scheitern ist erst dann gegeben, wenn beispielsweise die Existenz des Unternehmens beendet wird (vgl. Pechlaner, 2010). Das heißt, dass partielles Scheitern auch noch Lernprozesse in Gang setzen und beim Erkennen der Anpassungsnotwendigkeit sowie einer vorhandenen Lernbereitschaft und -willigkeit zur Aneignung von Anpassungsfähigkeit führen kann. In diesem Fall kann Scheitern als eine Phase des Wandels im Sinne der Transformation hin zu einer Phase des Neubeginns verstanden werden (vgl. Pechlaner 2010) oder, um es in der Terminologie des Produktlebenszyklus zu beschreiben, als die Entstehungsphase eines neuen Unternehmens oder Produktes.

1.2 Einführende Überlegungen zum Umbau von Regionen und Destinationen

Trotz der Tatsache, dass es in der Auseinandersetzung mit Wandel nicht um etwas gänzlich Neues geht, hat das Thema nichts von seiner Aktualität eingebüßt und ist heute aktueller denn je. Auch wenn Wandel immer schon die Grundlage gesellschaftlicher und wirtschaftlicher (Weiter-)Entwicklung war, so hat sich die Intensität und Dynamik, die diesem Wandel inhärent ist, in den letzten Jahrzehnten enorm verstärkt (z. B. Hafner & Miosga, 2014). Die Überlappung verschiedenster Veränderungsphänomene wie auch die Vielschichtigkeit von Veränderungsprozessen haben sich intensiviert, die Komplexität hat zugenommen und damit den Anpassungsdruck auf lebensfähige Systeme erhöht. Hinzu kommt die Tatsache, dass einige der Veränderungsprozesse und plötzlichen Ereignis-

nisse (Schocks), wie beispielsweise der Klimawandel oder Naturkatastrophen, Auswirkungen und Effekte haben, die außerhalb der menschlichen Einflussosphäre liegen (Dwyer, 2009). Inwieweit Unternehmen und Organisationen lebens- und überlebensfähig sind, hängt wesentlich von ihrer Anpassungsfähigkeit sowie von der Qualität ihrer Anpassung an die veränderten Bedingungen ab. Dies gilt auch für Regionen und Destinationen: »without doubt, adaptation will be a critical competence in shaping the future of [...] regions and destinations« (Pforr, Pechlaner, Volgger & Thompson, 2014).

Im Kontext der Veränderung, Entwicklung und Anpassung von Regionen und Destinationen sowie im Rahmen der hierfür erforderlichen Erarbeitung von Anpassungsmaßnahmen sollten alle möglichen Optionen und Alternativen in Betracht gezogen und durchdacht werden. Hierzu zählen auch Strategien und Prozesse des Umbaus, Rückbaus und der Schrumpfung.

Rückbau bezieht sich dabei in erster Linie auf Infrastrukturen. Im Bauwesen steht Rückbau für das teilweise oder gänzliche Zerstören und Entsorgen von Bauwerken und Infrastrukturen jeglicher Art und deren Folgeprozesse. Im Kontext der Regional- und Stadtentwicklung gilt Rückbau als eine Maßnahme der Anpassung zur Gestaltung von Schrumpfungsprozessen (u. a. Müller & Wiechmann, 2003) und kann neben Infrastrukturmaßnahmen auch den Abbau von Dienstleistungen umfassen. Schrumpfung versteht sich in der Regionalentwicklung als ein zirkulär-kumulativer, multidimensionaler Prozess, ausgelöst durch zwei ursächliche Prozesse, dem Bevölkerungsrückgang und der ökonomischen Krise (Bürkner, Kuder & Kühn, 2005; Küpper et al., 2013). Die sich gegenseitig verstärkenden Prozesse lösen in den betroffenen Orten eine Abwärtsspirale aus, die unter anderem durch die Auflösung sozial lebensfähiger Gemeinschaften, den Verlust sozialer Vitalität, die Überalterung der Gesellschaft, die Unterauslastung und den Rückbau sozialer Strukturen sowie durch Arbeitsplatzrückgang und Leerstand gekennzeichnet ist (Müller & Wiechmann, 2003).

Stellt sich beispielsweise heraus, dass die Region oder Destination durch die steigende Zuwanderung, die zunehmenden Nüchternungen und Unter-

nehmensniederlassungen an der Grenze der Tragfähigkeit der Region angelangt ist, eine weitere Nutzung der natürlichen Ressourcen dieselben zerstört und das zunehmende Wachstum zu einem Verlust an Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität und damit insgesamt zum Verlust der Lebensfähigkeit der Region führt, können Schrumpfungs- und Rückbauprozesse eine aus wirtschaftlicher, ökologischer und gesellschaftlicher Perspektive sinnvolle Alternative sein. Eine dadurch erzielte Neupositionierung der Region oder Destination im Markt und im Wettbewerb um möglicherweise neue Zielgruppen mit anderen Erwartungen und Motivationen, kann eine Region wieder stärker funktions- und lebensfähig machen. Daher gilt es, in Wissenschaft und Praxis von Regionalentwicklung die Optionen Schrumpfung und Rückbau als Alternativen mitzudenken und zuzulassen. Es geht dabei nicht darum, wachstumsorientierte Paradigmen zur Gänze abzulehnen, sondern darum, neben dem quantitativen vor allem einem qualitativen Wachstum vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Hierfür ist allerdings ein Umdenken erforderlich: Schrumpfung muss positiv gedacht werden (siehe auch »Gesund schrumpfen«, vgl. Rink, 2014). Die wissenschaftliche Diskussion hat sich seit Anfang der 2000er-Jahre intensiviert (in der deutschsprachigen Literatur insbesondere durch die Entwicklungen in den neuen Bundesländern, in denen sich Schrumpfungprozesse seit vielen Jahren beobachten lassen, vgl. Milbert, 2015), doch die politische Praxis verharrt weiterhin vornehmlich im linearen Wachstumsdenken (vgl. Küpper et al., 2013).

Um die Notwendigkeit der Anpassungsfähigkeit lebensfähiger Systeme sowie die Notwendigkeit zur Veränderung genauer zu betrachten und zu verstehen, soll der Blick in die Naturwissenschaften und die der Evolution zugrunde liegenden Selektionsprozesse gewagt werden. Es stellt sich die Frage, ob dem Prozess der Selektion von Organismen, die sich anpassen und weiterentwickeln, und solchen, die sich nicht anpassen und scheitern oder eliminiert werden, dieselben Mechanismen zugrunde liegen wie der Lebensfähigkeit von sozialen Systemen, wie zum Beispiel Unternehmen oder Regionen. Dies und welche Parallelen sich hier mit betriebswirtschaftlichen Überlegungen zeigen, soll in den nächsten Absätzen ausgeführt werden.

2 Selektionsprozesse als Entwicklungsfaktor

Sofern der ansatzweise Vergleich einer naturwissenschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Perspektive überhaupt möglich ist, zeigt sich doch, dass der stete Wettbewerb zwischen Individuen einer Art oder Unternehmen einer Branche zur (natürlichen oder marktgetriebenen) Auslese einzelner Individuen oder Unternehmen führt. Nur bestimmte Gruppen können den Wettbewerb oder den Kampf um die Existenz überleben. Derlei Auslese- oder Selektionsprozesse zeigen sich sowohl in der Natur als auch in der Wirtschaft.

Aus betriebswirtschaftlicher Perspektive bedeutet Lebens- und Überlebensfähigkeit von Unternehmen Wettbewerbsfähigkeit. Wettbewerbsfähigkeit zeigt sich erst nach dem Marktzutritt bzw. erst nach einer gewissen Zeit der Markterfahrung eines Unternehmens, und zwar durch Selektion über Marktprozesse. Unternehmen, die neu in den Markt eintreten und das Potenzial haben, die Anforderungen des Wettbewerbs zu erfüllen, haben eine Chance zu überleben und zu wachsen. Andere Unternehmen, die diese Anforderungen noch nicht zur Gänze erfüllen, müssen ihre Strukturen und Abläufe flexibel halten und anpassen können, um Wettbewerbsfähigkeit zu erlangen. Ist die Anpassungs- und Lernfähigkeit nicht gegeben, unterliegen sie unmittelbar der Marktselektion (vgl. Pleschak, 2003). Solche Selektionsprozesse können als Entwicklungsfaktor, bei Betrachtung aus natur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, fungieren.

2.1 Selektionsprozesse aus naturwissenschaftlicher Perspektive und ihre Bedeutung für das Management

Eine häufig genannte Quelle, von der Unternehmen und Systeme lernen können, wenn es um den Prozess der Anpassung geht, sind die Natur und ihre Mechanismen. Erfolgreiche natürliche Organismen haben sich entwickelt, ohne dabei Krisen und vorhersehbare oder unvorhersehbare Risiken und Katastrophen zu untersuchen und zu analysieren. Natürliche Organismen passen sich an, um auf Wandel zu reagieren. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, was Unternehmen, Organisationen

und Regionen im Hinblick auf anpassungsfähige Systeme von der Natur lernen können. Sagarin 2012 verweist auf vier Prinzipien anpassungsfähiger natürlicher Systeme, die auch für anpassungsfähige Unternehmen und Räume eine gewisse Relevanz haben können:

- ◆ Dezentralisierung,
- ◆ Redundanz,
- ◆ symbiotische Verbindungen,
- ◆ auf sich selbst verweisende Prozesse.

Systeme sollten so organisiert sein, dass sie ohne zentralisierte Kontrolle auskommen und dass vielmehr lokale Teilsysteme schnell, unabhängig und daher auch effizienter auf Veränderungen reagieren können und somit eine Form der Selbststeuerung übernehmen. Darüber hinaus sollte Redundanz vorherrschen. Wenn das Vorhandensein redundanter Informationen auch zunächst ineffizient erscheint, so ermöglicht es die Lösung unerwarteter Probleme und den Umgang mit Risiken und Unsicherheiten. Redundanzen sind Ressourcenüberschüsse und können Ungleichheiten kurzfristig ausgleichen (Günther, 2009). Symbiotische Verbindungen werden vor allem zwischen ungleichen Paaren beobachtet, aus denen aber beide einen Vorteil ziehen und die Organismen anpassungsfähiger machen. Das Prinzip der »auf sich selbst verweisenden Prozesse« schließlich meint die Fähigkeit der Natur, kontinuierlich auf die eigenen Erfolge zurückzugreifen. Fehler führen in der Natur dazu, dass Organismen aussterben und sich nicht reproduzieren. Unternehmen hingegen lernen aus Fehlern, bereiten sich dadurch aber nur auf Krisen oder Gefahren vor, die bereits stattgefunden haben. Neue Gefahren werden durch diese Reaktion nicht antizipiert (Sagarin, 2012; 2013).

Nach der darwinistischen Theorie (1859) sind Organismen dann lebensfähig, wenn sie auf äußere und innere Änderungen durch Anpassung reagieren können. Durch die Evolution zeigt sich, welche Organismen lebens- und überlebensfähig sind. Evolution ist ein langsamer und langfristiger Prozess der Änderung von Organismen. Triebkraft dieser Evolution, sprich Evolutionsfaktor, ist die natürliche Selektion (vgl. Kutschera, 1937). Durch die natürlich gerichtete Selektion werden jene Organismen,

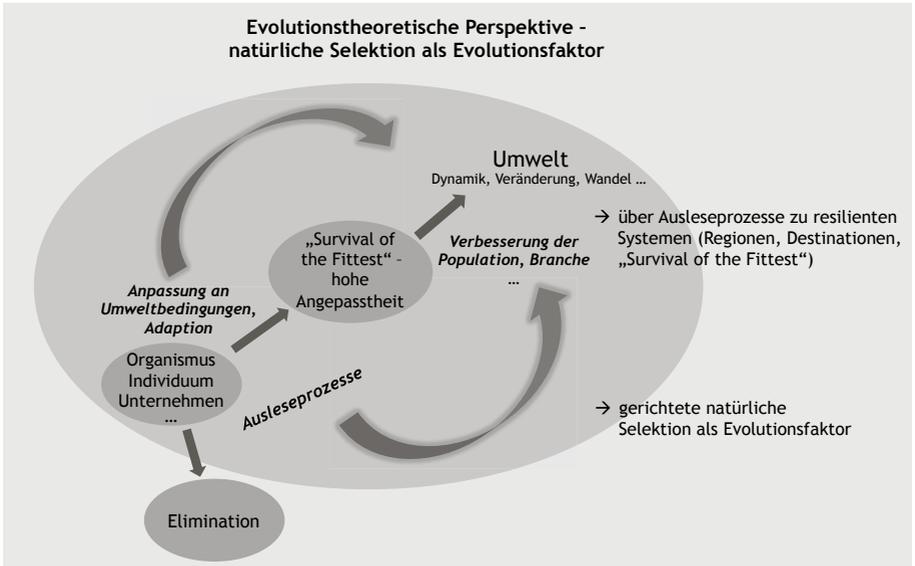


Abbildung 1: Evolutionstheoretische Perspektive – natürliche Selektion als Evolutionsfaktor (Quelle: eigene Darstellung)

die sich verändern und besser an eine neue Umwelt anpassen können, überleben, während die Nichtangepassten eliminiert werden. Dadurch entwickeln sich jene Eigenschaften, die den Organismus besser an die veränderte Umwelt anpassen, weiter, es entstehen neue Regeln und Gesetzmäßigkeiten, welche die Population insgesamt weiterbringen. Das heißt, das Überleben des Organismus hängt von der Qualität seiner Anpassung an die veränderte Umwelt ab, was das Überleben der Bestangepassten (»Survival of the Fittest«) zur Folge hat. Die Bestangepassten einer bestimmten Art überleben öfter und haben daher eine höhere Anzahl an Nachkommen (vgl. Darwin, 1859). Abbildung 1 stellt den Zusammenhang grafisch dar.

Übertragen auf das Unternehmen heißt dies, dass Unternehmen, die eine gewisse Qualität der Anpassbarkeit aufweisen, am Markt überleben, während jene Unternehmen, die sich nicht anpassen, im Zuge der Ausleseprozesse aus dem Markt selektiert und damit eliminiert werden. Die

Analyse des unternehmerischen Flexibilitätsmanagements beispielsweise kann zeigen, ob und wie ein Unternehmen zeitnah und zielführend Anpassungsfähigkeit erzeugen kann (Wilfing, 2013). In der in diesem Beitrag im Kontext der wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion verwendeten Terminologie würde die Elimination dem Scheitern eines Unternehmens gleichgesetzt (Pechlaner, Stechhammer & Hinterhuber, 2010), was dann der Fall ist, wenn Adaption und somit Krisenbewältigung nicht gelingen. Diese Selektion bewertet Veränderungen und sichert das Überleben jener Unternehmen mit jenen Eigenschaften bzw. jener Anpassbarkeit, die das Unternehmen besser mit den gegebenen Umweltbedingungen umgehen und in dem gegebenen Umfeld erfolgreich agieren lassen. Das führt insgesamt zu einer Verbesserung oder Evolution der gesamten Branche (vgl. dazu z. B. Sagarin, 2013).

Diese Interpretation macht deutlich, dass sich Parallelen in der Selektion oder Auslese und Weiterentwicklung von natürlichen und unternehmerischen Systemen zeigen. Wie zu Beginn dieses Beitrages angeführt, hat jedoch jede Disziplin ihre Strategie-, Planungs- und Erklärungsansätze entwickelt, um die Prozesse und Eigenschaften lebensfähiger Systeme zu verstehen und zu erklären.

2.2 Selektionsprozesse aus betriebswirtschaftlicher Perspektive

Produkte und Unternehmen unterliegen Entwicklungszyklen und haben eine bestimmte Lebensdauer (Vernon, 1966). Das klassische Produktlebenszyklusmodell beschreibt vier Phasen: die Einführungs- und Wachstumsphase, die Reifephase und die Sättigungs- oder Degenerationsphase. Während die Anlaufkosten in der Einführungsphase hoch und die Gewinne gering sind, steigen Letztere in der Wachstumsphase an. In der Reifephase beginnen die Wachstumsraten der Gewinne und Margen zu sinken. In der Sättigungsphase stagnieren Umsätze, während sie in der Degenerationsphase in der Regel rückläufig sind (z. B. Hoffmann, 1972; Höft, 1992). Dies erfordert eine laufende Weiterentwicklung bestehender bzw. Entwicklung neuer Produkte, damit Unternehmen langfristig am Markt bestehen und ihre Überlebensfähigkeit sicherstellen können. In den unterschiedlichen Lebensphasen sind unterschiedliche produktbezogene

Entscheidungen über Investitionen und Desinvestitionen, über welche in der Folge auch Selektionsprozesse stattfinden, zu treffen.

Es sei an dieser Stelle auch angemerkt, dass das Lebenszyklusmodell als Modell, das die verschiedenen Stadien bzw. Lebensphasen eines Produktes abbildet und damit als Entscheidungsinstrument der strategischen und operativen Planung zugrunde gelegt werden kann, zahlreiche Kritikpunkte und mittlerweile zahlreiche Kritiker hat (Bernecker, 2013). Weder sind die einzelnen Phasen klar voneinander abgrenzbar, noch ist der Übergang der Phasen erkennbar. Das heißt, das Modell ist kein Entscheidungsmodell, sondern vielmehr ein Erklärungsmodell. Im Nachhinein ist es möglich, aufgrund der sinkenden Verkaufs- und Erlös- sowie Gewinnzahlen eine Bestimmung der Phasen vorzunehmen. Das Modell ist daher nicht dazu geeignet, Investitions- oder Desinvestitionsentscheidungen zu treffen. Darüber hinaus werden äußere Einflussfaktoren, wie beispielsweise politische Entscheidungen, der gesellschaftliche Wandel oder Umwelteinflüsse, im Modell nicht berücksichtigt. Diese Faktoren liegen zwar außerhalb des Einflussbereiches des Unternehmens, dennoch können Unternehmen ihre Strategien, wie zum Beispiel Absatzstrategien, anpassen. Wenige Anpassungen können genügen, um das Produkt oder das Unternehmen wieder in eine Wachstumsphase zu überführen (Meffert, 1974; Dhalla & Yuspeh, 1976).

Ein weiteres Instrument, welches strategischen Entscheidungen über produktbezogene Investitionen und Desinvestitionen in Unternehmen zugrunde liegen kann, auch einen externen Indikator inkludiert und gerne zusammen mit dem Produktlebenszyklus verwendet wird, um die Produkt- oder Unternehmenssituation darzustellen, ist die Portfolioanalyse (siehe Abbildung 2). Sie dient dem Unternehmensmanagement zur Formulierung von Unternehmensstrategien, zur Planung von Investitionen und damit auch zur Steuerung von Selektionsprozessen (vgl. Hinterhuber, 2011).

Die Portfolioanalyse der Boston Consulting Group beispielsweise besitzt eine zweidimensionale Betrachtungsweise. Die zwei Dimensionen Marktwachstum (externer Indikator) und Marktanteil (interner Indikator) werden in einer Skala von niedrig bis hoch eingeteilt. Während das Markt-

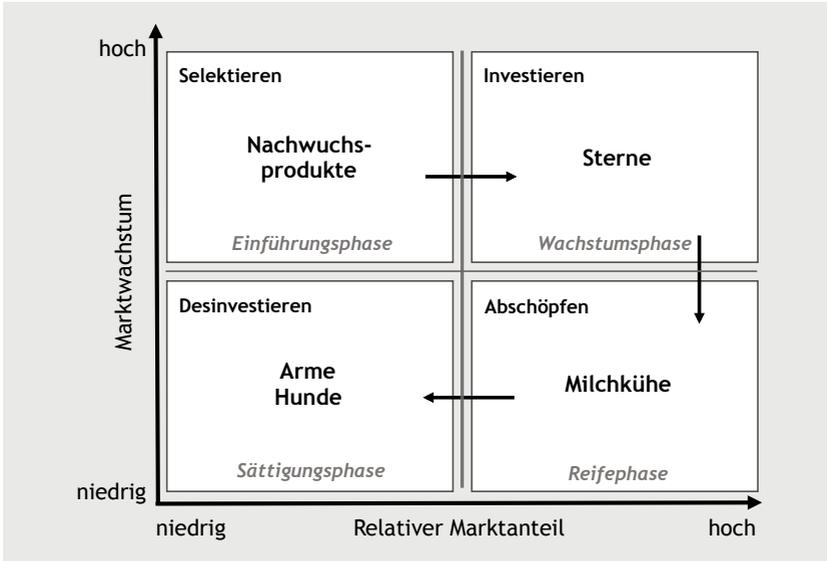


Abbildung 2: Das BCG-Portfolio (Quelle: in Anlehnung an Schneider, 2000; Hinterhuber, 2011; BCG – The Boston Consulting Group. Vgl. BCG – The Boston Consulting Group. Portfoliomatrix, abrufbar unter http://www.bcg.de/bcg_deutschland/geschichte/klassiker/portfoliomatrix.aspx, Abrufdatum: 19. 12. 2016)

wachstum die marktbezogenen Entwicklungsmöglichkeiten eines Produktes oder einer gesamten strategischen Einheit anzeigt, gibt der Marktanteil Auskunft über den eigenen Marktanteil im Verhältnis zu jenem des größten Konkurrenten (vgl. Schneider, 2000). Auch in diesem Modell wird davon ausgegangen, dass jedes Produkt bzw. jede Einheit eine bestimmte Lebensdauer hat und demnach einen Lebenszyklus durchläuft, wobei die Liquiditäts- oder Cash-Flow-Beiträge eines jeden Produktes davon abhängen, in welcher Phase des Lebenszyklus es sich befindet (vgl. Hinterhuber, 2011). Während somit die Nachwuchsprodukte neue Produkte sind, die zwar ein hohes Marktwachstum, aber einen geringen Marktanteil haben, und daher den ständigen Zufluss liquider Mittel erfordern, um die Investitionen zu decken, generieren die »Sterne«, aufgrund des hohen Marktwachstums und Marktanteiles einen hohen Cash-Flow. Die »Milchkühe« hingegen sind jene Produkte, die einen hohen Marktanteil

haben, Cash-Flow-Überschüsse generieren und daher, trotz des geringen oder sinkenden Marktwachstums, wichtig sind für die Finanzierung der Investitionen in anderen Produktbereichen. Die »armen Hunde«, auch Problemprodukte genannt, sind jene, die mit einem geringen Marktwachstum und einem geringen Marktanteil einen negativen Cash-Flow aufweisen (vgl. Schneider, 2000; BCG – The Boston Consulting Group³). Diese Produkte befinden sich in der Sättigungs- und Degenerationsphase ihres Lebenszyklus. Desinvestitionsstrategien werden die Folge sein, womit die Produkte langsam eliminiert und aus dem Unternehmen ausgeschieden werden. Das optimale Produktportfolio eines Unternehmens sollte aus wenigen Nachwuchsprodukten, einigen Milchkühen sowie möglichst vielen Sternen und keinen Problemprodukten bestehen.

Doch weist auch dieses Planungsinstrument Kritikpunkte auf. Ein Nachteil besteht darin, dass es die Komplexität nicht zur Gänze abbilden kann, wodurch wichtige Faktoren verloren gehen. Abhängigkeiten werden nicht berücksichtigt und allgemeine Strategien sind für spezielle Probleme nicht anwendbar. Auch werden in dem Darstellungsmodell keine zukünftigen Entwicklungen berücksichtigt (vgl. Baum, Coenenberg & Günther, 2007).

2.3 Betriebswirtschaftliche Ansätze in der Destinations- und Regionalentwicklung: der Lebenszyklus von Regionen und Destinationen

In Analogie zum betriebswirtschaftlichen Konzept des Produktlebenszyklus können auch die einzelnen Phasen der Wettbewerbs- und Lebensfähigkeit einer Region im Markt anhand des Lebenszyklusmodells dargestellt werden (siehe Abbildung 3). Es ist dies eines der traditionellsten Erklärungsmodelle im Tourismus, das auf Destinations- und Produktebene angewendet wird (vgl. Butler, 1980; Weiermair, Peters & Schuckert, 2008).

Das Lebenszykluskonzept geht von einer zeitlich begrenzten Akzeptanz und Attraktivität einer Destination oder Region am Markt aus. Diese

³ Vgl. BCG – The Boston Consulting Group. Portfoliomatrix, abrufbar unter http://www.bcg.de/bcg_deutschland/geschichte/klassiker/portfoliomatrix.aspx, Abrufdatum: 19.12.2016.

Marktakzeptanz der Region bzw. Destination verändert sich im Laufe der Lebensdauer. Das Lebenszyklusmodell (in Anlehnung an den »Tourism Area Life Cycle«) für Regionen und Destinationen geht, ähnlich dem Produktlebenszyklusmodell, von einer Einführungs- (Involvement), einer Wachstums- bzw. Entwicklungs- (Development), einer Reife- (Consolidation) und einer Stagnationsphase (Stagnation) aus (vgl. Butler, 1980; 2006a; 2006b). In der Einführungsphase erfreut sich die Region oder Destination zunehmender Attraktivität und Beliebtheit. Sie verzeichnet steigende Nächtigungszahlen, Zuwanderung an Einwohnern und/oder eine steigende Anzahl an Unternehmensniederlassungen oder Neugründungen. Dadurch nimmt die regionale Wertschöpfung zu und sowohl öffentliche als auch private Investitionen werden getätigt. Die Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität werden aufgebaut. In der Wachstums- oder Entwicklungsphase steigt die Attraktivität weiterhin an, der quantitative Zuwachs setzt sich fort und insgesamt wächst die Region bzw. Destination stärker als andere Mitwettbewerber. Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität werden weiterhin ausgebaut. In der Reifephase wird die Position am Markt zwar gehalten, die Zuwachsraten allerdings verkleinern sich, die Wertschöpfung wie auch die Investitionen stagnieren oder sind gar rückläufig und in einzelnen Teilbereichen können sich Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität negativ entwickeln, was jedoch die Funktions- und Lebensfähigkeit der Region insgesamt noch nicht infrage stellt. In der Stagnationsphase sind keine quantitativen Zuwächse mehr zu verzeichnen, wobei die Region in einzelnen Bereichen auch Marktanteile und somit ihre Position am Markt verlieren kann. Es kann zu einer Ausdünnung und zu einer qualitativen Verbesserung kommen. Auch können sich erste Tendenzen in Richtung Abwanderung bestimmter Bevölkerungsgruppen sowie das Ausbleiben von Gästen abzeichnen. Eine weitere Folge kann ein Investitions- und Entwicklungsstopp sein (vgl. Cooper, 1993; 1994; Peters, Schuckert & Weiermair, 2008).

In der Stagnationsphase ist eine Region gewiss wieder an einem strategischen Wendepunkt angekommen. Wird von den verantwortlichen Akteuren und Entscheidungsträgern wenig unternommen, wird die Region zumindest keine essentiellen Wachstums- und/oder Veränderungs-

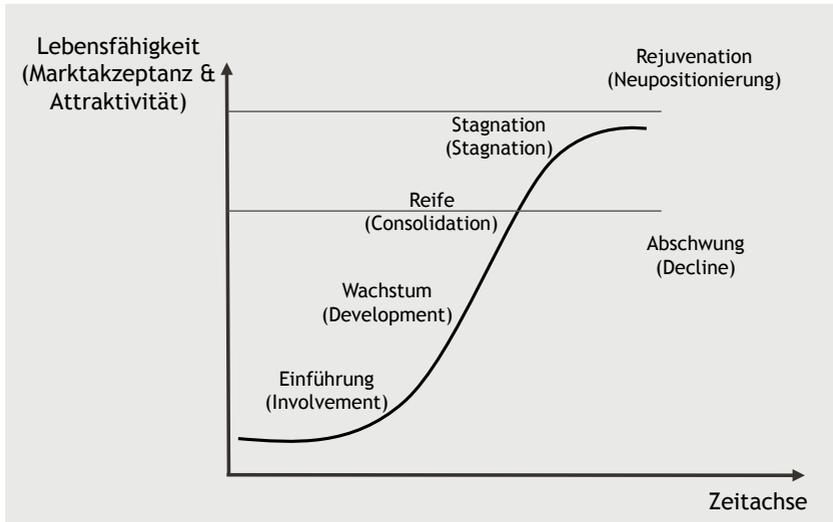


Abbildung 3: Lebenszyklus von Regionen und Destinationen

(Quelle: in Anlehnung an den »Tourism Area Life Cycle« von Butler, 1980; 2006a; 2006b)

impulse bekommen: Die Nachfrage (vonseiten der Einwohner, Besucher und Unternehmen) wird sich auf einem niedrigen Niveau einpendeln und aufgrund fehlender Wertschöpfung werden notwendige Investitionen und Erneuerungen ausbleiben, womit sich die Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität und somit die Attraktivität der Region als Urlaubs-, Wohn- und Arbeitsraum kontinuierlich verschlechtern wird.

Um dies zu vermeiden, muss die zeitlich begrenzte Akzeptanz und Attraktivität der Region am Markt ständig im Blick gehalten werden. Die Aktivitäten der Regionalentwicklung sind laufend zu überprüfen, was eine kontinuierliche Marktbeobachtung sowie die frühzeitige Erfassung von Informationen über relevante Veränderungen erforderlich macht (vgl. Butler, 1980). Darauf basierend können an dem strategischen Wendepunkt Anpassungen zur Erhaltung der Attraktivität, Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität vorgenommen werden.

Wie das Modell des Produktlebenszyklus wird auch das Lebenszyklusmodell der Destinationen und Regionen aufgrund seines Determinismus häufig kritisiert. Historische Entwicklungen lassen sich nur ex post analy-

sieren, Indikatoren, die als Warnmechanismus den Übergang in die Stagnationsphase signalisieren würden, werden vermisst und zukünftige Entwicklungen werden nicht mitberücksichtigt (vgl. Cooper, 1994; Pechlaner & Reuter, 2011).

Anknüpfend an diese Kritikpunkte hat sich die Tourismusforschung mit den Übergängen von einer Lebensphase in die nächste auseinandergesetzt. Die Phase des Übergangs von der Einführungs- zur Wachstumsphase einer Region/Destination bezeichnen Pechlaner, Reuter & Bachinger (2009) als den »Change Korridor«. Diese Phase ist gekennzeichnet durch »Signale des Wandels«: Es ändert sich das Rollenverständnis der Akteure in einer Region, touristische Entwicklungsstrategien werden ausgearbeitet, Akteure vernetzen sich. Dabei werden neben den internen auch die externen Faktoren berücksichtigt, die auf die Entwicklung einwirken können. Externe Faktoren sind beispielsweise die Entwicklung der Nachfrage oder unvorhersehbare Ereignisse/Schocks (vgl. Pechlaner & Reuter, 2011). Gerade diese Anfangsphase des Lebenszyklus – oder anders formuliert: die Aufbauphase der Destination – kann als eine Phase der intensiven Transformation bezeichnet werden. Es ist zu vermuten, dass sich diese Intensität vor dem Hintergrund der zunehmenden Komplexität und Dynamik, die Destinationen als lebensfähige Systeme zu bewältigen haben, noch verstärken wird.

3 Lebensfähige Systeme in der Managementlehre

Eine der zentralen Herausforderungen lebensfähiger Systeme ist die Bewältigung von Komplexität. Lebensfähige Unternehmen müssen in der Lage sein, der Umweltkomplexität ausreichend eigene Managementkomplexität entgegenzustellen. Der Umgang mit Komplexität setzt jedoch ein ganzheitliches Verständnis für Komplexität sowie eine bewusste Auseinandersetzung mit Komplexität voraus (vgl. Bröker, 2005). Es geht darum, Komplexität soweit als möglich steuerbar zu machen, die Agilität zu verbessern und die Anpassungsfähigkeit an dynamische Entwicklungen zu erhöhen, um insgesamt Unternehmen und Systeme resilient zu machen (vgl. Espejo & Harnden, 1989).

Ein Ansatz, der das Management komplexer Systeme im Blick hat und auf die Bewältigung von Komplexität zielt, ist die kybernetische Managementlehre. Der kybernetischen Managementforschung liegt eine Sicht- und Denkweise zugrunde, welche die Anpassungs- und in der Folge die Lebensfähigkeit eines Systems als wichtigste unternehmerische Orientierung postuliert (vgl. Malik 2000). Den Ansätzen der traditionellen Betriebswirtschaftslehre fehlt die nötige Dynamik zur Weiterentwicklung und zur Verwirklichung von Innovationen. Die kybernetische Managementlehre hingegen berücksichtigt diese Dynamik und Veränderungsnotwendigkeit und bezieht sich dabei auf die natürlichen Gesetze. Eine fundamentale kybernetische Annahme ist die Tatsache, dass es natürliche Gesetze gibt, die über lebensfähige Systeme bestimmen und denen sich alle lebensfähigen Systeme unterwerfen (vgl. Beer, 1981). Kybernetik ist die Lehre von den natürlichen Automatismen, wie sie im natürlichen Wachstum der Pflanzen oder auch bei den inneren Körpervorgängen zu finden sind. Anders formuliert ist die Kybernetik die Lehre von der Regelung, Steuerung und Kommunikation im Lebewesen (vgl. Mewes, 1971). Die Tatsache, dass natürliche Gesetze über lebensfähige Systeme bestimmen, heißt, dass lebensfähige Systeme bestimmte strukturelle Gemeinsamkeiten haben. Diese strukturellen Eigenschaften lebensfähiger Unternehmen erforscht die kybernetische Managementlehre (vgl. Malik, 2000).

Ein Modell, das als kybernetisches Instrument bezeichnet werden kann, sowohl einen sozialwissenschaftlichen als auch einen naturwissenschaftlichen Charakter hat und die Lebensfähigkeit von Systemen im Blick hat, ist das Viable System Modell, ein Referenzmodell zur Beschreibung, Diagnose und Gestaltung von Organisationen. Dieses Modell von Beer (1959) vermittelt neue Sichtweisen, um die bestehende Komplexität zu meistern. Das Viable System Modell oder auch Modell lebensfähiger Systeme beschreibt die Elemente, Funktionen, Lenkungsbeziehungen und Interaktionen in Systemen, die für die Lebens- und Überlebensfähigkeit der Systeme erforderlich und verantwortlich sind (vgl. Beer, 1985). Lebens- und Überlebensfähigkeit bedeutet, dass ein System fähig ist, die eigenständige Existenz und Identität aufrechtzuerhalten. Es ist dies eine übergeordnete Systemeigenschaft, welche die Fähigkeiten der Lenkung,

Kommunikation, Anpassung sowie des Lernens und der Weiterentwicklung umfasst (vgl. Ulrich, 1985). Notwendige Charakteristika eines lebensfähigen Systems sind daher die eigene Komplexität, die Stabilität gegen interne Fehler, die Eigenschaft, aus den Erfahrungen zu lernen, immer besser auf Stimuli zu reagieren und daher die immer optimalere Anpassung an Veränderungen zu erreichen (vgl. Beer, 1994).

Das Viable System Modell zielt auf die Bewältigung von Komplexität, schafft eine Balance zwischen Hierarchie und Selbstorganisation, stellt logische Verbindungen zwischen Struktur und Prozess her, setzt auf die Entwicklung des Potenzials der gesamten Organisation und stärkt den inneren Zusammenhalt (vgl. Beer, 1959). Lebensfähige Unternehmen bestehen aus fünf Subsystemen: 1. Produktion/Leistungen, 2. Koordination, 3. Optimierung & operatives Management, 4. strategisches Management, 5. normatives Management.

Zum Produktionsbereich gehören die operativen Basis- bzw. die wertschöpfenden Tätigkeiten und Aktivitäten sowie das lokale Management. Sie dienen der Zweckerfüllung des Systems bzw. Unternehmens. Das zweite Subsystem koordiniert die einzelnen Bereiche des ersten Systems und fungiert daher als Regulierungszentrum. Wenn zum Beispiel mehrere Teilbereiche oder -systeme des Subsystems 1 auf dieselben Ressourcen zurückgreifen wollen, so erfolgt durch das Subsystem 2 die Koordinierung im Sinne des gesamten Systems. Das Subsystem »Optimierung und operatives Management« zielt auf die Überwachung der Tätigkeiten des Systems 2 und sorgt für einen möglichst optimalen Ablauf der operativen Prozesse. Neben der optimierenden hat dieses Subsystem vor allem eine integrierende Funktion. Die Subsysteme 1 bis 3 sind vordergründig innenorientiert, während erst das vierte System auch die Zukunft und den Markt im Blick hat und die systemübergreifende Umgebung berücksichtigt. Hier geht es um das Verstehen und Erfassen der Umwelt, um Zukunftsszenarien, Entwicklungschancen und Innovationen. Das Subsystem »strategisches Management« (Subsystem 4) ist daher wesentlich für die Anpassung. Das fünfte Subsystem fungiert als Ausgleichssystem und zielt auf den Ausgleich zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen internen und externen Entwicklungen. Dieses System gibt die obersten Strategien,

Werte, Normen und Regeln sowie die Identität vor (vgl. Beer, 1959; auch Bröker, 2005).

Ein wesentliches Merkmal dieses Modells liegt in der Fähigkeit zur Selbstorganisation und Autonomie der einzelnen Subsysteme. Hierarchische Strukturen werden aufgegeben und die Strukturen werden so ausgestaltet, dass Varietät dort absorbiert werden kann, wo sie auftritt, und zwar in den Subsystemen (vgl. Beer, 1959).

4 Rückschlüsse auf die Orts-, Destinations- und Regionalentwicklung

Veränderungen und Wandlungsprozesse auf gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ebene beschäftigen neben den Unternehmen, ihren Akteuren und wissenschaftlichen Disziplinen auch die Orts-, Destinations- und Regionalentwicklung. Von den eingangs bereits genannten wirtschaftlichen, ökologischen und gesellschaftlichen Veränderungen sind Systeme unterschiedlicher Art betroffen. Orte, Destinationen und Regionen, verstanden als soziale Systeme (siehe Abbildung 4), unterscheiden sich in diesem Kontext kaum von Unternehmen als soziale Systeme. Vor diesem Hintergrund sind auch im Destinations- und Regionalmanagement Mechanismen zur Steuerung der Prozesse, die im Rahmen des Wandels erforderlich sind, notwendig. Anders formuliert, auch das Management von Destinationen und Regionen erfordert Fähigkeiten des Change Managements im Sinne der Transformation von sozialen Systemen.

Da Change Management auch in Destinationen und Regionen primär die Steuerung des Wandels unter Berücksichtigung des Faktors Mensch bedeutet und sowohl an den Einwohnern selbst, als kleinste Einheiten des Systems, als auch an den regionalen Strukturen und Prozessen und an der Kultur, den Werthaltungen sowie informellen Regelungen und Strukturen ansetzen kann, ist es in erster Linie eine nach innen gerichtete Aufgabe und Herausforderung.⁴ An diesem Punkt liegt ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Change Managements von weiteren auf Wandel und

⁴ Ansatzpunkte des Change Managements in Unternehmen, vgl. Lauer, 2014.

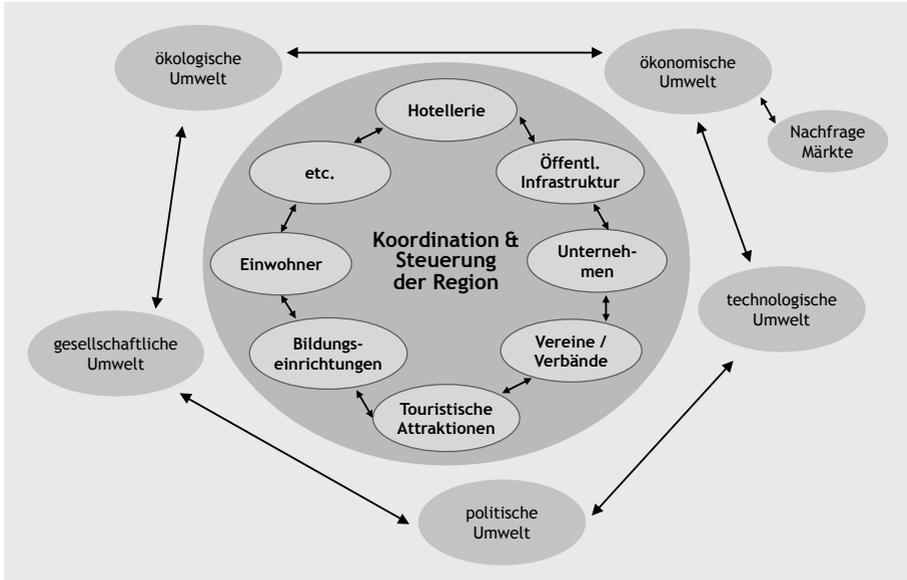


Abbildung 4: Das System Region (Quelle: in Anlehnung an Bieger, 2004)

Veränderung fokussierten Strategie- und Managementbereichen, wie z.B. der Markt- und Trendforschung oder der Zukunftsanalyse und -planung: Change Management ist eine nach innen gerichtete Aufgabe, die sich an die Einwohner der zu verändernden Region richtet, welche von der notwendigen Veränderung zu überzeugen und aktiv dafür zu begeistern sind. In diesem Zusammenhang sind partizipative Prozesse der Regionalentwicklung von zentraler Bedeutung. Partizipation verringert die Resistenz gegen Veränderungen und erhöht die Akzeptanzbereitschaft. Veränderungen und damit zusammenhängende Strategien und Projekte sollten daher bottom-up, unter Beteiligung der Bürger und lokalen Gruppen, entwickelt und eingeführt werden (Küpper, Steinführer, Ortwein & Kirchesch, 2013; Bürkner, Kuder & Kühn, 2005; Müller & Wiechmann, 2003). Veränderte gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Prozesse für das regionale Miteinander sind nur dann implementier- und umsetzbar, wenn sich die Akteure und Stakeholder der Region mit hoher Bereitschaft und Engagement einbringen und bestimmten Veränderungen offen gegenüberstehen.

Darüber hinaus können bisherige Formen der Bürgerbeteiligung im Rahmen von Veränderungs- und Umbauprozessen erste Ausgangspunkte für die Entdeckung bislang nicht bekannter Formen der lokalen Selbstorganisation und –steuerung sein (Bürkner, Kuder & Kühn, 2005).

Dass Change Management und damit das Management der Veränderungen und Entwicklungen eine zentrale Herausforderung für die Regionalentwicklung ist, zeigt sich, wenn jene Entwicklungsrichtungen, die ländliche, periphere Regionen im Alpenraum erleben, genauer betrachtet werden. Diese Regionen sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, dass die gut ausgebildeten jungen Bevölkerungsgruppen die Region verlassen, was zu einer weiteren Überalterung der in den ländlichen Räumen verbleibenden Bevölkerung führt. Diese Räume sind gekennzeichnet von demografischen Ungleichgewichten, Leerständen, defizitären sozialen Infrastrukturen und dem Verlust an Arbeitsplätzen durch Abwanderung und Standortverlagerungen der Unternehmen. In der Folge gehen die wirtschaftliche und gesellschaftlich-soziale Vitalität verloren und ökonomisch wie auch sozial lebensfähige Gemeinschaften lösen sich auf. Die Regionen erleben einen Entwicklungsstopp sowie einen Verlust an Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität. Hinzu kommt die Tatsache, dass ihnen durch die Abwanderung der qualifizierten und kreativen Bevölkerungsgruppen jene Gruppe fehlt, die für die Entwicklung der Orte zentral wäre. Regionen und Orte, die diese Phänomene erleben, sind an einem Wendepunkt angekommen, an welchem die Ansätze eines Change Managements bereits wirken müssten. Da kurzfristig solche Entwicklungsprozesse kaum gestoppt werden können, geht es darum, Management nach innen zu betreiben, diese Veränderungen und Entwicklungen anzunehmen und gemeinsam mit den Einwohnern Handlungsmaßnahmen zum Umgang mit der veränderten Situation zu entwickeln. Langfristig wird es erforderlich sein, eine Entwicklungsstrategie zu definieren und die dafür notwendigen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen zu schaffen und umzusetzen und sich als Lebensraum neu zu positionieren.

4.1 Die Notwendigkeit der Anpassungsfähigkeit im Kontext von Destinationen und Regionen

Damit Destinationen und Regionen als soziale Systeme ihre Lebens- und Überlebensfähigkeit in Zeiten dynamischen Wandels sicherstellen können, bedürfen auch sie der Fähigkeit der Anpassung. Regionen, die eine wirtschaftlich starke Positionierung, beispielsweise als Industrieregion, als Tourismusregion oder als landwirtschaftlich geprägte Region, verfolgen, versuchen diese Positionierung zu stärken und ihre Entwicklung zu optimieren, indem sie sich an der ökonomischen Umwelt orientieren und sich dieser anzupassen versuchen.

Anpassung an die ökonomische Umwelt bedeutet in diesem Zusammenhang eine zunehmend größere Spezialisierung der regionalen Ressourcen sowie eine Optimierung des Verbrauchs dieser Ressourcen. Dies führt allerdings zu einer verstärkten Konzentration der Ressourcen auf die Entwicklung jener Innovationen, die auf die Reproduktion der regionalen Ressourcen und Strukturen ausgerichtet sind. Diese zunehmende Anpassung befördert die Entstehung von Monostrukturen, was die regionalen Entwicklungspotenziale einschränken kann. Das heißt, dass eine durch zunehmende Anpassung angestrebte Professionalisierung und Optimierung langfristig zu einer endogenen Blockade und daher zu einer verminderten regionalen Anpassungsfähigkeit führen kann. Je mehr die Regionen den einseitigen »Fit« mit der ökonomischen Umwelt perfektionieren, desto mehr geht die regionale Anpassungsfähigkeit verloren (vgl. Grabher, 1994).

Um eine einseitige Ausrichtung sowie eine endogene Blockade zu vermeiden, muss eine breite Anpassungsfähigkeit, welche die diversen Bereiche von wirtschaftlichen bis hin zu ökologischen und sozialen Aspekten im Blick hat, angestrebt werden. Ob und inwieweit bzw. in welchem Ausmaß Regionen und Destinationen Anpassungsfähigkeit aufweisen, hängt vielfach von der Dringlichkeit notwendiger Anpassung ab. Disruptive Veränderungen beispielsweise treten stets dann auf, wenn eine real vorhandene Dringlichkeit in Gesellschaft und Wirtschaft gegeben ist und sich die Veränderung auf die Lösung eines kritischen und als dringlich empfundenen Problems konzentriert (vgl. Kotter, 2008). Probleme werden

häufig dann als dringlich empfunden, wenn sie bereits kurz- und mittelfristig die wirtschaftliche Grundlage der Region angreifen. Positioniert sich eine touristische Destination als ausschließliche Wintersportdestination und leidet sie klimawandelbedingt unter mangelnder Schneesicherheit oder aufgrund fehlender Niederschläge an schlechten Pistenverhältnissen, greift dies unmittelbar die wirtschaftliche Situation der Seilbahnunternehmen sowie Beherbergungs- und Gastronomiebetriebe der Destination an. Kurzfristig werden sich Veränderungen und Lösungen, wie beispielsweise die Anschaffung von Beschneiungsanlagen zur Produktion von technischem Schnee, durchsetzen, während langfristig auch strategische Überlegungen in Richtung einer Neupositionierung oder alternativen Weiterentwicklung und Diversifizierung sinnvoll sein können (vgl. Lun, Elmi & Pechlaner, 2017).

Verfügen Regionen und Destinationen über Anpassungsfähigkeit, sprich über die Fähigkeit zur Selbstkonfiguration, ist eine wesentliche Voraussetzung für Transformation gegeben. Die tief greifenden Veränderungsprozesse, welche die Anpassungsfähigkeit erforderlich machen, betreffen die Beziehungen der Menschen zu ihrer natürlichen, räumlichen und gesellschaftlichen Umwelt. Dieser Istzustand in einer Region, der sämtliche Beziehungen der Menschen umfasst, gerät durch Veränderungsprozesse in Bewegung. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Prozesse, Strukturen, Teilsysteme und Leistungen erhalten eine gewisse Dynamik, verändern und entwickeln sich und erfahren dadurch Transformation. Dies verändert auch die Bedingungen für Führung und Steuerung, es entsteht Druck auf die Rahmenbedingungen und Regelungen, die den Beziehungen der Menschen als regulierende Mechanismen zugrunde liegen (siehe Abbildung 5).

Gelingen die Transformation und die Gestaltung der Transformationsprozesse dahingehend, als dass sich Strukturen und Prozesse, Teilsysteme und Leistungen sowie ihre Akteure und Träger verändern, sich der veränderten Situation anpassen und weiterentwickeln, dann ist die Region mit ihren veränderten Strukturen, Prozessen und Teilsystemen unter den gegebenen Umweltbedingungen lebensfähig. Gelingt die Transformation nicht, so ist die Lebensfähigkeit der Region langfristig bedroht, was eine

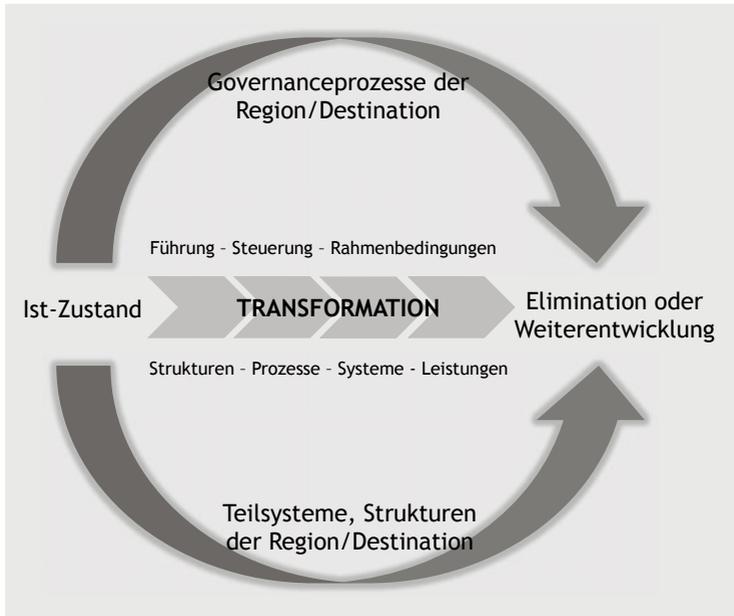


Abbildung 5: Die Transformation von Regionen und Destinationen
(Quelle: eigene Darstellung)

Selektion der Region aus dem Wettbewerbssystem und damit eine Elimination zur Folge haben kann.

Was Lebens- und Überlebensfähigkeit im Kontext der Regional- und Destinationsentwicklung bedeutet, wird im folgenden Absatz konkreter aufgezeigt.

4.2 Lebensfähige Regionen und Destinationen

Ulrich (1985) definiert die Lebensfähigkeit eines Systems als eine übergeordnete Systemeigenschaft, welche die Fähigkeiten der Lenkung, Kommunikation, Anpassung sowie des Lernens und der Weiterentwicklung umfasst. Im Kontext der Orts-, Destinations- und Regionalentwicklung ist dies die Fähigkeit einer Region, die in ihr vorhandenen Teilsysteme oder Teilnetzwerke, wie beispielsweise die Vereine, Verbände, wirtschaftlichen Netzwerke und politischen Strukturen, zusammenzuführen, zu lenken,

deren Kommunikation miteinander zu steuern und eine übergeordnete Anpassungsfähigkeit sicherzustellen. Dabei kommt der Selbstorganisation und -steuerung der einzelnen Teilsysteme eine besondere Bedeutung zu (vgl. Ninck et al., 2004). Autonomie und Selbstorganisation (Dezentralisierung) stellen eine gewisse Flexibilität der Teilsysteme sicher und ermöglichen eine selbstständige Veränderung der Strukturen und eine schnellere und effizientere Anpassung und Weiterentwicklung der jeweiligen Teilsysteme, was die regionale Anpassungsfähigkeit fördert.

Lebens- und Überlebensfähigkeit von Unternehmen als soziale Systeme bedeutet, wie an anderer Stelle bereits erläutert, Wettbewerbsfähigkeit. Aus der Perspektive der Regionalentwicklung betrachtet, zeichnen sich lebensfähige Regionen neben ihrer Wettbewerbsfähigkeit auch durch Lebensqualität aus (siehe Abbildung 6). Trotz der Tatsache, dass es keine allgemein anerkannte Definition für Lebensqualität gibt, herrscht Einigkeit

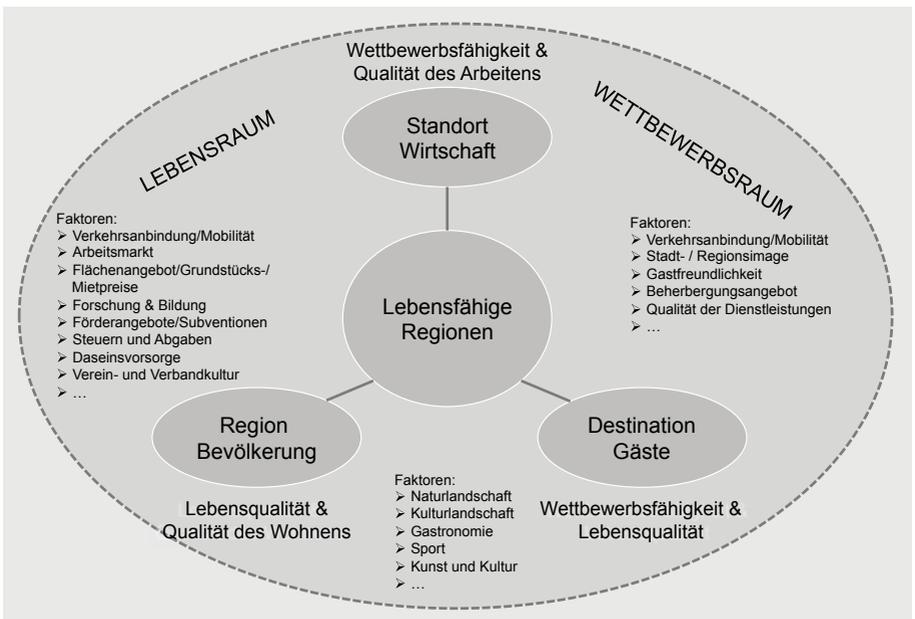


Abbildung 6: Lebensfähige Regionen im Kontext von Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität (Quelle: Pechlaner, Zacher, Nordhorn, 2016)

darüber, dass neben objektiv messbaren Faktoren, wie der Qualität und Entlohnung von Arbeit, der Wohn-, Freizeit- und Umweltqualität, die subjektive Wahrnehmung dieser Qualitäten eine bedeutende Rolle spielt (vgl. Pechlaner & Bachinger, 2009). Lebensqualität ergibt sich demnach aus der Summe äußerer, objektiver Gegebenheiten und der subjektiv empfundenen Lebenszufriedenheit und dem eigenen Wohlbefinden (vgl. Pechlaner, Innerhofer & Bachinger, 2009). Nicht zuletzt ist es diese subjektive Komponente der Lebensqualität, welche die für das Management und die Steuerung verantwortlichen Akteure in Regionen und Destinationen vor eine Herausforderung stellt. Die verschiedenen Zielgruppen einer Region, sprich Einwohner, Besucher und Unternehmer, unterscheiden sich gerade durch ihre divergierenden Interessen und Erwartungen an eine attraktive Region voneinander. Die Verantwortungsträger und öffentlichen Akteure einer Region sehen sich daher mit der Herausforderung konfrontiert, in einer integrierten Ansprache aller Zielgruppen ihre Region als attraktive Wohn- und Urlaubsregion sowie als attraktiven Unternehmensstandort zu positionieren (vgl. Bieger et al., 2006).

Lebensfähige Regionen verstehen es, ihr Netzwerk aus einer Vielzahl von Interessen und Motivationen, Sensibilitäten und Einstellungen und die bestimmten Vorstellungen von Lebensqualität bestmöglich, wenn auch nie zur Gänze, zu verstehen und in die Ansätze, Ausrichtung und Strategien der regionalen Entwicklung zu integrieren. Funktions- und lebensfähige Lebensräume sind Arbeitsräume, die wirtschaftlichen Maßstäben unterliegen, Freizeiträume, die von den Menschen genutzt werden, Urlaubsräume, die von den Gästen besucht werden, und Standorte, die von Unternehmen genutzt und zu Wettbewerbsräumen entwickelt werden (vgl. Pechlaner, Zacher & Nordhorn, 2016). Gelingt dieses Zusammenspiel, ist die Region funktionsfähig und negative Entwicklungstendenzen wie Abwanderung, der Verlust wirtschaftlicher und sozialer Vitalität oder das Aufkommen defizitärer Strukturen bleiben mehrheitlich aus.

Gleichzeitig sorgt ein mit einer hohen Lebensqualität und Wettbewerbsfähigkeit wahrgenommener Wohn-, Urlaubs- und Arbeitsraum für eine hohe Identifikation der Einwohner mit der Region und in der Folge für eine hohe Bereitschaft der Bevölkerung, Gestaltungsverantwortung zu

übernehmen, was wiederum die Funktionsfähigkeit der Teilnetzwerke oder -systeme sicherstellt. Die Voraussetzungen und Bedingungen für lebensfähige Regionen sind daher auch als Kreislauf zu verstehen, der über die Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit ständig in Bewegung gehalten werden muss (vgl. Pechlaner, Zacher & Nordhorn, 2016). Über diese Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit verstehen es lebensfähige Regionen daher auch, mit Krisensituationen und unerwarteten Ereignissen umzugehen und trotz schwerer Schocks ihre Existenz weiterhin sicherzustellen, das heißt, es bedarf einer permanenten Flexibilität und Fähigkeit zur Anpassung, um den Erhalt und Ausbau regionaler Wettbewerbsfähigkeit und Lebensqualität für die Lebensfähigkeit der Region zu garantieren.

Aus der Perspektive der Evolutionstheorie überleben die bestangepassten Regionen und Destinationen. Die bestangepassten Regionen sind jene, die es am besten schaffen, die divergierenden Erwartungen, Motivationen und Interessen ihrer Zielgruppen (z. B. Einwohner, Besucher, Unternehmen) zu verstehen und mit Blick auf die zukunftsweisenden Entwicklungen zu integrieren und zu bedienen und dabei die regionale Anpassungsfähigkeit weiterhin zu erhalten. Doch unterliegt auch die Lebensfähigkeit einer Region und Destination, ähnlich der Lebensfähigkeit eines Produktes oder einer Dienstleistung, einem Entwicklungsprozess, der aus unterschiedlichen Phasen mit unterschiedlichen Attraktivitäten und Situationen im Wettbewerb mit anderen Regionen und Destinationen besteht.

5 Ausblick – Anpassung durch Schrumpfung und Rückbau

Der Beitrag versucht, Parallelen zwischen der naturwissenschaftlichen Sicht von Evolution und der Entwicklung von Unternehmen und Regionen aus betriebswirtschaftlicher Perspektive aufzuzeigen, insbesondere dann, wenn es um die Notwendigkeit der Anpassung an Veränderungen zur Sicherstellung der Lebensfähigkeit von Systemen geht. Aus einer Perspektive der Regionalentwicklung kann auf zahlreiche betriebswirtschaftliche Konzepte zurückgegriffen werden, wenn es darum geht, die Lebensdauer,

Anpassung, Entwicklungsfähigkeit und Lebensfähigkeit von Regionen zu diskutieren. Inwieweit sich diese Modelle, Konzepte und Ansätze auch in der regionalen Praxis zur Entwicklung von Anpassungsfähigkeit und zur Gestaltung von Veränderungen behaupten können, ist noch offen. Immer eindeutiger zeigt sich allerdings, dass Handlungsbedarf in der Regionalentwicklung besteht und die Fähigkeit zur Anpassung und Weiterentwicklung essenziell ist. Dabei werden sich die Intensität und Dynamik des Wandels sowie die Vielschichtigkeit der wirtschaftlichen, ökologischen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse eher verstärken denn abschwächen.

Aufgrund der Tatsache, dass sich in zahlreichen Regionen und Destinationen die Grenzen der Tragfähigkeit, ob ökologischer oder sozialer Natur, zunehmend zeigen, werden Schrumpfung und Rückbau als Anpassungsstrategien und Gestaltungsansätze in der Regional- und Tourismusentwicklung immer bedeutender. Dies fordert in erster Linie die für die regionale Steuerung oder Governance verantwortlichen Akteure heraus. Die auf Wachstum und die Umverteilung von Zuwächsen ausgerichtete Steuerung von Entwicklungsprozessen reicht dabei nicht mehr aus (vgl. Feldhoff, 2008). Vielmehr sind durch aktive Anpassung, die auch Strategien des Rückbaus inkludieren soll, negative Folgen der Entwicklung zu bewältigen und darüber die Lebensfähigkeit der Region sicherzustellen. Da Schrumpfung- und Rückbauprozesse in der Regel auch Verlierer mit sich bringen, gestaltet sich die Steuerung solcher Entwicklungen wesentlich komplexer und schwieriger als die Steuerung von Wachstumsprozessen (vgl. Müller & Wiechmann, 2003). Hier gilt es, im sozialen Umfeld anzusetzen und bottom-up, sprich partizipativ und integrativ, unter Berücksichtigung der Interessen von Einwohnern, Besuchern und Unternehmern, Strategien zu entwickeln. Wie an anderer Stelle erläutert, erfordert Anpassung ein »Management nach innen« und partizipative Prozesse. Dabei ist auch die (angewandte) Forschung gefordert, Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen und geeignete Methoden zur Partizipation der Bevölkerung zu entwickeln, um Anpassung durch Schrumpfung zu gestalten. Sowohl die vorliegende Auseinandersetzung mit dem Thema als auch der gesamte Band sollen dazu ihren Beitrag leisten.

Literatur

- Baum, H.-G.; Coenenberg, A., & Günther, T. (2007): Strategisches Controlling, 4. Auflage, Stuttgart.
- BCG – The Boston Consulting Group. Portfoliomatrix, abrufbar unter http://www.bcg.de/bcg_deutschland/geschichte/klassiker/portfoliomatrix.aspx, Abrufdatum: 19.12.2016.
- Beer, S. (1981): Brain of the firm – The managerial cybernetics of organization, Chichester et al.
- Beer, S. (1994): Decision and control: the meaning of operational research and management cybernetics, Chichester et al.
- Beer, S. (1959): Cybernetics and Management (dt. Kybernetik und Management), Frankfurt am Main.
- Bernecker, M. (2013): Marketing: Grundlagen – Strategien – Instrumente, 7. Auflage, Bergisch Gladbach.
- Bieger, T. (2004): Tourismuslehre – Ein Grundriss, Bern et al.
- Bieger, T.; Derungs, C.; Riklin, Th., & Widmann, F. (2006): Das Konzept des integrierten Standortmanagements – Eine Einführung. In: Pechlaner, H.; Fischer, E., & Hammann E. (Hrsg.): Standortwettbewerb und Tourismus. Regionale Erfolgsstrategien, Berlin, S. 11–26.
- Bröker, J. J. (2005): Erfolgreiches Management komplexer Franchisesysteme auf Grundlage des Viable System Model, Bamberg.
- Bürkner, H.-J.; Kuder, Th., & Kühn, M. (2005): Regenerierung schrumpfender Städte. Theoretische Zugänge und Forschungsperspektiven, Working Paper, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner.
- Butler, R. W. (1980): The concept of the tourist area life-cycle of evolution: implications for management of resources. In: Canadian Geographer, 24 (1), S. 5–12.
- Butler, R. W. (2006a): The Tourism Area Life Cycle. Applications and Modifications, 1, Clevedon.
- Butler, R. W. (2006b): The Tourism Area Life Cycle. Conceptual and Theoretical Issues, 2, Clevedon.
- Cooper, C. (1993): The Life Cycle Concept and Tourism. In: Johnson, P., & Thomas, B. (Hrsg.): Choice and Demand in Tourism, London & New York, S. 145–160.
- Cooper, C. (1994): The Destination Life Cycle: An Update. In: Seaton, A. V.; Jenkins, C. L.; Wood, R. C.; Dieke, P. U. C.; Bennett, M. M.; Maclellan, L. R., & Smith, R. (Hrsg.): Tourism: The State of the Art, Chichester, S. 340–346.
- Darwin, C. (1859): Evolution und Selektion. Von der Entstehung der Arten, abrufbar unter <http://www.evolutionstheorie-darwin.de/>, Abrufdatum: 19.12.2016.
- Davoudi, S. (2012): Resilience: A Bridging Concept or a Dead End? In: Planning Theory & Practice 13/2, S. 299–333.
- Dhalla, N. K., & Yuspeh, S. (1976): Forget the Product Life Cycle Concept. In: Harvard Business Review, abrufbar unter <https://hbr.org/1976/01/forget-the-product-life-cycle-concept>, Abrufdatum: 13.02.2017.

- Dwyer, L.; Edwards, D.; Mistilis, N.; Roman, C., & Scott, N. (2009): Destination and Enterprise Management for a Tourism Future. In: *Tourism Management*, 30 (1), S. 63–74.
- Espejo, R., & Harnden, R. (1989): *The Viable Systems Model – Interpretations and Applications of Stafford Beer's VSM*, Chichester.
- Feldhoff, Th. (2008): Landes- und Regionalentwicklung zwischen Wachstum und Schrumpfung: Regionale Disparitäten und räumliche Planung in Japan. In: Volker, E., & Lützel, R. (Hrsg.): *Regionalentwicklung und regionale Disparitäten, Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien (20)*, München, S. 35–67.
- Grabher, G. (1994): *Lob der Verschwendung: Redundanz in der Regionalentwicklung. Ein sozioökonomisches Plädoyer*, Berlin.
- Günther, E. (2009): *Klimawandel und Resilience Management: Interdisziplinäre Konzeption eines entscheidungsorientierten Ansatzes*, Wiesbaden.
- Hafner, S., & Miosga, M. (2014) (Hrsg): *Regionalentwicklung im Zeichen der Großen Transformation. Strategien für Ressourceneffizienz, demografischen Wandel und Innovationsfähigkeit*, München.
- Hinterhuber, H. H. (2011): *Strategische Unternehmensführung I. Strategisches Denken*, 7. grundlegend neu bearbeitete Auflage, Berlin & New York.
- Hinterhuber, H. H., & Ortner, St. (2005): Risikomanagement als nicht-delegierbare Führungsaufgabe. In: Pechlaner, H., & Glaeßer, D. (Hrsg.): *Risiko und Gefahr im Tourismus – Erfolgreicher Umgang mit Krisen und Strukturbrüchen*, Bd. 4 der Schriften zu Tourismus und Freizeit der Deutschen Gesellschaft für Tourismuswissenschaft, Berlin, S. 191-207.
- Hoffmann, K. (1972): *Der Produktlebenszyklus: eine kritische Analyse*, Freiburg.
- Höft, U. (1992): *Lebenszykluskonzepte*, Berlin.
- Holling, C. S. (1973): Resilience and stability of ecological systems. In: *Annual Review of Ecological Systems* 4, S. 1–23.
- Kotter, J. P. (2008): *A sense of urgency*. Harvard Business Press.
- Küpper, P.; Steinführer, A.; Ortwein, S., & Kirchesch, M. (2013): Regionale Schrumpfung gestalten. Handlungsspielräume zur langfristigen Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe schaffen und nutzen. Johann Heinrich von Thünen-Institut und Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung, Braunschweig & Bonn.
- Kutschera, U. (1937): Evolution. In: Maloy, S.; Hughes, K. (Hrsg.): *Brenner's Encyclopedia of Genetics*, Vol. 2, New York, S. 541–544.
- Lauer, Th. (2014): *Change Management. Grundlagen und Erfolgsfaktoren*, 2. Auflage, Wiesbaden.
- Luhmann, N. (1987): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Berlin, neue Auflage 2001.
- Lun, L.-M.; Elmi, M., & Pechlaner, H. (2017): Determining adaptation options to climate change through an integrated assessment of supply and demand side: Empirical insights from the Vinschgau/Venosta Valley. In: Pechlaner, H.; Keller, P.; Pichler, S., & Weiermair, K. (Hrsg.): *Changing Paradigms in Sustainable Mountain Tourism Research. Problems and Perspectives*, Berlin, S. 205–211.

- Malik, F. (2015): Strategie des Managements komplexer Systeme. Ein Beitrag zur Management-Kybernetik evolutionärer Systeme, 11. Auflage, Bern.
- Meffert, H. (1974): Interpretation und Aussagewert des Produktlebenszyklus-Konzeptes. In: Meffert, H. (Hrsg.), Arbeitspapiere des Instituts für Marketing der Universität Münster, Nr. 5, Münster.
- Milbert, A. (2015): Wachstum oder Schrumpfung?. BBSR-Analysen KOMPAKT 12, BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), Bonn.
- Müller, B., & Wiechmann, Th. (2003): Anforderungen an Steuerungsansätze der Stadt- und Regionalentwicklung unter Schrumpfungsbedingungen. In: Müller, B., & Siedentop, S. (Hrsg.): Räumliche Konsequenzen des demographischen Wandels Teil 1, Schrumpfung – Neue Herausforderungen für die Regionalentwicklung in Sachsen/Sachsen-Anhalt und Thüringen, 303, Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover, S. 112–124.
- Ninck, A.; Bürki, L.; Hungerbühler, R., & Mühlemann, H. (2004): Systemik. Vernetztes Denken in komplexen Situationen, 4. Auflage, Zürich.
- Pechlaner, H. (2010): Scheitern – Eine prozessuale Betrachtung. In: Pechlaner, H.; Stechhammer, B., & Hinterhuber, H. H. (Hrsg.): Scheitern: Die Schattenseite unternehmerischen Handelns. Die Chance zur Selbststeuerung, Berlin, S. 207–222.
- Pechlaner, H., & Bachinger, M. (2009): Vorwort der Herausgeber. In: Pechlaner, H., & Bachinger, M. (Hrsg.): Lebensqualität und Standortattraktivität, Berlin, S. 5–6.
- Pechlaner, H.; Innerhofer, E., & Bachinger, M. (2009): Standortmanagement und Lebensqualität. In: Pechlaner, H., & Bachinger, M. (Hrsg.): Lebensqualität und Standortattraktivität, Berlin, S. 13–34.
- Pechlaner, H., & Reuter, Ch. (2011): Der Change Korridor in der Stagnationsphase von Destinationen am Beispiel der nordindischen Destination Mussoorie. In: Bokberger, Ph., & Schuckert, M. (Hrsg.): Innovationen in Tourismus und Freizeit. Hypes, Trends und Entwicklungen, Berlin, S. 179–193.
- Pechlaner, H.; Reuter, Ch., & Bachinger, M. (2009): The change corridor in transition from region to destination. In: Keller, P., & Bieger, Th. (Hrsg.): Managing change in tourism: creating opportunities – overcoming obstacles, Berlin, S. 67–81.
- Pechlaner, H.; Stechhammer, B., & Hinterhuber, H. H. (Hrsg.) (2010): Scheitern: Die Schattenseite unternehmerischen Handelns. Die Chance zur Selbststeuerung, Berlin.
- Pechlaner, H.; Zacher, D., & Nordhorn, Ch. (2016): Die Bedeutung von Innovation für die Entwicklung von Regionen. In: Miesbacher Impuls, Ausgabe 11, S. 22–26.
- Peters, M.; Schuckert, M., & Weiermair, K. (2008): Die Bedeutung von Marken im Management von Tourismus-Destinationen. In: Bruhn, M., & Stauss, B. (Hrsg.): Jahrbuch Dienstleistungsmanagement 2008: Dienstleistungsmarken, Wiesbaden, S. 303–323.
- Pfarr, Ch.; Pechlaner, H.; Volgger, M., & Thompson, G. (2014): Overcoming the Limits to Change and Adapting to Future Challenges: Governing the Transformation of Destination Networks in Western Australia. In: Journal of Travel Research, 53 (6), S. 1552–6763.

- Pleschak, F. (2003): Wachstum durch Innovationen: Strategien, Probleme und Erfahrungen FuE-intensiver Unternehmen, Wiesbaden.
- Rank, S., & Scheinpflug, R. (Hrsg.) (2010): Change Management in der Praxis. Beispiele, Methoden, Instrumente, 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin.
- Rink, D. (2014): Gesund schrumpfen – Rückbau konstruktiv gestalten. In: LandInForm, 3, Deutsche Vernetzungsstelle Ländliche Räume (Hrsg.), Bonn.
- Sagarin, R. (2012): Learning from the octopus. How secrets from nature can help us fight terrorist attacks, natural disasters, and disease, Basic Books.
- Sagarin, R. (2013): Was Manager von der Natur lernen können. In: Harvard Business Manager, Blog, abrufbar unter <http://www.harvardbusinessmanager.de/blogs/wie-unternehmen-vom-vorbild-natur-profitieren-koennen-a-906146.html>, Abrufdatum: 16.12.2016.
- Schneider, D. (2000): Unternehmensführung und strategisches Controlling, 2. Auflage, Darmstadt.
- Ulrich, H. (1985): Organisation und Organisieren in der Sicht der systemorientierten Managementlehre. In: Zeitschrift Führung und Organisation, 54 (1), S. 7–11.
- Vernon, R. (1966): International Investment and International Trade in the Product Cycle. In: Quarterly Journal of Economics, No. 2, S. 190–207.
- WDR, 11. Oktober 2010 – Vor 50 Jahren: Videorecorder wird patentiert, WDR online, abrufbar unter <http://www1.wdr.de/stichtag/stichtag4638.html>, Abrufdatum: 21.19.2016.
- Weiermair, K., Peters, M., & Schuckert, M. (2008): Die Bedeutung von Marken im Management von Tourismus-Destinationen. In: Bruhn, M., & Stauss, B. (Hrsg.): Dienstleistungsmarken. Forum Dienstleistungsmanagement, Wiesbaden, S. 304–323.
- Wilfling S. (2013): Management organisationaler Anpassungsprozesse. Transformationsvorhaben durch geeignete Informationsbasis erfolgreich planen und umsetzen, Wiesbaden.

Wiederbelebung schrumpfender Dörfer

Mit Innovationen gegen die Abwärtsspirale

Tobias Federwisch

1 Einleitung

In den letzten Jahren sind die peripheren ländlichen Räume vielfach zum Gegenstand einer defizitorientierten Betrachtung sowie einer negativen Berichterstattung geworden. Und in der Tat scheint der anhaltende Bevölkerungsverlust in vielen abgelegenen Dörfern und Kleinstädten, die mangelhafte Dynamik der zumeist kleinteiligen Wirtschaft oder die stellenweise Verödung des Landlebens gegen eine positive Entwicklung dieser ländlichen Räume zu sprechen. Hinzu kommt, dass viele Dörfer und Kleinstädte aufgrund ihrer finanziell angespannten Haushaltslage kaum noch Spielräume besitzen, die Orte jenseits ihrer Pflichtaufgaben zu gestalten. Vielfach können auch die Bürger diese Entwicklungen nicht mehr im Ehrenamt ausgleichen, weil ihnen selbst die Kraft und Energie oder die Ressourcen und Anerkennung fehlen.

Vor diesem Hintergrund ist zu vermuten, dass sich einige periphere ländliche Räume immer weiter von den Entwicklungen der prosperierenden Städte und strukturstarken Regionen entkoppeln. Diese Vermutung wird von Vertretern der »Peripherisierungshypothese« gestützt, die diesen Räumen einen umfassenden Bedeutungs-, Funktions-, Macht- und Imageverlust attestieren (vgl. Lang et al., 2015, zu Prozessen der Polarisierung und Peripherisierung in Mittel- und Osteuropa). So bezieht sich der Bedeutungsverlust beispielsweise darauf, dass einige periphere ländliche Räume ihre Relevanz als Siedlungs- und Arbeitsräume zunehmend verlieren. In der Folge können bestimmte Funktionen der Daseinsvorsorge kaum noch erbracht werden, verschieben sich die Positionen im System

der Zentralen Orte oder lassen sich negative Effekte auf das Image von Dörfern und Kleinstädten ausmachen.

Soweit die problemorientierte Sichtweise auf die peripheren ländlichen Räume. Denn erfreulicherweise lassen sich auch unter den Bedingungen der Schrumpfung und Peripherisierung Aktivitäten beobachten, mit denen engagierte Menschen die viel beschworene Abwärtsspirale durchbrechen können. Diese Menschen experimentieren mit neuartigen Ideen und finden einen kreativen Umgang mit den spezifischen Herausforderungen vor Ort. Und so stehen in dem vorliegenden Beitrag zunächst auch drei Beispiele im Vordergrund, mit denen neue Wege in den Bereichen der Energie- und Nahversorgung sowie der Belebung von Leerstand gegangen wurden. Die Beispiele entstammen dem IRS-Forschungsprojekt »Innovationen in Landgemeinden« (Laufzeit 2015 bis 2018), das nach Bedingungen, Akteuren und Prozessen einer kreativen Entwicklung peripher gelegener und strukturschwacher Gemeinden fragt (Abschnitt 2).

Entscheidend ist, dass die hier vorgestellten Beispiele vielfach als innovativ bezeichnet und zum Teil in Innovationswettbewerben ausgezeichnet worden sind. Aus diesem Grund wird im zweiten Schritt auf den Begriff der Innovation eingegangen, der zum Gegenstand vieler projektbezogenen Selbst- und Fremdbeschreibungen geworden ist. Mehr noch: Der Begriff der Innovation entfaltet gerade im Zusammenhang mit der Wiederbelebung schrumpfender Dörfer und Kleinstädte eine gewisse Anziehungskraft und ist somit seit einigen Jahren nicht mehr aus der raumbezogenen Politik und Fachpraxis wegzudenken. Die sich damit verbindende Innovationssemantik finden wir in zahlreichen Ausschreibungen und Wettbewerben, was zweifelsohne auch den Innovationsdruck auf die potenziellen Projektträger in den Dörfern und Kleinstädten erhöht hat (Abschnitt 3).

Nach dieser Annäherung an den Begriff der Innovation wird abschließend die Frage geklärt, wie die raumbezogene Politik und Fachpraxis Innovationen in peripher gelegenen und strukturschwachen Dörfern und Kleinstädten unterstützen kann. Zur Beantwortung dieser Frage wird auf innovationsfördernde Bedingungen, Akteure und Prozesse eingegangen, die sich im Rahmen der bisherigen Arbeiten im besagten IRS-Forschungsprojekt gezeigt haben. In diesem Zusammenhang werden vor allem Instru-

mente zur Stärkung der persönlichen Kompetenzen und zum Austausch von Wissen vorgestellt, die auch unter schwierigen Ausgangsbedingungen zum Einsatz kommen können. Ihnen ist gemeinsam, dass sie die dringend benötigte Kultur des Visionären, der Kreativität und Toleranz – kurz: eine Innovationskultur – begünstigen können (Abschnitt 4).

2 Innovationen in Landgemeinden

In der sozialwissenschaftlichen Literatur ist es keinesfalls üblich, den Begriff der Innovation im Zusammenhang mit der Entwicklung von peripher gelegenen und als strukturschwach eingestuften ländlichen Räumen zu verwenden. Dies begründet sich möglicherweise damit, dass diese Regionen lange Zeit in Zusammenhang mit traditionellen Lebensformen, entschleunigten Rhythmen und überschaubaren Routinen gebracht und somit als Gegenentwurf zum Neuartigen, Kreativen und Innovativen betrachtet wurden (vgl. Rodriguez-Pose, 1999; Coronado, Acosta & Fernandez, 2008). Erst mit jüngerem Einsetzen eines breiten Innovationsdiskurses mehren sich die Arbeiten, die beispielsweise auf neuartige Modelle der Energieversorgung (vgl. Gailing & Röhring, 2015; Gailing & Moss, 2016), kreative Wege der Daseinsvorsorge (vgl. Pezzei, 2012; Faber & Oswalt, 2013) oder alternative Möglichkeiten der Wirtschaftsentwicklung (vgl. Hiß, 2014) in ländlichen Räumen verweisen. Das IRS-Forschungsprojekt »Innovationen in Landgemeinden. Bedingungen, Akteure und Prozesse kreativer Gemeindeentwicklung« gliedert sich in diese Arbeiten ein und untersucht innovative Projekte in sechs strukturschwachen Fallgemeinden.¹

¹ Das IRS-Forschungsprojekt untersucht, wie gesellschaftliche Akteure aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft neuartige Lösungen für Problemlagen in Landgemeinden entwickeln und/oder neue Entwicklungsperspektiven für ihre Orte schaffen. Zentral sind dabei Fragen nach a) den Bedingungen der Entstehung und des Verlaufs von Innovationsprozessen, b) dem problemgetriebenen und reflexiven Handeln der beteiligten Akteure sowie c) den sozialen Prozessen und Interaktionen. Untersucht werden Projekte aus sechs strukturschwachen Fallgemeinden in den Bundesländern Brandenburg, Hessen, Rheinland-Pfalz, Sachsen und Thüringen, die mehrheitlich mit Innovationspreisen ausgezeichnet wurden. Die Projekte stammen aus den Bereichen der erneuerbaren Energien, der Grundversorgung sowie der Kunst und Kultur und zeichnen sich dadurch aus, dass sie zu neuartigen Wahrnehmungen, Orientierungen und/oder Verhaltensweisen geführt haben.

Beispiel 1: Dabei repräsentiert das Bioenergiedorf Bechstedt in Südthüringen ein gutes Beispiel für eine Innovation im Bereich der erneuerbaren Energien und ihrer Anwendung auf der Ebene eines Bergdorfes. Als Ausgangspunkt der Entwicklung kann die als notwendig erachtete Erneuerung privater Heizungsanlagen, der Wunsch nach Unabhängigkeit von fossilen Brennstoffen und großen Energiekonzernen sowie die Besinnung auf eigene Energieressourcen und Wertschöpfungsketten im regionalen Umfeld betrachtet werden. Auf dieser Basis wurden technische Neuerungen eingeführt, die den Energiebedarf an Strom und Wärme zu großen Teilen aus Abfällen der regionalen Forstwirtschaft decken. Mittlerweile sind rund zwei Drittel der Dorfbevölkerung an die Bioenergieanlage angebunden sowie über eine Genossenschaft an den Entscheidungsprozessen vor Ort beteiligt.

Beispiel 2: Im nordhessischen Frankershausen wurde eine bereits im regionalen Umfeld erprobte Innovation im Bereich der Nahversorgung aufgegriffen und an die örtlichen Gegebenheiten angepasst. Als Ausgangspunkt kann die Schließung des alten Dorfladens sowie der Wunsch nach einer fußläufig erreichbaren Versorgung mit alltäglichen Gütern und Dienstleistungen betrachtet werden. Auf dieser Basis wurde ein vom Landkreis gefördertes Multifunktionszentrum in der Ortsmitte errichtet, in dem ein regional tätiges Sozialunternehmen als Betreiber sowie ein Lebensmittelkonzern als Zulieferer in Erscheinung treten. Der Clou: Das neue Multifunktionszentrum bündelt verschiedene Nahversorgungs- und Dienstleistungsfunktionen an einem Ort, bietet Raum und Gelegenheiten für soziale Interaktionen und schafft ein Beschäftigungsfeld für Menschen mit seelischen Erkrankungen.

Beispiel 3: Im rheinland-pfälzischen Kyllburg gingen einige Bürger neue Wege im Bereich der Belebung der Ortsmitte. Als Ausgangspunkt kann der zunehmende Leerstand in den zumeist kleinteilig strukturierten Wohn- und Geschäftshäusern sowie der Wunsch nach einer Erhöhung des Schau- und Erlebniswertes entlang der zentralen Ortsstraße betrachtet werden. Auf dieser Basis initiierte eine Aktionsgruppe ein vielfältiges

Kunst- und Kulturprogramm, das längst über die Grenzen von Kyllburg hinaus bekannt geworden ist. Konkret: Verschiedene Künstler beleben die Schaufenster der leer stehenden Geschäfte, ein Kunsthandwerkermarkt hilft bei der Vermarktung von regionalem Kunsthandwerk und regelmäßig stattfindende Veranstaltungen (beispielsweise Lesungen von Eifel-Krimis) bilden einen wichtigen Ankerpunkt für das lokale Leben.

Wie bereits eingangs erwähnt, wurden alle drei Beispiele als innovativ bezeichnet und/oder im Rahmen von Wettbewerben für ihren neuartigen Charakter ausgezeichnet.

Im Falle des »Bioenergiedorfes 2014« Bechstedt wurde die Jury unter anderem davon überzeugt, dass die Verbindung eines Holzvergaser-Blockheizkraftwerkes mit dem Strom- und Nahwärmenetz gelungen ist und hierüber die Versorgung von zahlreichen Haushalten mit Bioenergie ermöglicht wurde (vgl. BMEL/FNR, 2014). Der innovative Charakter des Multifunktionszentrums in Frankershausen besteht nach Ansicht lokaler und regionaler Interviewpartner indessen darin, dass Menschen mit Behinderung unmittelbar in die Versorgung ländlicher Räume eingebunden und somit – ganz im Sinne der UN-Menschen- und Behindertenrechtskonvention und des Bundesteilhabegesetzes – gesellschaftlich inkludiert werden können. Und für das »Kernige Dorf 2013« Kyllburg gilt, dass die Abwärtsspirale durch neue Präsentations-, Veranstaltungs- und Kommunikationsformate unter Berücksichtigung alter und neuer Nutzergruppen durchbrochen werden konnte.

Kurzum: In allen drei genannten Beispielen haben es sich Menschen vor Ort und aus dem regionalen Umfeld zur Aufgabe gemacht, spezifische Herausforderungen in der Energie- und Nahversorgung sowie des Leerstandes zu bewältigen. Dabei haben sie Wege eingeschlagen, die in der retrospektiven Selbst- und Fremdbeschreibung häufig als innovativ (neuartig oder kreativ) bezeichnet werden.

Aus diesem Grund wird im Folgenden auf den schillernden Begriff der Innovation eingegangen, der sich seit einigen Jahren zum festen Bestandteil der raumbezogenen Politik und Fachpraxis entwickelt hat. Ein Grund hierfür könnte darin liegen, dass sich mit dem Innovationsbegriff die

Hoffnungen auf Stabilisierung und Regenerierung verbinden, welche die Dörfer und Kleinstädte unter Schrumpfungs- und Peripherisierungsbedingungen dringend nötig haben.

3 Annäherung an den Begriff der sozialen Innovation

(1) Eine erste Annäherung an die sehr umfängliche und ausdifferenzierte Innovationsforschung zeigt, dass gerade die technischen und ökonomischen Innovationen von einem großen politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, kurz: gesellschaftlichen Interesse sind. Immerhin verbinden sich mit der »Erfindung neuer Produkte, [der] Verbesserung technischer Verfahren oder [der] Kombination bekannter Elemente zu neuen Technologien« (technische Innovationen; Rammert, 2010, S. 21) oder der »Einführung und Verbreitung von neuen und verbesserten Produkten, Prozessen, Systemen und Geräten« (ökonomische Innovationen; Rammert, 2010, S. 21) viele Hoffnungen auf Wachstum, Wertschöpfung und Wettbewerbsvorteile.

In jüngerer Zeit werden aber auch soziale Innovationen thematisiert (vgl. Howaldt & Schwarz, 2010; Howald & Jacobsen, 2010), die sich vielmehr auf die »Kreation, Erfindung oder Variation« sowie die »Selektion, Diffusion und Institutionalisierung« von Denk- und Handlungsweisen beziehen (Rammert, 2010, S. 22; vgl. auch Neumeier, 2012 für eine umfängliche Literaturrecherche zu sozialen Innovationen). Dabei werden soziale Innovationen zuweilen in einem konstruktiven Wechselverhältnis mit technischen und ökonomischen Innovationen gesehen, was angesichts der Konjunktur sozialer Medien oder des Modells des fairen Handels nachvollziehbar ist.

Vor diesem Hintergrund kann konstatiert werden, dass es verschiedene Dimensionen von »Innovationen der Gesellschaft« gibt (Rammert, 2010). Mehr noch: Sie treten selten in Reinform auf, sondern sind – ganz nach dem Motto »keine Reformation ohne Buchdruck« (Rammert, 2010, S. 26) – auf andere Dimensionen angewiesen (vgl. Christmann, 2011). Für die oben genannten Beispiele kann man festhalten, dass die Umsetzung eines neuartigen Energie-, Nahversorgungs- oder Leerstandskonzeptes

auch ein passförmiges soziokulturelles Umfeld benötigt. So beeinflussen beispielsweise die Mentalität und das Problemverständnis der Bürger die Innovationsprozesse, in deren Verlauf sich auch die materiellen und sozialen Strukturen verändern.

(2) In weiterer Auseinandersetzung mit der Innovationsforschung zeigt sich zudem, dass Innovationen nicht auf etwas gänzlich Neues verweisen und somit von den Inventionen (Erfindungen) zu unterscheiden sind. So hat bereits der österreichische Nationalökonom Joseph Schumpeter (1934) mit seinem Begriff der »schöpferischen Zerstörung« darauf hingewiesen, dass die Kombination bereits bekannter Elemente zu etwas Neuartigem einen ganz eigenen Wert besitzen kann. Aus diesem Grund können Innovationen auch als »relative Neuheit« (vgl. Gillwald, 2000, S. 11; »relative novelty« in Neumeier, 2012, S. 55) verstanden werden, denen der Reiz des Neuen bei gleichzeitiger Vertrautheit innewohnt. Mit anderen Worten: Zwar weichen Innovationen von Bekanntem ab oder brechen gar mit Gewohntem – zugleich beziehen sie sich aber auch auf materielle und soziale Strukturen, die gesellschaftlich anerkannt und akzeptiert sind (vgl. Christmann, 2011, S. 197 ff.).

Auch in den hier diskutierten Beispielen wurden die sprichwörtlichen »Räder nicht gänzlich neu erfunden«. In allen Fällen konnte auf einige bekannte Technologien, Geschäftsmodelle und Praktiken zurückgegriffen werden, die in anderen thematischen, räumlichen und zeitlichen Zusammenhängen bereits zur Anwendung gekommen sind.² Die eigentliche Innovation bestand nach Ansicht des Autors vielmehr darin, dass sich die Akteure auf konstruktive Weise mit diesen Technologien, Geschäftsmodellen und Praktiken auseinandergesetzt und sie unter anderen Bedingungen und unter Rückgriff auf andere Ressourcen zu etwas Neuartigem weiterentwickelt haben. Dabei haben sie zweifelsohne »neue Wege [ein-

² So konnten die Bechstedter Akteure beispielsweise auf die Expertisen bereits etablierter Bioenergiedörfer und erfahrener Agenturen zurückgreifen, um ihre Ideen weiterzuentwickeln. Demgegenüber bestanden in Frankershausen langjährige Kontakte zu den Akteuren, die im Werra-Meißner-Kreis bereits mit einem innovativen Nahversorgungskonzept aktiv waren. In Kyllburg spielten wiederum Kontakte zu regionalen Künstlern und deren Erfahrungen bei der Präsentation von Kunst eine entscheidende Rolle.

geschlagen, um ihre] Ziele zu erreichen« (vgl. Zapf, 1989, S. 177) – ohne dabei technische Erfordernisse, ökonomische Prinzipien oder etablierte Denk- und Handlungsweisen außer Acht zu lassen.

(3) Darüber hinaus verweist die Innovationsforschung häufig darauf, dass den – sowohl intentional vorangetriebenen als auch nicht intentional erzeugten – Innovationen eine gewisse Dynamik innewohnt (vgl. Christmann, 2011). Diese Dynamik ergibt sich beispielsweise dann, wenn die Innovationspfade aufgrund günstiger Gelegenheiten (»windows of opportunity«) zügiger beschritten oder die Akteure aufgrund störender Faktoren ausgebremst werden. Selbst die für Innovationen notwendige Verbreitung (beispielsweise per Nachahmung; vgl. Tarde, 2009; vgl. Christmann, 2011, S. 202, zur Verbreitung von Innovationen) kann nicht immer vollständig geplant und durchgeführt werden. Der Grund: Eine Verbreitung geht regelmäßig mit einer inhaltlichen und räumlichen Adaption der Innovation einher, die aufgrund unterschiedlicher Rahmenbedingungen, fehlender Wissensbestände oder unzureichender Kompetenzen etc. durch Unsicherheiten oder Unwägbarkeiten gekennzeichnet sein können.³

Im Fall der hier vorgestellten Beispiele kann konstatiert werden, dass die jeweiligen Ideen über kürzere oder längere Zeit gereift (siehe »Latenzphase« in Abbildung 1; vgl. Ibert, Christmann, Jessen & Walther, 2015) und aufgrund des steigenden Problemdrucks oder durch günstige Gelegenheiten (wie beispielsweise steigende Ölpreise, frei werdende Immobilien, adressierbare Förderprogramme) innerhalb kürzester Zeit in Angriff genommen wurden. In der Folge wurden die Ideen zur konzeptionellen Reife gebracht, Menschen vor Ort und aus der Region für die Projekte

³ »Auch bei der Implementierung von innovativen Lösungsansätzen spielt das sozialräumliche Umfeld potenzieller Innovatoren mit den dort vorhandenen politischen, ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen, den Machtverhältnissen, den vorherrschenden Wissenssystemen, kulturellen Praktiken, Mentalitäten und Traditionen eine wichtige Rolle. Hinzuzuzählen sind hier die Qualifikationen und Wissenspotenziale der beteiligten Personen im räumlichen Umfeld, die Kooperationsmöglichkeiten mit anderen und die Unterstützungsleistungen durch lokale Behörden« (Christmann, 2011, S. 205).

gewonnen und die Weichen für die Umsetzung der Projekte gestellt (siehe »Problematisierungs- und Planungsphase« in Abbildung 1). Dabei mussten auch kritische Phasen der Unsicherheit durchschritten oder bauliche, technische und ökonomische Probleme gelöst werden. Selbst nach erfolgreicher »Realisierung« und »Stabilisierung« mussten die Projekte zum Teil an sich wieder veränderte Bedingungen angepasst und neu »justiert« werden (siehe Abbildung 1).

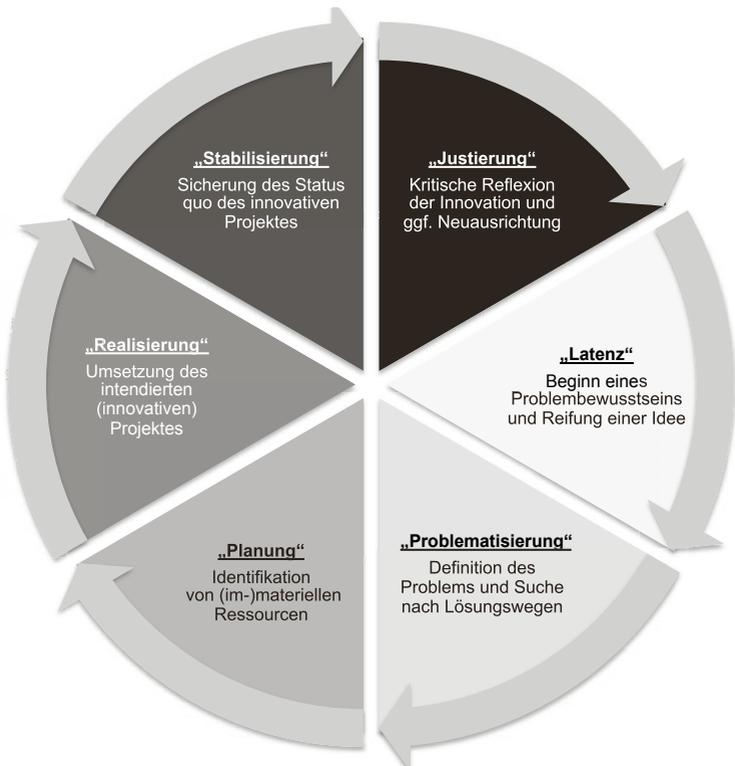


Abbildung 1:

Idealtypischer Prozess einer intendierten (sozialen) Innovation

(Quelle: eigene Darstellung, inspiriert durch Ibert, Christmann, Jessen & Walther, 2015 sowie Christmann, Ibert, Jessen & Walter, 2016)

(4) In Anbetracht der dynamischen Entstehung des Neuartigen ist es wenig erstaunlich, dass Innovationen sowohl in den wissenschaftlichen als auch in den (fach-)öffentlichen Diskussionen mitunter sehr positiv betrachtet werden. So gehen Vertreter des normativen Begriffsverständnisses davon aus, dass Innovationen per se einen (ökonomischen oder gesellschaftlichen) Mehrwert erzeugen und Wege in die Zukunft weisen. Die Vertreter eines analytischen Begriffsverständnisses weisen hingegen darauf hin, dass Innovationen auch Gegenstand von konfliktreichen Auseinandersetzungen sein können («struggling with innovations»; Christmann et al., 2016) und nicht immer die intendierten Lösungen mit sich bringen (vgl. Christmann, 2011; Neumeier, 2016, S. 9). Im Gegenteil: Auch Innovationsprozesse können negative Folgen für bestimmte Akteure nach sich ziehen oder sogar in sozialen Konflikten münden (vgl. Neuloh, 1977).

Wenngleich sich in den hier vorgestellten Beispielen weder substanzielle negative Folgen ergeben noch große soziale Konflikte aufgetan haben, ist auch hier nicht die berühmte »Zauberformel« für die Entwicklung der jeweiligen Orte gefunden worden. Somit geben sie dem Autor des vorliegenden Beitrages zumindest zum Zeitpunkt der Verschriftlichung keinen Anlass, Innovationen per se als positiv zu bewerten. In der raumbezogenen Politik und Fachpraxis sieht man dies in der Regel allerdings anders, da man mit Innovationen durchaus wünschenswerte oder die Verhinderung von nicht gewollten Entwicklungen verbindet. Daher stellen sich Politiker und Praktiker auch häufig die Frage, wie sie Innovationen gezielt in ihren Ausschreibungen und Wettbewerben etc. fördern können.

4 Instrumente zur Förderung von sozialen Innovationen

Mit Blick auf die Förderung von Innovationen muss zunächst gesagt werden, dass sich die Dörfer und Kleinstädte unter Schrumpfungs- und Peripherisierungsbedingungen nur selten über die klassische Innovationsförderung stabilisieren und regenerieren lassen. So zielt die klassische Innovationsförderung vor allem auf die Entwicklung von technischen oder ökonomischen Innovationen ab und ermöglicht den geförderten

Unternehmen und Branchenclustern einen Marktzugang oder Wettbewerbsvorteil auf mittel- oder langfristige Sicht. Doch was kann die raumbezogene Politik und Fachpraxis in all den Dörfern und Kleinstädten tun, die aufgrund ihrer Größe, Struktur und Entwicklung gar nicht über diese förderwürdigen Unternehmen und Branchencluster verfügen? Wie kann man genau die Kultur des Visionären, der Kreativität und Toleranz, kurz: die Innovationskultur begünstigen, welche die peripher gelegenen und strukturschwachen Dörfer und Kleinstädte so dringend benötigen?

Aus Sicht des Autors sollte es zunächst darum gehen, den Fokus von den technischen und ökonomischen Innovationen auf die sozialen Innovationen zu lenken. Diese Innovationsdimension scheint für die Entwicklung peripherer und strukturschwacher Orte besonders interessant zu sein – wofür nicht nur die jüngst erschienenen theoretisch-konzeptionellen Arbeiten (vgl. Butkeviciene, 2009; Bock, 2012, 2016; Neumeier, 2012, 2016) und empirischen Studien (vgl. High & Nemes, 2007; Dargan & Shucksmith, 2008; Furmankiewicz, 2012; Falkowski, 2013; Dax et al., 2013; Esparcia, 2014) zu den sozialen Innovationen in ländlichen Räumen sprechen. So liegt die Besonderheit von sozialen Innovationen vor allem darin, dass sie neuartige und prinzipiell übertragbare Ansätze zur Lösung von bestimmten *gesellschaftlichen Herausforderungen* ermöglichen. Ihre Entwicklung erfolgt nicht in den mehr oder weniger geschlossenen Innovationsregimen der klassischen Innovationsförderung, sondern in prinzipiell offenen und inkludierenden Innovationsforen (vgl. Neumeier, 2012 zu geschlossenen und offenen Modellen der Innovationsentwicklung).

Basierend auf diesem Grundgedanken der »open innovation« haben Politiker und Fachpraktiker verschiedene Möglichkeiten, Dörfer und Kleinstädte auch unter schwierigen (finanziellen, personellen, sozialen etc.) Ausgangsbedingungen zu gestalten. So können sie beispielsweise die Rahmenbedingungen für Innovationen und Ideenreichtum beeinflussen – und somit auch den »room to manoeuvre« (Neumeier, 2016) für soziale Innovationen erweitern. Zu diesen Rahmenbedingungen gehört eine Infrastruktur für Innovationen, zu der beispielsweise offene Innovationslabore, gemeinsame Werkstätten oder sogenannte »maker spaces« gehören. Damit entstehen nicht nur konkrete Orte für die allgemeine

und themenbezogene Kommunikation und Interaktion – vielmehr geben derartige Infrastrukturen den Bürgern die Möglichkeit, ihren Ideen unter Rückgriff auf gemeinsame Räumlichkeiten, Werkzeuge, Materialien oder Services etc. nachgehen zu können.⁴

Neben dem Auf- und/oder Ausbau einer Infrastruktur für Innovationen haben Politiker und Fachpraktiker zweitens die Möglichkeit, bestimmte »Schlüsselfiguren« (Gailing & Ibert, 2016) bei der Entwicklung und Umsetzung von neuartigen Ideen sowie bei der Begleitung von Innovationsprozessen zu unterstützen.⁵ Dabei repräsentieren die lokal/regional verankerten Unternehmer eine wichtige Gruppe unter diesen Schlüsselfiguren, die – ganz im Sinne des »Intrapreneurship« (vgl. Schmitz & Scheuerle, 2013) – beispielsweise bei der Entwicklung neuer Geschäftsfelder zur Lösung von lokalen/regionalen Problemen unterstützt werden können. Darüber hinaus können die sogenannten »Raumpioniere« (vgl. Christmann, 2012) in den Blick genommen werden, welche – ganz im Sinne des »Entrepreneurship« (vgl. Christmann, 2014; Jähnke, Christmann, & Balgar, 2011) – neue unternehmerische oder gemeinwohlorientierte Impulse in

⁴ Dass solche Ansätze längst keine Zukunftsvision mehr sind, zeigt sich unter anderem am dem Beispiel der offenen Technologielabore (OTELOs) in Österreich und Deutschland. Die vom Österreicher Martin Hollnitzer gegründeten OTELOs bieten Bürgern aller Altersgruppen die Möglichkeit, sich in den Bereichen Technik, Naturwissenschaften, digitalen Künste, Handwerk, Radio etc. zu erproben. Hierfür managen die von öffentlichen und privaten Partnern geförderten OTELOs die nötige Infrastruktur (beispielsweise Gemeinschaftsräume, Kleinlabore und Gerätschaften) und begleiten die Aktivitäten mittels ungewöhnlicher Kommunikations- und Veranstaltungsformate (beispielsweise Workshops, Worknights, Barcamps, Denk.Bars etc.). Im Gegensatz zu klassischen Technologie- und Gründerzentren oder Businessinkubatoren stehen die Nutzer jedoch nicht unter dem Druck, ökonomisch verwertbare Produkte und Dienstleistungen zu erzeugen. Vielmehr stehen die ungezwungene Auseinandersetzung mit einem bestimmten Thema, die inhaltlich motivierte Begegnung der Bürger und der inspirierende Austausch von Ideen im Vordergrund – was nach der Philosophie der offenen Technologielabore vor allem zur Selbstermächtigung der Bürger (»Empowerment«) und zur Entwicklung der Gemeinschaft (»Community Building«) beitragen kann (vgl. OTELO, 2015; OTELO, 2016).

⁵ Folgt man Gailing & Ibert (2016), so erlangen die »Schlüsselfiguren« eine besondere Relevanz in dem Bereich der Raumplanung und Raumentwicklung. Zu ihnen gehören erstens »Leader«, die über herausragende Eigenschaften wie Charisma verfügen und denen eine Führungsfähigkeit von anderen Akteuren zugesprochen wird. Zu ihnen gehören zweitens »Intermediäre«, die Positionen in mehreren Netzwerken, gesellschaftlichen Teilsystemen oder Kulturen zum eigenen Vorteil oder zum Vorteil von bestimmten Gruppen und Organisationen einnehmen können. Zu ihnen gehören drittens »Pioniere«, die als Wegbereiter für neue Entwicklungspfade fungieren oder als Trendsetter in Erscheinung treten können.

den Dörfern und Kleinstädten setzen möchten. Nicht zuletzt können auch all die Netzwerker und Motivatoren unterstützt werden, welche die Innovationsprozesse durch ihre persönlichen Kontakte beschleunigen oder ihre Mitmenschen zur Gestaltung des unmittelbaren Lebensumfeldes bewegen können.

Schließlich haben die Politiker und Fachpraktiker die Möglichkeit, die Innovationsprozesse selbst zu beeinflussen. So können verschiedenste Präsentations-, Kommunikations- und Veranstaltungsformate angeboten bzw. begleitet werden, zu denen beispielsweise Bürgerausstellungen und -versammlungen, runde Tische, Zukunftswerkstätten, Weltcafés, Open Spaces, Gesprächskreise, Themenabende oder Winter- und Sommerschulen etc. gehören. Der besondere Wert dieser Formate liegt unter anderem darin, dass hierdurch die für »neoendogene« (vgl. Ray, 2006) Entwicklungsprozesse so bedeutsame Zirkulation von Wissen zwischen den Bürgern und externen Akteuren ermöglicht werden kann. Diese Zirkulation von Wissen wird auch durch das Prinzip der Kollaboration begünstigt, bei der sich Akteure aus unterschiedlichen systemischen Kontexten (Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Design etc.) an der Entwicklung von Geschäftsideen oder der Suche nach Lösungsansätzen für lokale/regionale Herausforderungen gleichermaßen beteiligen können. Dabei erweisen sich beispielsweise die Methoden des Dragon Dreaming oder des Design Thinking als vielversprechend, da sie die Bildung von Projektgruppen und die Entwicklung von prototypischen Lösungsansätzen begünstigen.

Kurzum: Für die raumbezogene Politik und Fachpraxis bieten sich zahlreiche Möglichkeiten an, auf die Entwicklung von Innovationen zur Lösung von spezifischen Herausforderungen vor Ort hinzuwirken. So können sie gezielt eine Infrastruktur für soziale Innovationen aufbauen, die relevanten Schlüsselfiguren systematisch unterstützen und/oder die Innovationsprozesse selbst entscheidend beeinflussen. Damit kann auch eine Basis bzw. ein Klima dafür geschaffen werden, dass die Menschen vor Ort wichtige Kompetenzen stärken, um mit Mut neue Wege beschreiten, Ideen hervorbringen, Wissens Elemente neu kombinieren oder neue Formen der Zusammenarbeit ausprobieren zu können. Mit anderen Worten: Damit kann eine Kultur des Visionären, der Kreativität und Toleranz,

kurz eine Innovationskultur, gefördert werden, die gerade peripher gelegene und strukturschwache Dörfer und Kleinstädte so dringend nötig haben.

5 Abschluss

Mit diesen Ausführungen zu den potenziellen Möglichkeiten der Förderung von (sozialen) Innovationen soll der vorliegende Beitrag zu einem Ende gebracht werden. Dabei ging es dem Autor zunächst darum, die peripheren und strukturschwachen ländlichen Regionen nicht unter einer problemorientierten Perspektive und der damit verbundenen Darlegung all der demografischen, wirtschaftlichen und sozialkulturellen Herausforderungen zu betrachten. Vielmehr sollte erstens gezeigt werden, dass in einigen dieser Dörfer und Kleinstädte längst originelle Auswege aus Problemlagen entwickelt werden und die viel beschworene Abwärtsspirale durchbrochen wird. Dies sollte mit drei Beispielen aus den Bereichen der Energie- und Nahversorgung sowie der Leerstandsbewältigung illustriert werden, die im Rahmen des IRS-Forschungsprojektes »Innovationen in Landgemeinden« analysiert werden.

Da der Innovationsbegriff nicht nur in den drei geschilderten Beispielen, sondern auch in vielen Ausschreibungen und Wettbewerben präsent ist, bedurfte es zweitens einer analytischen Auseinandersetzung mit diesem recht modischen Wort. Im Zuge dessen wurden neben den häufig beforschten technischen und ökonomischen Innovationen auch die sozialen Innovationen vorgestellt, denen eine besondere Relevanz für die Entwicklung ländlicher Regionen zugeschrieben wird. Der Grund: Soziale Innovationen basieren in der Regel auf der Wahrnehmung von Krisen und Problemen, die es vor allem mit neuartigen Denk- und Handlungsweisen zu bewältigen gilt. Werden diese Denk- und Handlungsweisen zudem an anderen Orten in adaptierter Form nachgeahmt, kann man ihnen gegebenenfalls sogar einen gesellschaftlichen Mehrwert zusprechen.

Der Autor wollte drittens zeigen, dass bestimmte Bedingungen, Akteure und Prozesse gegeben sein müssen, damit Innovationen überhaupt auftreten können (Problemverständnis sowie die zugrunde liegenden Men-

talitäten und Weltansichten der Bürger, Passfähigkeit der Ideen und Konzepte, Kommunikations- und Begeisterungsfähigkeit der Protagonisten, Verfügbarkeit von Ressourcen, Vorhandensein interner und externer Unterstützer). Zugleich verändern sich – ganz im Sinne der »Dualität von Struktur und Handeln« (vgl. Giddens, 1988) – auch die Bedingungen, Akteurskonstellationen und Prozesse im zeitlichen Verlauf. Die raumbezogene Politik und Fachpraxis hat Mittel zur Hand, um auf Innovationen und Innovationsprozesse Einfluss zu nehmen. Als »Primus inter Pares« kann sie Innovationen in strukturschwachen ländlichen Regionen gezielt fördern und somit auch zur Wiederbelebung von schrumpfenden Dörfern und Kleinstädten beitragen.

Literatur

- BMEL/FNR (2014): Wege zum Bioenergiedorf. Datenblatt Bechstedt.
http://bioenergiedorf.fnr.de/fileadmin/bioenergiedorf/dateien/doerfer/bed_161.pdf.
Abrufdatum: 16.01.2017.
- Bock, B. B. (2016): Rural marginalisation and the role of social innovation: A turn towards nexogenous development and rural reconnection. In: *Sociologia Ruralis*, 56, 4, S. 552–573.
- Bock, B. B. (2012): Social innovation and sustainability; how to disentangle the buzzword and its application in the field of agriculture and rural development. In: *Studies in Agricultural Economics*, 114, S. 57–63.
- Butkevicienė, E. (2009): Social innovations in rural communities: Methodological framework and empirical evidence. In: *Social Sciences* 63, 1, S. 80–88.
- Christmann, G. B.; Ibert, O.; Jessen, J., & Walter, U.-J. (2016): Wie kommt Neuartiges in die räumliche Planung? Konzeptionierung von Innovationen in der Planung und Forschungsstrategien. In: Rammert, W.; Windeler, A.; Knoblauch, H., & Hutter, M. (Hrsg.): *Innovationsgesellschaft heute: Perspektiven, Felder und Fälle*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 273–300.
- Christmann, G. B. (2014): Social Entrepreneurs on the Periphery: Uncovering Emerging Pioneers of Regional Development. In: *disP – The Planning Review*, 50, 1, S. 43–55.
- Christmann, G. B. (2012): Entwicklungsimpulse durch Raumpioniere. In: *Ländlicher Raum*, 63, 3, S. 20–22.
- Christmann, G. B. (2011): Soziale Innovationen, Social Entrepreneurs und Raumbezüge. In: Jähnke, P.; Christmann, G. B., & Balgar, K. (Hrsg.): *Social Entrepreneurship. Perspektiven für die Raumentwicklung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 193–210.
- Coronado, D.; Acosta, M., & Fernandez, A. (2008): Attitudes to Innovation in Peripheral Economic Regions. In: *Research Policy* 27, S. 1009–1021.

- Dargan, L., & Shucksmith, M. (2008): LEADER and Innovation. In: *Sociologia Ruralis* 48, 3, S. 274–291.
- Dax, T.; Strahl, W.; Kirwan, J., & Maye, D. (2013): The Leader programme 2007–2013: Enabling or disabling social innovation and neo-endogenous development? Insights from Austria and Ireland. In: *European Urban and Regional Studies*, 23, 1, S. 56–68.
- Esparcia, J. (2014): Innovation and networks in rural areas: An analysis from European innovative projects. In: *Journal of Rural Studies* 34, S. 1–14.
- Faber, K., & Oswalt, P. (2013): Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge. Spector Books: Leipzig.
- Falkowski, J. (2013): Political accountability and governance in rural areas: Some evidence from the Pilot Programme LEADER+ in Poland. In: *Journal of Rural Studies*, 32, S. 70–79.
- Furmankiewicz, M. (2012): LEADER+ Territorial Governance in Poland: Success and Failures as a Rational Choice Effect. In: *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 103, 3, S. 261–275.
- Gailing, L., & Moss, T. (2016): Conceptualizing Germany's energy transition: institutions, materiality, power, space. Palgrave: Basingstoke.
- Gailing, L., & Ibert, O. (2016): Schlüsselfiguren: Raum als Gegenstand und Ressource des Wandels. In: *Raumforschung und Raumordnung*, 74, 5, S. 491–403.
- Gailing, L., & Röhring, A. (2015): Was ist dezentral an der Energiewende? Infrastrukturen erneuerbarer Energien als Herausforderungen und Chancen für ländliche Räume. In: *Raumforschung und Raumordnung*, 73, 1, S. 31–43.
- Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Campus: Frankfurt am Main, New York.
- Gillwald, K. (2000): Konzepte sozialer Innovation. WZB Paper P00-519: Querschnittsgruppe Arbeit und Ökologie. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2000/p00-519.pdf>. . Abrufdatum: 16.01.2017.
- High, C., & Nemes, G. (2007): Social Learning in LEADER: Exogenous, Endogenous and Hybrid Evaluation in Rural Development. In: *Sociologia Ruralis*, 47, 2, S. 103–119.
- Hiß, C. (2014): Regionalwert AG. Mit Bürgeraktien die regionale Ökonomie stärken. Ein Handbuch mit praktischen Hinweisen zu Gründung, Beteiligung und Umsetzung. Herder: Freiburg.
- Howaldt, J., & Jacobsen, H. (2010): Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem post-industriellen Innovationsparadigma. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Howaldt, J., & Schwarz, M. (2010): »Soziale Innovation« im Fokus. Skizze eines gesellschaftstheoretisch inspirierten Forschungskonzepts. Leske+Budrich: Opladen.
- Ibert, O.; Christmann, G. B.; Jessen, J., & Walter, U.-J. (2015): Innovationen in der räumlichen Planung. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 2015, 3, S. 171–182.
- Jähnke, P.; Christmann, G. B., & Balgar, K. (2011): Social Entrepreneurship. Perspektiven für die Raumentwicklung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Lang, T.; Henn, S.; Sgibnev, W., & Ehrlich, K. (2015): Understanding geographies of polarization and peripheralization: Perspectives from Central and Eastern Europe and beyond. Palgrave: Basingstoke.

- Neuloh, O. (1977): Soziale Innovation und sozialer Konflikt. Vandenhoeck + Ruprecht: Göttingen.
- Neumeier, S. (2016): Social innovation in rural development: identifying the key factors of success. In: *The Geographical Journal* 2016, doi:10.1111/geoj.12180.
- Neumeier, S. (2012): Why do Social Innovations in Rural Development Matter and Should They be Considered More Seriously in Rural Development Research? – Proposal for a Stronger Focus on Social Innovations in Rural Development Research. In: *Sociologia Ruralis* 52, 1, S. 48–69.
- OTELO (2015): Wirkungsbericht 2011–2015. Netzwerk für Innovationskultur. s.l.
- OTELO (2016): Homepage von OTELO. Offenes Technologielabor. www.otelo.or.at.
Abrufdatum: 16.01.2017.
- Pezzei, K. (2012): Verkaufen können wir selber! Wie sich Landmenschen ihren Laden zurück ins Dorf holen. Metropolis-Verlag: Marburg.
- Rammert, W. (2010): Die Innovationen der Gesellschaft. In: Howaldt, J., & Jacobsen, H. (Hrsg.): *Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 21–51.
- Ray, C. (2006): Neo-endogenous rural development in the EU. In: Cloke, P.; Marsden, T., & Mooney, P. (Hrsg.): *Handbook of Rural Studies*. Sage: London, S. 278–291.
- Rodriguez-Pose, A. (1999): Innovation Prone and Innovation Averse Societies. *Economic Performance in Europe*. In: *Growth and Change* 3, S. 75–105.
- Schmitz, B., & Scheuerle, T. (2013): Social Intrapreneurship – Innovative und unternehmerische Aspekte in drei deutschen christlichen Wohlfahrtsträgern. In: Jansen, S. A.; Heinze, R. G., & Beckmann, M. (Hrsg.): *Sozialunternehmen in Deutschland: Analysen, Trends und Handlungsempfehlungen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 187–215.
- Schumpeter, J. A. (1934): *The theory of economic development*. Transaction Publishers: New Brunswick.
- Tarde, G. (2009): *Die Gesetze der Nachahmung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zapf, W. (1989): Über soziale Innovationen. In: *Soziale Welt*, 40, 1–2, S. 170–183.

Momo und die Perspektivendiebe

Gianluca Giuliani, Birgit Kopainsky,
Theresa Tribaldos

1 Ausgangslage

Menschen ziehen vermehrt in die Städte und die Agglomerationen um die Metropolregionen. Eine Analyse der UNO-Bevölkerungsdaten (United Nations, 2014) zeigt, dass die urban lebende Bevölkerung bis 2050 um rund zwei Drittel zunehmen wird. In Europa sowie in Nord- und Südamerika werden mehr als 80 Prozent der Bevölkerung in Metropolen, Großstädten oder größeren Agglomerationen leben; in Ozeanien mehr als 70 Prozent, in Asien weit mehr als 60 Prozent und in Afrika fast 60 Prozent. Die Bevölkerung der ländlichen Gegenden und der Bergregionen schrumpft oder stagniert im besten Fall.

Diesem relativen Verlust an Bedeutung versuchen die politischen Vertreter einzelner betroffener Gegenden mit dem Ruf nach Gegenmaßnahmen zu begegnen. Dies vor allem in Mitteleuropa und insbesondere im Alpengebiet.

In der Schweiz fand kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eine bedeutende Abwanderungswelle aus den peripheren Regionen statt, als die Wirtschaft in den Wirtschaftszentren des Landes aufblühte und die aktive Bevölkerung ganzer Bergdörfer dem Sog der neu geschaffenen Arbeitsplätze folgte. Wenige Jahre nach Einsetzen dieser Entwicklung wurden erste Forderungen nach Gegensteuerung gestellt. In der Schweiz, mit ihrem ausgeprägten Föderalismus und ihrer geachteten Gemeindeautonomie, wurde die Politik bald aktiv und erließ erste Gesetzesbestimmungen zur Unterstützung des Infrastrukturbaus in den peripheren Regionen (Inves-

titionshilfegesetz, kurz IHG¹). Diese Bestimmungen und weitere, später ergriffene Maßnahmen wurden 2004 umfassend evaluiert. Auf dieser Grundlage wurde ein neues Gesetz zur Regionalpolitik verabschiedet, welches 2008 in Kraft trat.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert stellt sich die Frage, was diese Abwanderung für Konsequenzen hatte, ob der Ruf nach Gegenmaßnahmen tatsächlich zur Implementierung von wirkungsvollen Instrumenten geführt hat und ob heute das Problem weitgehend gelöst ist. Da die letzte Frage ganz klar mit einem Nein beantwortet werden muss, drängt sich die Frage nach der Eignung der Maßnahmen, die zur Bekämpfung der Abwanderung eingesetzt wurden, auf.

Noch kritischer zu beurteilen ist die Hypothese, dass gerade der festgefahrene Versuch, die Abwanderung aufzuhalten, den Menschen im Berggebiet und in den ländlichen, peripheren Regionen viele Perspektiven geraubt hat.

Wir versuchen, dieser schonungslosen Hypothese am Beispiel der Entwicklung in drei Schweizer Talschaften nachzugehen: im Valposchiavo, im Bergell und im Maggiatal. Die Entwicklung wird in drei Phasen unterteilt: die Zeit des (alten) Investitionshilfegesetzes (IHG), die movingAlps-Phase und die Phase der »wirtschaftlichen Neuausrichtung« (im Rahmen der »neuen Regionalpolitik«).

In der movingAlps-Phase haben die Autoren an zwei wissenschaftlichen Untersuchungen mitgearbeitet, welche zu folgenden Ergebnissen führten:

1. Die Umkehrung des Abwanderungstrends bräuchte ein gewaltiges Ausmaß an Gegenmaßnahmen (Kopainsky & Rieder, 2005).
2. Die geografische Lokalisation der Gebiete mit ausgeprägten Abwanderungsschwierigkeiten konnte erstmals auf Gemeindeebene definiert werden (Cavelti & Kopainsky, 2006).

1 Das Investitionshilfegesetz (IHG) war ein Schweizer Bundesgesetz zur Förderung von Infrastrukturaufgaben von finanzschwachen Gemeinden der Berggebiete. Es trat am 28. Juni 1974 in Kraft und wurde mit dem Inkrafttreten der Neuen Regionalpolitik (NRP) per 1. Januar 2008 aufgehoben.

Beide wissenschaftlichen Arbeiten wurden von den direkt Betroffenen nicht so ohne Weiteres wahrgenommen. Dieser Beitrag fasst die wesentlichen Schlussfolgerungen der beiden Untersuchungen zusammen und skizziert, welche politischen Konsequenzen sie hatten.

2 Die Untersuchungsregionen

2.1 Allgemeine Lage und Erreichbarkeit

Die drei Talschaften, die Gegenstand der Untersuchung sind, befinden sich alle am südlichen Alpenbogen der Schweiz. In allen drei Talschaften wird Italienisch gesprochen; das Valposchiavo und das Bergell sind die südlichsten Gebiete des Kantons Graubünden, das Vallemaggia befindet sich im oberen Teil des Kantons Tessin.

Das *Valposchiavo* verbindet als Nord-Süd-Tal das Engadin (St. Moritz) mit dem sich bereits in Italien befindenden Veltlin (Bormio und Sondrio). Auf knapp 25 Kilometer Luftdistanz schlängelt sich die Autostraße vom Berninapass auf 2.330 Meter über Meer über die Grenze in Campocologno bis ins nahe gelegene italienische Tirano im Veltlin auf etwa 450 Meter über Meer. Den gleichen Höhenunterschied überwindet die berühmte Berninabahn, die steilste Adhäsionsbahn Europas. Die Berninabahn wurde im Jahr 2008 in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen; seitdem befördert sie jährlich etwa eine Million Touristen über den Berninapass. Trotzdem hat das Valposchiavo Mühe, von diesem Standortfaktor wirtschaftlich zu profitieren. Die am nächsten gelegenen Agglomerationen in der Schweiz befinden sich im Engadin und sind in 45 Minuten mit dem Auto oder in knapp zwei Stunden mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. In etwa dieselbe Zeit benötigt man im Sommer, um die nächste offiziell als Stadt zu bezeichnende Agglomeration in Graubünden, Chur, zu erreichen. Im Winter kann die Fahrt deutlich länger dauern, denn zwischen dem Valposchiavo und Chur liegen zwei Alpenpässe, die über 2.300 Meter über Meer führen. Ähnlich lange braucht man nach Mailand. Die etwa 5.000 Einwohner des Tals leben in zwei Gemeinden: Poschiavo im oberen und Brusio im unteren Teil.

Das *Bergell* (italienisch: Val Bregaglia) bildet eine natürliche Fortsetzung des hochalpinen Ost-West-Tals Engadin: Nach Maloja, früher eine Allmende des Val Bregaglia und heute die höchstgelegene Tourismusortschaft des Engadins, folgt der Malojapass, welcher über 2.000 Meter über Meer führt; danach breitet sich das Tal für etwa 20 Kilometer auf Schweizer Seite aus und wird nach der Staatsgrenze in Castasegna zum »italienischen Val Bregaglia«. Im Bergell leben heute etwa 1.600 Personen in einer Gemeinde – Bregaglia – die 2010 aus der Fusion der damals noch fünf existierenden Gemeinden hervorgegangen ist. Im Bergell wuchs der weltberühmte Künstler Alberto Giacometti auf. Auch als Giacometti bereits Weltrenommee erlangt hatte und in Paris lebte, kehrte er immer wieder für längere Aufenthalte in »sein« Val Bregaglia zurück, wo er Inspiration schöpfte. Maloja beherbergte einen anderen berühmten Künstler: Giovanni Segantini. Giacometti, Segantini und andere Künstler wählten das Bergell, um dort längere Lebensabschnitte zu verbringen; daher ist das Tal auch als das »Tal der Künstler« bekannt. In Bezug auf Distanzen und Abgeschiedenheit steht das Val Bregaglia allerdings nicht besser da als das Val Poschiavo. Aus Vicosoprano, dem Hauptort des Tals, ist man zwar schneller im Engadin als aus Poschiavo, nach Chur oder Mailand braucht man aber etwa gleich lang.

Das *Vallemaggia* entwickelt sich vom Tessiner Städtchen Locarno am Lago Maggiore etwa 40 Kilometer in Richtung Norden bis Fusio auf 1.300 Meter über Meer. Von Fusio sind es in Luftdistanz etwa sieben Kilometer bis Airolo und von Airolo, am Südportal des Gotthardtunnels, ist man bei normalen Verkehrsverhältnissen in fünf Viertelstunden in Zürich. Nur zwischen Fusio und Airolo besteht keine direkte Verbindung, was die Reisezeit zwischen Fusio und Zürich auf etwa drei Stunden im Auto und mehr als fünf Stunden mit öffentlichen Verkehrsmitteln anwachsen lässt. Die Reise mit dem Postauto beschränkt sich auf wenige Verbindungen am Tag. Sowohl Fusio als auch Airolo befinden sich im oberen Teil – Valli Superiori – des Kantons Tessin. Dennoch sind die Zugangs- und Verbindungsmöglichkeiten, aber auch die zukünftigen Herausforderungen grundlegend andere. Das Vallemaggia zählt noch acht Gemeinden,

wobei sich vier Gemeinden im Val Rovana befinden, einem Seitental des Vallemaggia mit etwas mehr als 200 Einwohnern. Diese stark fragmentierte Situation ist nicht mehr funktionstüchtig und demnächst werden alle Gemeinden des Val Rovana mit der benachbarten Gemeinde Cevio fusionieren. Neben Cevio gibt es im oberen Vallemaggia noch eine zweite Gemeinde – Lavizzara – die ebenfalls aus einer Fusion hervorgegangen ist. Zusammen zählen beide Gemeinden etwa 2.000 Einwohner. Die übrigen zwei Gemeinden des Vallemaggia – Maggia und Avegno-Gordevio – zählen zusammen mehr als 5.000 Einwohner. Sie befinden sich aber in Pendeldistanz zu den Wirtschaftsstandorten des Sopraceneri (Nordteil des Kantons Tessin) und leiden weniger an den typischen Schwierigkeiten der peripheren Regionen.

2.2 Latente Strukturschwäche

Wirtschaftlich weisen alle drei Regionen große Ähnlichkeiten auf: Alle drei Talschaften blicken auf eine bäuerlich geprägte Vergangenheit zurück, konnten Anfang des letzten Jahrhunderts vom Aufschwung der Wasserkraftwirtschaft profitieren und setzen heute auf den Tourismus. Letzterer soll – mit wenigen Ausnahmen – ohne größere Infrastrukturen auskommen. Das untere Vallemaggia zählt relativ wenige Arbeitsplätze, bietet aber ausgezeichnete Wohnmöglichkeiten für Personen, die in den Arbeitszentren des Tessin beschäftigt sind. Handwerkerbetriebe und Baufirmen des Valposchiavo und des Bergells schöpfen ihr Standortpotenzial aus und nutzen ihre Nähe zum nachfragekräftigen Engadin und zum billigen Arbeitnehmerpotenzial im benachbarten Italien.

Die Talschaften weisen allerdings eine latente Strukturschwäche auf: Viele Arbeitsplätze sind in Branchen angesiedelt, die von einem starken Strukturwandel betroffen sind, wie die Landwirtschaft, der Tourismus sowie das Bau- und das baunahe Gewerbe. Arbeitsplätze in typischen Dienstleistungs- und Wachstumsbranchen der Zukunft, wie zum Beispiel in ingenieurtechnischen, gesundheitsaffinen, finanz- oder versicherungstechnischen Branchen, werden in den Untersuchungsgebieten kaum geschaffen. Obwohl auch in diesen Talschaften überproportional viele Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor geschaffen wurden, sind sie oft allein

mit staatlichen Aktivitäten, wie beispielsweise der Kinder-, Kranken- oder Altenpflege, verbunden und generieren keine zusätzliche Wertschöpfung, die für eine gesunde Balance zwischen den in den Tälern generierten Geldressourcen aus dem Verkauf von »einheimischen« Produkten und Dienstleistungen und dem nötigen Zukauf von »auswärtigen« Produkten und Dienstleistungen eingesetzt werden könnte. Diese Balance wird nur dank eines staatlich geregelten Zustroms von Mitteln (Finanzausgleich, Subventionen, Sozialtransfers und Weiteres mehr) aufrechterhalten. Dies kann als akzeptabel definiert werden, genügt aber für eine nachhaltige Entwicklung der alpinen Talschaften nicht. Die Abhängigkeit von staatlichen Transferzahlungen und die Alternativlosigkeit in diesem System beeinträchtigt die Zukunftsperspektiven der lokalen Bevölkerung. Wie wir aber aufzeigen werden, ist eine Umkehrung dieses Prozesses nicht ohne einen Anfangsimpuls möglich.

3 Wichtige Erkenntnisse in drei Etappen

3.1 Infrastrukturoffensive nach dem ersten Strukturwandelschock

Mit dem starken wirtschaftlichen Aufschwung in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte der ganze Alpenbogen den vielleicht ersten negativen und rasanten Strukturwandel seiner Geschichte. Anders als in der Vergangenheit, in welcher der Strukturwandel in verschiedenster Art immer wieder aufgefangen werden konnte (Entwicklung der Wasserwirtschaft, Entwicklung des Tourismus und auch die Remisen der Ausgewanderten), bedeutete diesmal die Abwanderung von breiten Bevölkerungsschichten einen klaren Substanzverlust in den alpinen Talschaften, so auch in den hier untersuchten Gebieten.

Die Eidgenossenschaft reagierte auf diese Situation mit einer Infrastrukturoffensive. Die Erstellung von objektiv benötigter und tatsächlich fehlender Basisinfrastruktur wurde auf der Grundlage des Investitionshilfegesetzes (IHG, siehe oben) finanziell kräftig unterstützt. In unseren Regionen wurden einerseits Verkehrsverbindungen, Abwasseranlagen, Schulhäuser, Schwimmbäder und vieles mehr benötigt. Andererseits konnten im Zuge dieser Infrastrukturoffensive einige einheimische Wirt-

schaftsbranchen, wie zum Beispiel die Baubranche, expandieren und florieren. Nachdem diese Basisinfrastruktur aber erstellt war, musste sie auch unterhalten werden. Die dafür benötigten Ressourcen genügen aber nicht, um einer nächsten Strukturwandelwelle vorzubeugen.

In einigen Regionen der Schweiz, wenn auch nicht in den Untersuchungsgebieten, konnte man diese Entwicklung mit kräftigem Zweitwohnungsbau verzögern. Über die Nachhaltigkeit dieser Strategie bestanden allerdings immer Zweifel.

3.2 Das movingAlps-Experiment und die Debatte um die »potenzialarmen Räume«

In den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts wurde den Dossierverantwortlichen in den Bundesämtern und in den kantonalen Ämtern immer klarer, dass es für eine gesunde Entwicklung in den alpinen Tälern eine Neuausrichtung der Regionalpolitik bedurfte. In diesem Kontext wurde um die Jahrtausendwende das auf Public-Private-Partnership (PPP) beruhende *movingAlps-Experiment* lanciert. Dies wurde von wissenschaftlichen Untersuchungen und von der Lancierung der Debatte um die »potenzialarmen Räume« begleitet.

Im Wesentlichen ging es beim movingAlps-Experiment um die Befähigung von einheimischen Entwicklungsspezialisten durch ausgeklügelte Weiterbildungsmodalitäten, bestehend aus Theorie, aus dem Einsatz der damals relativ neuen digitalen Kommunikationstechnologien und insbesondere bestehend aus der Praxis. In der Praxis ging es darum, lokale Projektträger bei ihren Realisierungsbestrebungen zu unterstützen und dabei die Projektträger ebenfalls für neue Ideen, Kompetenzen und Fähigkeiten zu sensibilisieren.

Im Valposchiavo wurde ein Vorprojekt des movingAlps, das »progetto Poschiavo« umgesetzt. Das Projekt wurde mit dem Aufkommen der digitalen Kommunikationstechnologien (Internet, E-Mail, Videokonferenzen) umgesetzt und insbesondere auf den Erwerb von Kompetenzen in diesem Bereich ausgerichtet. Dies führte dazu, dass das Valposchiavo gegen Ende der Neunzigerjahre kurzzeitig die Region mit der weltweit höchsten Internetanschlussrate war. Viele kleine Betriebe im Valposchiavo warben

mit einer Internetseite, bevor manche mittelgroßen bis großen Unternehmen überhaupt auf diese Kommunikationstechnologie setzten. Auch wenn die Kausalitäten schwer zu belegen sind, stellt dieses movingAlps-Vorprojekt wahrscheinlich den Ursprung von anderen Entwicklungen dar, worauf wir später noch eingehen werden.

Im Vallemaggia und im Bergell wurde das Projekt movingAlps konzeptionell so umgesetzt, dass in jeder Talschaft eine operative Gruppe gebildet wurde. Diese Gruppen bestanden aus einheimischen und auswärtigen Personen, die einerseits in einer gegen innen und gegen außen gerichteten interaktiven Weiterbildungsmodalität involviert waren. Andererseits arbeiteten die Gruppenmitglieder sehr engagiert an der Entwicklung, Projektierung und Umsetzung von eigenen und/oder von Dritten zugetragenen Projektideen. Stellvertretend für verschiedene Projekte, die damals zustande kamen, seien hier das Projekt *Artis* im Vallemaggia und das Projekt *centroPuntoBregaglia* im Bergell erwähnt.

Das Projekt *Artis* wurde von einer Gruppe engagierter Damen aus dem oberen Vallemaggia entwickelt. Ursprünglich ging es bei den Teilnehmerinnen grundsätzlich und lediglich um eine Weiterbildung in den neuen digitalen Kommunikationstechnologien. Als Übungsbeispiel nahmen sich die Damen dem Schicksal eines in der Krise steckenden Handwerkerzentrums an. Die Gruppe entwickelte eine neue Marketingstrategie, eröffnete einen attraktiven Verkaufsladen und erweiterte die Produktpalette mit lokalen Erzeugnissen aus dem Bereich der Gastronomie. Die Initiative feierte im Jahr 2016 das 10-jährige Bestehen, für die Zukunft sind aber neue Herausforderungen in Sicht. Das movingAlps-Experiment ist seit Jahren abgeschlossen und es stellt sich die Frage, ob die nächsten betriebswirtschaftlichen Hürden ohne den damals fruchtbaren »Diskurs« zwischen lokalen und externen Teilnehmenden gemeistert werden können.

Die Idee des *centroPuntoBregaglia* wurde, ähnlich wie das Projekt *Artis*, im Rahmen von Weiterbildungsinitiativen durch *movingAlps* im Bergell entwickelt. In einer Weiterbildungsgruppe trafen sich gleichgesinnte Betriebsleiter von kleinen Unternehmen des Bergells mit einer gemeinsamen Zielsetzung: Ihre Firmensitze sollten in geeignetere Infrastrukturen

umgesiedelt werden. Anstatt einzeln für sich wurde ein gemeinsames Projekt entwickelt, welches in die Errichtung eines Zentrums mit bester Infrastruktur für mehrere Firmen mündete: Das *centroPuntoBregaglia*. Das Centro gilt auch 15 Jahre nach seiner Erstellung immer noch als Ideen-zentrum für das Bergell.

3.2.1 Die Tretmühle der wirtschaftlichen und der demografischen Entwicklung

Im theoretischen Diskurs im Umfeld der movingAps-Initiative, aber unabhängig davon, wurde wissenschaftlich und konzeptionell untersucht, wie sich Beschäftigung und Bevölkerung in gefährdeten Gemeinden im Zuge wirtschaftlicher und politischer Veränderungen entwickeln und wie diese Entwicklung durch politische Maßnahmen und lokale Initiativen beeinflusst werden kann. Die sich selbst verstärkende Wirkung zwischen Bevölkerung, Produktion und Beschäftigung stellt einen dominanten Rückkopplungseffekt dar (Kopainsky & Rieder, 2005), der sich in Gemeinden positiv oder negativ entwickeln kann. In gefährdeten Gemeinden äußert sich dieser Effekt in einer Entwicklung des wirtschaftlichen Niedergangs, der nur mit großen Anstrengungen gestoppt oder in eine andere Richtung bewegt werden kann. Die effektivste Entwicklungsstrategie für gefährdete Gemeinden liegt in der Exportförderung (z. B. Buser, 2005). Erfolgreiche Exportförderung hängt aber von drei kritischen Faktoren ab.

1. Erstens muss bei Investitionen in Exportaktivitäten berücksichtigt werden, dass ein kontinuierliches Wachstum der Exporte effektiver ist als eine einmalige große Exportsteigerung.
2. Zweitens ist eine langfristige Sicht bei Investitionen zentral. Eine kurzfristig stabile Beschäftigungsentwicklung bedeutet nicht zwingend, dass die Beschäftigung auch über einen längeren Zeithorizont stabil bleibt. Es ist daher wichtig, Investitionen in Exportaktivitäten nicht zu früh abzubrechen.
3. Drittens kann ein Wachstum bei den Exporten auch aus lokal initiierten wirtschaftlichen Aktivitäten generiert werden. Positive und negative

Rückkoppelungseffekte bestimmen die Entwicklung von Unternehmertum. Ein entscheidender Erfolgsfaktor von Entwicklungsstrategien beruht darin, dass positive Rückkoppelungseffekte die Entwicklungsanstrengungen unterstützen. Eine wichtige Ursache für das Scheitern einer solchen Strategie kann sein, dass nicht genügend in Unternehmertum sowie strategische und operative Führungsqualifikationen investiert wird.

3.2.2 *Wie weiter mit den »potenzialarmen Räumen«?*

Angesichts der offenkundig notwendigen Intensität, mit welcher die Projektfähigkeit in gewissen Regionen belebt und aufrechterhalten werden musste, und im Bewusstsein der Trägheit gewisser Entwicklungen entwickelte sich in wissenschaftlichen Kreisen die Idee, die Regionen nach Gefährdungs- bzw. Entwicklungspotenzial zu kategorisieren. Nicht zuletzt auch mit dem Ziel, eine Debatte zum Umgang mit den schwierigsten Kategorien zu lancieren. In diesem Zusammenhang lancierte beispielsweise der Kanton Graubünden im Jahr 2005 das Projekt »Potenzialarme Räume Graubünden. Handlungsmöglichkeiten und Strategien von Kanton und Bund« (vgl. auch Cavelti & Kopainsky, 2006; 2009). Das Projekt »potenzialarme Räume Graubünden« sollte die Grundlagen für eine kantonale Strategie für potenzialarme Räume liefern und zum Abschluss einer Vereinbarung zwischen Kanton und Bund zur Strategieumsetzung führen.

Potenzialarme Räume zeichnen sich dadurch aus, dass es in ihnen Gemeinden gibt, in denen sich mehrere Prozesse zu einer Abwärtsspirale kumulieren. Insbesondere sind dies eine rückläufige Beschäftigungs- und Wertschöpfungsentwicklung, eine ungünstige Entwicklung der Altersstruktur, Abwanderung, Abbau der Grundversorgungsleistungen sowie ungünstige Finanzkennzahlen des Gemeinwesens. Mittel- und längerfristig ist dadurch die (Über-) Lebensfähigkeit dieser Gemeinden gefährdet bzw. ist mit einer weiteren Abwanderung bis hin zu einer weitgehenden Entsedelung zu rechnen.

Die potenzialarmen Räume wurden in einem mehrstufigen Verfahren identifiziert (Kopainsky et al., 2008). In einem ersten Schritt wurden alle Gemeinden in einem Kanton mittels statistischer Auswertungen in die

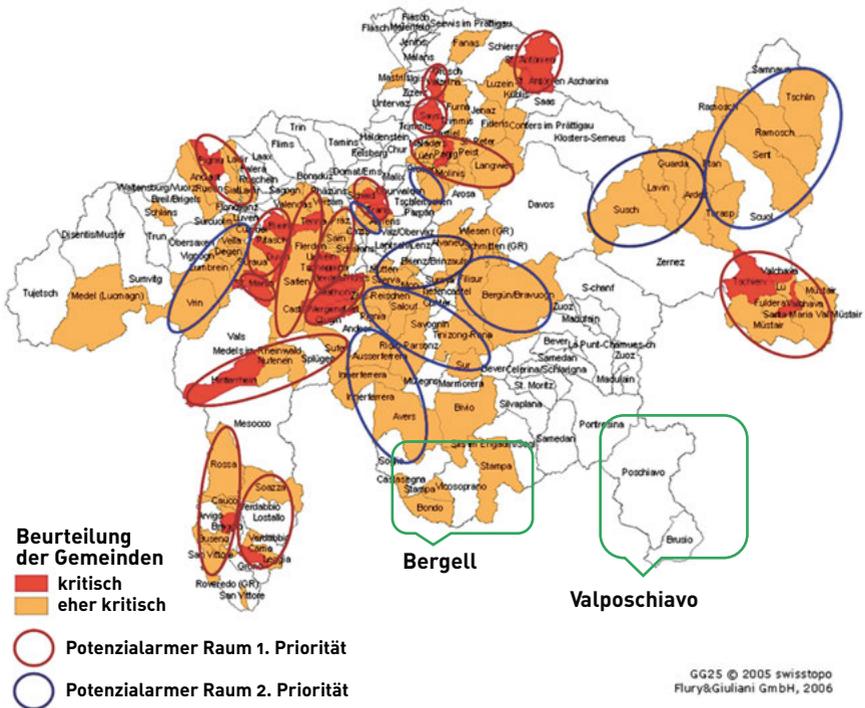
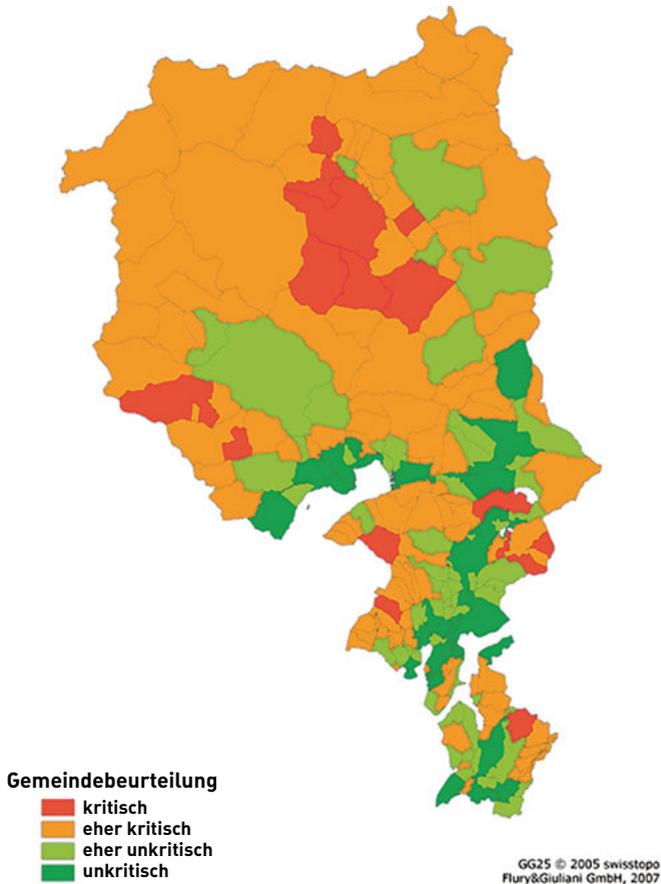


Abbildung 1: Gefährdungsbeurteilung für die Gemeinden des Kantons Graubünden 2005
(Quelle: verschiedene statistische Quellen, siehe dazu Cavelti & Kopainsky, 2006)

vier Kategorien »kritisch«, »eher kritisch«, »eher nicht kritisch« sowie »nicht kritisch« eingeteilt. Dies erfolgte anhand von Indikatoren, welche die oben beschriebenen Prozesse, die zu einer Abwärtsspirale führen können, möglichst gut abbildeten und für die auch Daten vorhanden waren. Anschließend wurden die Ergebnisse gemeindeweise einerseits einer begleitenden Arbeitsgruppe zur kritischen Prüfung vorgelegt und andererseits im Rahmen von zehn Regionsgesprächen auf den Prüfstand gesetzt. Die Rückmeldungen und Einschätzungen aus der Arbeitsgruppe sowie aus den Regionsgesprächen bestätigten die statistische Beurteilung weitgehend; wo nötig wurden für einzelne Gemeinden noch Korrekturen



**Abbildung 2: Gefährdungsbeurteilung für die Gemeinden
des Kantons Tessin 2007**
(Quelle: verschiedene statistische Quellen, Buchli & Kopainsky, 2007)

durchgeführt. In einem zweiten Schritt wurden dann gemeindeübergreifende, zusammenhängende potenzialarme Räume gebildet. Im Kanton Graubünden konnten so im Jahr 2005 beispielsweise 15 potenzialarme Räume erster Priorität identifiziert werden (siehe Abbildung 1).

Die Reaktionen aus der Bevölkerung der potenzialarmen Räume auf die Arbeiten zu potenzialarmen Räumen waren verständlicherweise gemischt.

Potenzialarmut wollten viele nicht auf sich sitzen lassen. Interessanterweise waren aber die Reaktionen auf die statistischen Auswertungen, zumindest in den Regionsgesprächen, eher gelassen. Dass in den betroffenen Gemeinden Bevölkerung, Beschäftigung, Wertschöpfung, Grundversorgung etc. rückläufig sind, wurde von allen bestätigt. Die Diagnose einer eher kritischen oder kritischen Überlebensfähigkeit konnten die betroffenen Gemeinden nur bestätigen. Die Interpretation der Potenzialarmut wurde hingegen nicht hingenommen.

Nach einer ähnlichen Vorgehensweise und insbesondere bei Verwendung ähnlicher Indikatoren sind 2007 für den Kanton Tessin ebenfalls die Gemeinden identifiziert worden, bei welchen sich mehrere negative Entwicklungsfaktoren akkumulieren. Das Resultat aus dieser Analyse ist in Abbildung 2 ersichtlich.

3.3 Der Versuch, «schwache» Regionen wirtschaftlich neu auszurichten

3.3.1 Die neue Ausrichtung der Schweizer Regionalpolitik

Mit dem sogenannten Gesetz zur »Neuen Regionalpolitik«² hat der Gesetzgeber in der Schweiz versucht, eine neue Grundlage für die Unterstützung einer wirtschaftlichen Neuausrichtung von wenig dynamisch wachsenden Regionen zu schaffen. Im Kern geht es bei diesem Gesetz nicht mehr darum, Infrastrukturlücken in schwachen oder peripheren Regionen zu schließen, sondern um die Unterstützung von endogen generierten, wertschöpfungsgenerierenden Initiativen. Im besten Falle sollen die unterstützten Projekte imstande sein, Produkte und Dienstleistungen aus einer Region, national oder sogar auch international erfolgreich auf dem Markt zu platzieren. Dies im Einklang mit den oben erwähnten Schlussfolgerungen aus den Studien um die movingAlps-Initiative. Im Bereich der Dienstleistungen wird dem Tourismus und allem, was mit dieser Branche zu tun hat, besondere Beachtung geschenkt. Die Gesetzesbestimmung

² Mit der Neuen Regionalpolitik (NRP), die am 1. Januar 2008 in der Schweiz inkraftgetreten ist, sollen das Berggebiet, der weitere ländliche Raum und die Grenzregionen in ihrer regionalwirtschaftlichen Entwicklung unterstützt werden.

sieht zudem den Aufbau einer nationalen Organisation vor, die der Wissensvermittlung im Bereich Regionalentwicklung dienen soll.

Aus einem theoretischen Standpunkt ist die Neuausrichtung der Bundespolitik klar zu begrüßen. Selbstverständlich stellen sich aber praktische Fragen bei ihrer Umsetzung. Für ihre Lösung bedarf es auch einer gewissen Zeit, weswegen hier nur ein grobes und partielles Zwischenfazit gemacht wird.

Im typisch Schweizer Föderalismusprinzip gibt der Bund den Kantonen eine große Freiheit in Bezug auf den Vollzug des Bundesgesetzes. Er verlangt lediglich, dass die Kantone mit ihm ihre Stoßrichtung in Form eines achtjährigen Rahmenprogramms vereinbaren. Die Kantone sind dann im Rahmen dieser Vereinbarung relativ frei in der Umsetzung ihres Programms, wobei alle eine vierjährige Planungsperiode vorsehen.

3.3.2 Die kantonalen Strategien

Nach der ersten achtjährigen Testphase (2008 bis 2015) haben die Kantone genügend Erfahrung gesammelt, um in der Regionalpolitik eigene Akzente zu setzen. Der Bund gibt für die zweite Programmperiode (2016 bis 2023) lediglich die Fokussierung auf zwei Förderschwerpunkte vor: zum einen den Bereich Industrie und im speziellen die Förderung Regionaler Innovationssysteme (RIS), zum andern den Tourismus.

In der Praxis gestaltet sich der Vollzug der Gesetzesgrundlage in Graubünden und im Tessin, wo sich die Untersuchungsgebiete befinden, unterschiedlich. Dies geht einerseits auf unterschiedliche Ausgangslagen zurück, andererseits besteht aber auch eine unterschiedliche Umsetzungsstrategie. Der Kanton Graubünden bewahrt »eine gewisse Distanz« zu den Regionen, insbesondere auch zu den wirtschaftlich schwächeren Regionen. Trotz der großen Debatte zu den »potenzialarmen Räumen« wurde darauf nicht im Speziellen eingegangen. Die zweite achtjährige Programmperiode wurde in Graubünden auf der Grundlage einer extern in Auftrag gegebenen Bestandsaufnahme und -analyse konzipiert. In den Regionen stehen den Projektinitianten sowohl im Tessin wie auch in Graubünden professionelle Regionalentwickler zur Verfügung. Im Tessin ist der Etat der Regionalentwicklung allerdings reicher dotiert und die kan-

tonale Verwaltung ist mit und durch die Regionalentwickler präsenter in den Regionen. Insbesondere hat der Kanton Tessin auch ein spezielles Programm für die Gebiete konzipiert, die im Rahmen der Debatte um die »potenzialarmen Räume« als besonders unterstützungsbedürftig definiert wurden (»programma a sostegno del riposizionamento delle regioni periferiche«³).

3.3.3 Aufbruchsstimmung und Verzweiflung in den Regionen

Von besonderem Interesse ist allerdings die Analyse der Auswirkung der neuen Regionalpolitik in den Regionen. Gemeinsam war, dass die Untersuchungsgebiete eine gewisse Orientierungslosigkeit nach dem Wegfall des bewährten und bekannten Systems der Unterstützung durch das Investitionshilfegesetz aufwiesen. Insbesondere gestaltete und gestaltet sich das Umdenken bezüglich der förderungswürdigen Projekte sowohl für die Projektträgerschaft wie auch für die Förderungsinstitutionen schwierig, da nun nicht mehr öffentliche Infrastrukturen, sondern private Wertschöpfungsprojekte unterstützt werden sollen. Für Förderinstitutionen bedeutet die Unterstützung von »wertschöpfungsgenerierenden Initiativen« oft die Notwendigkeit, sich mit der Förderung von privatwirtschaftlich initiierten Projekten auseinanderzusetzen, was nicht trivial ist. Für die privaten Trägerschaften ist es oft ebenfalls schwierig, sich mit der Zielsetzung der öffentlichen Förderinstrumente abzufinden. Einige Fallbeispiele aus den Untersuchungsregionen liefern hierzu interessantes Reflexionsmaterial.

Im Bergell bezweckt die *Stiftung Centro Giacometti* seit ihrer Gründung im Jahre 2013 unter anderem die Realisierung und Führung des Centro Giacometti. Der erfolgversprechenden Initiative fehlt allerdings immer noch das nötige Kapital, um den entscheidenden Schritt der Realisierung eines dem Namen Giacometti gerechten Zentrums tätigen zu können. Für die öffentliche Hand scheint diese Initiative mit zu viel wirtschaftlichem Risiko behaftet zu sein, sodass sie sehr zögerlich mit einer tatkräftigen Unterstützung bleibt.

3 Siehe <http://www4.ti.ch/dfe/de/use/sostegno/politica-economica-regionale/>.

Genau umgekehrt ist es der Stiftung *Centro Internazionale per la Scultura* im Vallemaggia ergangen. Die Stiftung bezweckt die Errichtung und den Betrieb eines Zentrums zur Förderung des dreidimensionalen künstlerischen Gestaltens und damit Künstler, die in diesem Bereich tätig sind. Dank einer sehr wohlwollenden und großen Unterstützung seitens des Kantons Tessin kann dieses Zentrum realisiert werden.

Die Gründung und Errichtung des *Centro Tecnologico del Legno* im Valposchiavo 2015 gelang nur dank großzügiger Unterstützung der öffentlichen Hand (meistens im Rahmen der NRP). Das Holzkompetenzzentrum bietet Weiterbildungen für die Holzbranche an. Die Dienstleistung wird vor allem Schülern aus der benachbarten Lombardei angeboten.

Das Valposchiavo setzte außerdem auf ein anderes großes Projekt: Die Realisierung des Pumpkraftspeicherwerks «*Lagobianco*». Mit einer Leistung von etwa 1.000 Megawatt wäre es eine der größten Anlagen dieser Art im ganzen Alpenbogen geworden. In der Zwischenzeit haben die Schwierigkeiten auf dem Strommarkt den Projektinitianten einen Strich durch die Rechnung gemacht. In diesem Falle kommt eine Unterstützung im Rahmen der neuen Regionalpolitik nicht infrage, denn das Vorhaben sprengt die Möglichkeiten des Instruments bei Weitem.

Als »Rettungsanker« für das Valposchiavo bietet sich eine Initiative an, die ursprünglich als »Kompensationsmaßnahme« für die vom Großprojekt *Lagobianco* betroffene Landwirtschaft gedacht war: das Projekt *100% Valposchiavo*. Im Kern des Projektes geht es darum, die lokale landwirtschaftliche Produktion und die damit verbundenen touristischen Dienstleistungen besser in Wert zu setzen. Die lokalen Produzenten, Verarbeiter und Händler haben die zur Erfüllung der Zielsetzung noch bestehenden Lücken erkannt und mit der Unterstützung der Regione Valposchiavo die Initiative ergriffen. In diesem Fall wird die Initiative mit einem Projekt der Regionalen Entwicklung (PRE) nach Art. 93 1/c des Landwirtschaftsgesetzes unterstützt. Dieses Instrument ist mehr oder weniger mit den Förderinstrumenten der neuen Regionalpolitik abgestimmt.

Wie die Fallbeispiele zeigen, und viele andere auch zeigen würden, gestaltet sich die Lancierung, Projektierung und Realisierung einer lokalen Wertschöpfungsinitiative außerhalb der wirtschaftlich stark wach-

senden Zentren sehr selten «problemlos und linear». Vielmehr ist mit Schwierigkeiten und auch mit Rückschlägen zu rechnen, auf die Standfestigkeit und Beharrlichkeit seitens der Promotoren zu hoffen und auf professionelles Coaching zu setzen, eine Investitionsunterstützung wird zusätzlich benötigt. Sollte man also doch den Rückzug aus diesen Regionen planen?

4 Schlussfolgerungen

Den Rückzug planen? Keineswegs! Denn wenn etwas aus der erwähnten 20-jährigen Geschichte des Umgangs mit peripheren Regionen eindeutig wird, ist es die Unvorhersehbarkeit der möglichen Entwicklungen. Am Ende kommt es immer anders, als man denkt. Die wissenschaftliche Beurteilung bezüglich der Zukunftsgefährdung für ein normales Funktionieren einer Gemeinde hilft bei der Objektivierung eines tatsächlichen Zustandes; sie ist allerdings nicht imstande vorauszusagen, ob gerade in dieser Gegend eine für die Gemeinde oder sogar die ganze Region wertvolle Idee entstehen könnte. Auch in nicht gefährdeten Gemeinden oder Regionen kann es derbe Rückschläge geben, die am Zukunftsglauben rütteln.

Wahre Perspektivendiebe sind das ängstliche Erstarren im Angesicht negativer demografischer Entwicklungen, der Kampf um Arbeitsplätze in klar zukunftslosen Bereichen und das sture Festhalten an Altbewährtem. Vielleicht liegt das Potenzial gerade in einer tiefen oder sehr tiefen Populationsdichte und in neuen Dienstleistungs- und Organisationsformen, die einen echten Nutzen für Bewohner stiften, welche bewusst eine bestimmte Region zum Leben gewählt haben.

Um für die peripheren Regionen Perspektiven zu schaffen, sei es in einem nachhaltigen Wachsen, Schrumpfen oder Gleichbleiben, braucht es allerdings ein Mehrsäulenprogramm. Dieses sollte aufgrund der oben erwähnten Erfahrungen und auf der Grundlage der Resultate aus den wissenschaftlichen Untersuchungen mindestens folgende Elemente aufweisen:

1. Trotz aller Schwierigkeiten soll das Prinzip der Unterstützung von wertschöpfungsgenerierenden Initiativen in der hier thematisierten Berg- und Regionalpolitik im Zentrum stehen. Die gleiche Stoßrichtung haben auch Ideen bezüglich Bergtourismus, sanfter Tourismus und Innovationsförderung, welche kürzlich in einer Publikation von Avenir Suisse erwähnt wurden (Müller-Jentsch, 2017).
2. Wertschöpfungsgenerierende Initiativen brauchen einerseits ein Investitionsumfeld, das sie nicht vor unüberwindbare Hürden stellt. Hierfür scheint eine anfängliche Impulsanstrengung notwendig, denn eine zu lange Orientierung an das sogenannte »Lückenschließen im Infrastrukturbereich« hat bei den Investoren die Überzeugung wachsen lassen, dass es außer in ausgewählten Tourismusdestinationen und im Zweitwohnungsbau keine rentablen Investitionen in peripheren Bergregionen geben kann. Damit das Vertrauen zurückkommt, braucht es allerdings professionelles Coaching, Erfolgsgeschichten und die Bereitschaft seitens der Investoren, die Businesspläne mit für solche Gebiete spezifisch konzipierten Parametern zu beurteilen. Auch Avenir Suisse (Müller-Jentsch, 2017) erörtert ein Investitionsproblem: Es wird vorgeschlagen, auf sogenannte Ankerinvestoren, wie zum Beispiel Versicherungen oder Pensionskassen, oder auf die Besitzer von Zweitwohnungen zurückzugreifen.
3. Andererseits brauchen die wertschöpfungsgenerierenden Initiativen auch die hier zum Teil verpönten infrastrukturellen Voraussetzungen. In diesem Bereich ist allerdings ein anspruchsvoller Paradigmenwechsel notwendig: Periphere Regionen und das Berggebiet brauchen eine unkonventionelle Grundinfrastruktur (z. B. bezüglich Erreichbarkeit, Dienstleistungsnetz, Kommunikation). Zurzeit wird immer noch zu wenig Energie in die Konzeption einer unkonventionellen aber angepassten Grundinfrastruktur und zu viel Aufwand in die Forderung eines Gleichziehens mit den infrastrukturellen Voraussetzungen der Agglomerationen investiert.

4. Wir sind viertens davon überzeugt, dass die vorgängig erwähnten Elemente vorläufig nicht ohne eine lokal verankerte, starke und professionell unterstützte Steuerung umgesetzt werden können. Best practices und Anschauungsbeispiele gibt es viele (z. B. das hier erwähnte movingAlps-Experiment und das Tessiner Masterprogramm für die wirtschaftlich schwächeren Regionen); meistens kommt es aber auf die Menschen an, die sich diesen Aktivitäten widmen.

Mit einem solchen Mehssäulenprogramm sollten Erfolgsgeschichten möglich sein, dabei müssen aber auch mögliche Rückschläge und Misserfolge hingenommen werden können. Denn auch Misserfolge finden statt, wie überall in der Wirtschaftswelt. Schrumpfen soll zudem nicht sofort mit Misserfolg gleichgesetzt werden, denn auch Schrumpfen kann einen Nutzen für die Bewohner und die Konsumenten von Produkten und Dienstleistungen aus diesen Gebieten generieren. Das Mehssäulenprogramm soll eine gewisse Beständigkeit haben, denn die Forschungsergebnisse zeigen, dass die Wirtschaftssysteme und Bevölkerungsdynamiken träge sind. Im Kern beinhaltet so ein Mehssäulenprogramm auch eine Exit-Strategie der staatlichen Förderung, vorausgesetzt, dass positive Rückkoppelungseffekte in Gang gesetzt werden können. Positive Rückkoppelungseffekte können sowohl im nachhaltigen Wachsen, als auch im Schrumpfen oder Gleichbleiben auftreten.

Literatur

- Buchli, S., & Kopainsky, B. (2007): Interner Bericht zur Gemeindetypisierung des Kantons Tessin, Flury & Giuliani GmbH.
- Buser, B. (2005): Regionale Wirtschaftskreisläufe und regionale Wachstumspolitik. Regionalpolitische Prioritäten für unterschiedliche Regionen im Schweizer Alpenraum auf der Basis regionaler Input-Output Tabellen. Aachen: Shaker-Verlag.
- Cavelti, G., & Kopainsky, B. (2006): Potenzialarme Räume Graubünden. Handlungsmöglichkeiten und Strategien von Kanton Graubünden und Bund. Zurich, Switzerland: BHP Brugger und Partner, Flury & Giuliani GmbH.
- Cavelti, G., & Kopainsky, B. (2009): Strategien zum Umgang mit potenzialarmen Räumen erarbeitet am Beispiel der Kantone Graubünden und Uri. Zurich, Switzerland: Flury & Giuliani GmbH, BHP Brugger und Partner.

- Kopainsky, B., & Rieder, P. (2005): Wie weiter mit der dezentralen Besiedlung in der Schweiz? Abschätzung von Entwicklungsperspektiven auf Gemeindeebene. *Geographica Helvetica*, 60(4), S. 239–247. doi: 10.5169/seals-72169
- Kopainsky, B., Cavelti, G., & Giuliani, G. (2008): Potenzialarme Räume – Umgang mit ungenutzten Potenzialen. Instrumente und Erfahrungen in den Mitgliedsländern der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer Arge Alp. Zurich, Switzerland: Flury & Giuliani GmbH, BHP Brugger und Partner.
- Müller-Jentsch, D. (2017): Strukturwandel im Schweizer Berggebiet. Strategien zur Erschliessung neuer Wertschöpfungsquellen Hrsg. Avenir Suisse, Zürich.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Population Division (2014): *World Urbanization Prospects*, abrufbar unter <https://esa.un.org/unpd/wup/>, Abrufdatum: 14.02.2017.

Dorfumbau – welche Gestaltungsräume bleiben in schrumpfenden ländlichen Kommunen?

Sebastian Büchs

1 Raumbezogene Schrumpfung – Begriff und Problematik in der öffentlichen Wahrnehmung

Der Begriff der Schrumpfung erfährt seit einigen Jahren eine verstärkte öffentliche Wahrnehmung, auch in der raumwissenschaftlichen Diskussion. Diese beschäftigt sich insbesondere mit Schrumpfungs- und Rückbauprozessen in städtischen Räumen. In der industrialisierten Gesellschaft ist »Wachstum [...] zu einer Selbstverständlichkeit geworden« (Oswalt, 2005, S. 12) und »Stadtentwicklung war identisch mit Zunahme der Arbeitsplätze, der Bevölkerung und bebauten Flächen« (Häußermann & Siebel, 1985, S. 33), weshalb Schrumpfung in Städten eine einschneidende Erfahrung darstellt. Während sich der Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit auf diese städtischen Entwicklungen richtet, findet Schrumpfung auch in zahlreichen ländlichen Räumen statt und stellt diese vor ganz eigene Herausforderungen.

1.1 Fokus

Einen grundlegenden Zugang bietet die Beschreibung der Schrumpfung als natürlichen Prozess. In der Natur ist ein Zusammenhang zwischen Wachstum und Schrumpfung vielfach zu beobachten: »Natürliches Wachstum ist dabei nie ein linearer Prozess, sondern immer zyklisch oder pulsierend, weshalb Innehalten, Schrumpfung oder Rückbildung als integrale Bestandteile des Wachstumsprozesses anzusehen sind« (Bischof,

2000, S. 126). Schrumpfung bildet damit in keiner Weise den Gegensatz zu Wachstum, sondern ermöglicht neues Wachstum erst, ist der notwendige Gegenpart.

Aus ökonomischer Sichtweise wird der Begriff Schrumpfen bzw. Schrumpfung als Gegensatz zu Wachstum gebraucht und steht damit der Idee des steten Wachstums gegenüber. Entsprechend der Veränderung der Beschäftigtenzahlen werden die Wirtschaftsbereiche in wachsende und schrumpfende eingeteilt. Stoßen Unternehmen in strukturell schwierigen Zeiten unrentable Geschäftsfelder ab und verringern die Zahl ihrer Beschäftigten, wird häufig auch von »Gesund schrumpfen« gesprochen. Schrumpfung beschreibt in diesem Zusammenhang die quantitativ messbare Größenveränderung eines Objektes oder des zahlenmäßigen Umfangs einer Menge (vgl. Lang & Tenz, 2003, S. 65).

Im räumlichen Zusammenhang bezeichnet Schrumpfung zunächst den Verlust an Bevölkerung und wirtschaftlicher Aktivität. Gans (2005, S. 1004) erweitert diese Definition: »Schrumpfung, Rückgang oder Abnahme stellen quantitative Aspekte bei der Bevölkerungsentwicklung, bei Veränderungen von Arbeits- und Wohnungsmarkt oder bei Versorgungseinrichtungen sowie Infrastrukturen in den Vordergrund«. Mit der rein quantitativen Abnahme an Bevölkerung und wirtschaftlicher Aktivität gehen hierbei, verbunden durch negative Rückkopplungen und Kreisläufe, städtische bzw. regionale Niedergangs- und Zerfallsprozesse einher (vgl. Brandstetter, Lang & Pfeifer, 2005, S. 55–56).

1.2 Schrumpfung in ländlichen Regionen

Traditionell ist die Geburtenentwicklung auf dem Land immer von Geburtenüberschüssen geprägt gewesen, zugleich jedoch hat der ländliche Raum viele Millionen Menschen durch Abwanderung verloren – in Deutschland bereits seit 1850 (vgl. Henkel, 2004, S. 45–46). In ländlichen Räumen sind selektive Abwanderung und damit der Verlust vor allem junger Bevölkerungsgruppen, genauso wie Bevölkerungsverluste und äußerst geringe Bevölkerungsdichten, kein neues Phänomen. Die aus der Historie bekannten Schrumpfungsprozesse gestalteten sich jedoch häufig periodisch und räumlich stark begrenzt (vgl. Hahne, 2003, S. 19–21).

Gerade in dünn besiedelten Räumen mit Schrumpfungstendenzen besteht die Gefahr, dass durch die demografische Entwicklung die Tragfähigkeit der Infrastruktureinrichtungen unterschritten und in Folge die Mindeststandards der Infrastrukturversorgung gefährdet werden. Dies kann bestehende Abwanderungstendenzen weiter beschleunigen. Ländliche Räume geringer Bevölkerungsdichte sind deshalb in besonderem Maße vom Anpassungsdruck durch Bevölkerungsrückgänge betroffen. Hier kann die Schrumpfung das Leitbild der gleichwertigen Lebensverhältnisse infrage stellen und darüber hinaus existenzielle Fragen aufwerfen. Es ist deshalb eine Zunahme der Disparitäten zu Ungunsten dieser Räume zu befürchten.

1.3 Schrumpfung in der öffentlichen Diskussion

Schrumpfung ist in räumlichen Zusammenhängen weder etwas völlig neues, noch ist die Diskussion über dieses Thema erst in den letzten Jahren geführt worden. Ein Blick in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigt die Aktualität, welche die Schrumpfung bereits damals besaß. Während sich die Deutsche Demokratische Republik quasi seit ihrer Gründung mit Bevölkerungsrückgängen konfrontiert sah, erlebte auch die frühere Bundesrepublik im Jahr 1975 erstmals einen Bevölkerungsrückgang auf gesamtstaatlicher Ebene (vgl. Gans, 2005, S. 1005). Sinkende Geburtenzahlen und zunehmende Suburbanisierungstendenzen führten in vielen westdeutschen Großstädten damals ebenso zu einem Bevölkerungsrückgang. Haushaltsvergrößerungen, umfangreiche Zuwanderung aus dem Ausland sowie der Wiedervereinigungsboom zu Beginn der 1990er verdrängten jedoch die stattfindenden Schrumpfungsprozesse aus der öffentlichen Wahrnehmung (vgl. Karsten & Wilmes, 2004, S. 3; Gans, 2005, S. 1005).

Die verstärkte Aufmerksamkeit für das Thema »Schrumpfung« resultiert vor allem aus einer veränderten öffentlichen Wahrnehmung. Was bisher teilweise als »Gesundshrumpfen« interpretiert werden konnte, wird nun als besorgniserregende Entwicklung erachtet. Die Besonderheiten der stattfindenden Schrumpfungsphase lassen sich wie folgt kategorisieren (vgl. auch Wirth, 2007, S. 3):

- ◆ Epochenwechsel: Der Schrumpfungsphase geht eine beachtlich lange Wachstumsphase voraus, in der Schrumpfung nur als vorübergehender Prozess empfunden wurde. Daraus entwickelte sich eine »Wachstumsmentalität«, auch in peripheren Räumen.
- ◆ Neue Muster: Die beobachtbaren Schrumpfungsmuster entsprechen nicht mehr dem gängigen Klischee von Suburbanisierung, Landflucht und Abwanderung aus entlegenen ländlichen Räumen: Heute sind mancherorts Peripherien wie Zentren betroffen.
- ◆ Fehlender Ausgleich: In der Vergangenheit standen Bevölkerungsverluste stets Bevölkerungsgewinnen an anderer Stelle gegenüber, wodurch die Bevölkerungszahl innerhalb von Wirtschaftsräumen häufig in etwa stabil blieb. Heute findet dagegen nicht nur eine räumliche Umverteilung, sondern auch eine gesamtregionale Schrumpfung statt (vgl. Hahne, 2003, S. 19).

Das »Ende der Wachstumsepoche« (Oswalt, 2005, S. 12) stellt dabei ein bisher ungekanntes, Unsicherheit erzeugendes Phänomen dar. Es vollzieht sich in Friedenszeiten und bei einem nie gekannten Wohlstand (vgl. Birg, 2005, S. 20).

Die öffentliche Diskussion reagiert auf dieses Phänomen mit einer Dramatisierung der Schrumpfung, die sich in Krisenrhetorik und Beschwörung einer Endzeitstimmung ausdrückt. Zu erwarten seien die »Apokalypse ostdeutscher Problemstädte« und ganze Viertel, die »entvölkert und ausradiert« werden (Siedentop & Wiechmann, 2006, S. 106); auch im ländlichen Raum wird in diesem Zusammenhang vom »Schreckgespenst« der Absiedlung und Entleerung ländlicher Regionen gesprochen (vgl. Becker, 2006, S. 5).

Schrumpfung wird in gesellschaftlichen und räumlichen Zusammenhängen deshalb bisher nicht als integraler Prozess der Gesamtentwicklung akzeptiert, sodass eine neutrale Auseinandersetzung mit Schrumpfung bis heute kaum möglich ist (vgl. Brandstetter, Lang & Pfeifer, 2005, S. 56). Eine wachsende oder zumindest stabile Bevölkerungszahl ist bis heute ein »gesellschaftliches Selbstverständnis« (Becker, 2006, S. 5).

Dennoch ist auch eine andere Sichtweise auf diese gesellschaftliche Veränderung möglich, sofern Schrumpfung, genauso übrigens wie Wachstum, als Teil eines stetig ablaufenden Transformationsprozesses verstanden wird. So sieht es Oswalt (2005, S. 12): »[Die Schrumpfung] führt – wie Wachstum – zu grundsätzlichen Erschütterungen, die mit einer Änderung von Leitbildern, Handlungsmodellen und Praktiken eine gesellschaftliche Umorientierung zur Folge haben«. Weiteres quantitatives Wachstum bedeutet, jenseits einer gewissen Qualitätsschwelle, nicht zwangsläufig eine Steigerung der Lebensqualität. Quantitative Schrumpfung muss ebenso nicht zwangsläufig einen Rückgang der Lebensqualität bedeuten, solange menschliche Grundbedürfnisse wie Geborgenheit, Gesundheit und Sicherheit nicht verletzt werden (vgl. Berlin Institut, 2007, S. 41–42).

Häußermann und Siebel (1985, S. 35–37) heben die negativen Folgen des Wachstums wie Verslumung, Verschmutzung oder Wohnungsnot hervor. So habe das rapide Wachstum in den frühen Jahren der Bundesrepublik mehr Innenstädte zerstört als der Zweite Weltkrieg. Demgegenüber stünden Vorteile und Chancen der Schrumpfung, wie beispielsweise niedrigere Mieten, weniger Zwangsmobilität sowie Abschwächung des kommerziellen Drucks auf die Innenstädte, wodurch dort wieder vermehrt Wohnraum entstehen könne. In München wurde in diesem Zusammenhang in den 1970er-Jahren das Nullwachstum als stadtentwicklungspolitisches Ziel diskutiert, da die Nachteile weiteren Wachstums schwerwiegender als seine Vorteile erschienen.

Für die Wahrnehmung vor Ort spielt die konkrete räumliche Ausprägung von Schrumpfungsprozessen in Form von Leerständen und Brachflächen eine zentrale Rolle. Diese erzeugen in Städten, wie auch in geschlossenen und dicht besiedelten Dörfern, ein anderes und zudem ungewohntes Bild.

Der beschriebene Zugewinn an Raum hat in dünn besiedelten ländlichen Räumen jedoch eine weniger zentrale Bedeutung als in städtischen Räumen. Schrumpfung wird in Dörfern meist über den Wegfall von Infrastruktureinrichtungen und weniger über den zunehmenden Wohnungsleerstand wahrgenommen. Ein Grund hierfür ist nach einer Studie von Türpisch die fehlende Wahrnehmung des Wohnungsleerstandes in Dör-

fern. In ländlichen Räumen finden häufig Vergleiche der eigenen Situation mit jener der direkten Nachbardörfer statt. Die Auswirkungen der Schrumpfung und des demografischen Wandels wurden in den untersuchten Dörfern als weniger dramatisch eingeschätzt, wenn andere Dörfer in der Nähe in einer ähnlichen Lage waren (vgl. Türpisch, 2007, S. 50).

2 Planung schrumpfender Dörfer – wie geht weniger?

In Schrumpfungsprozessen bestehen für Gemeinden umfassende Herausforderungen, die bisherige Zielsetzungen infrage stellen und neue Lösungswege erfordern. Die Baustruktur stellt nur eines der unterschiedlichen Wirkungsfelder auf kommunaler Ebene dar. Die Bevölkerungsschrumpfung verursacht eine Verringerung und Veränderung der Nachfrage nach Wohnraum und Immobilien gerade in den Ortskernen, die aufgrund vielfältiger struktureller Prozesse bereits zuvor von Leerständen betroffen waren oder sind. Folglich kann die Schrumpfung eine Verschärfung bestehender baustruktureller Problemlagen in den Altorten und darüber hinaus gesamtörtliche Qualitätsverluste verursachen.

Im Umgang mit der Schrumpfung herrscht eine verbreitete Ungewissheit über Möglichkeiten und Herangehensweisen: »Mit ›negativem Wachstum‹ umzugehen, hat niemand gelernt« (Keim, 2001, S. 1, Hervorhebung im Original). Dazu erscheint eine Politik, die sich auf Schrumpfung als Entwicklungsprozess einlässt, kaum attraktiv und der »Abbau als Leitbild [...] reißt niemanden vom Hocker«, wussten Häußermann und Siebel bereits 1985 zu berichten (Häußermann & Siebel, 1985, S. 37). Aus diesem Grund mangelt es unter anderem »an politischem Willen zur Umsetzung, weil Schrumpfung sich nicht positiv verkaufen lässt« (Hahne, 2003, S. 19).

Abseits der politischen Ebene stellt diese Situation auch Herausforderungen für die Planung dar. Denn jeder Raumplanung liegt immer auch eine Werthaltung zugrunde, vorausschauend zu gestalten heißt, die Zukunft möge »besser« sein als die Gegenwart. Entwicklung entspricht im verbreiteten Planungsverständnis Wachstum (Wachstumsparadigma), Planung war bislang ausgerichtet auf die Verteilung quantitativer Zuwächse (Müller & Wiechmann, 2003, S. 115). Entsprechend sind die verfügbaren

raumplanerischen Ansätze, Konzepte und Instrumente vorrangig auf die Steuerung von Wachstum ausgerichtet.

Das Gegensteuern auf kommunaler Ebene bedeutet nun aber, Qualitätsverluste durch Schrumpfung zu verhindern und zu versuchen, mit begrenzteren Ressourcen effizient die öffentlichen Aufgaben zu erfüllen. Raumentwicklung und Planung, verstanden als Verteilung von Zuwächsen, ist kaum in der Lage, Antworten auf diese Fragen zu finden. Vielmehr ist in schrumpfenden Kommunen eine Befassung mit den Themen der Bestandsentwicklung, Stabilisierung, Revitalisierung und qualitativen Entwicklung nötig. Der Planung kommt dabei die Aufgabe der Prozesssteuerung durch Beratung, Anleitung und Moderation zu, wie es bereits in vielfältigen Kooperationen auf regionaler und interkommunaler Ebene geschieht. Notwendig zur Initiierung und Organisation von Rückbauprozessen sind strategische Planungen und integrierte Konzepte. Konkret besteht für die Baustruktur in Dörfern auch der Bedarf an abgestimmten Anpassungs-, Umstrukturierungs- und Rückbaumaßnahmen in bestenfalls regionaler oder interkommunaler Koordination (vgl. Kötter, 2008a, S. 61–62).

In Schrumpfungssituationen stellt sich die Frage nach der Zielsetzung von Planung. Strategien für den Umgang mit der Baustruktur von Dörfern können im Wesentlichen zwei Ziele verfolgen. Zum einen besteht die Notwendigkeit, drohende Qualitätsverluste so weit als möglich zu mindern, zum Beispiel durch interkommunale Zusammenarbeit und intensive Beschäftigung mit dem baulichen Bestand. Zum anderen können durch die Beseitigung bestehender Qualitätsdefizite in der Bau-, Freiraum- und Nutzungsstruktur Qualitätsverbesserungen auf städtebaulicher und baulicher Ebene erreicht werden. Denn der Erfolg von Umbaustrategien hängt wesentlich davon ab, inwieweit es gelingt, diesen Wandel nicht nur als Verlust, sondern auch als Chance für Lebensqualität zu begreifen.

Als Beispiel kann im Dorf Aidhausen (vgl. Abbildung 1) der Überschwemmungsbereich des Dorfbaches genannt werden. Unter anderem aus Platzmangel wurde in der Vergangenheit weit in diesen Überflutungsbereich hineingebaut, was regelmäßige Überschwemmungen der landwirtschaftlichen Wohn- und Nutzgebäude zur Folge hatte. Die Schrump-



Abbildung 1: Luftbild des Ortes Aidhausen aus dem Jahre 2010.

Links ist das tatsächliche Luftbild abgebildet, rechts eine Bildmontage, in der alle untergenutzten, leer stehenden und von Leerstand bedrohten Haupt- und Nebengebäude durch Grünflächen ersetzt sind.

(Quelle: eigene Darstellung auf der Grundlage von Verwaltungsgemeinschaft Hofheim)

fung und der damit einhergehende schwindende Nutzungsdruck im Ortskern ermöglicht es nun, gezielt diese Bereiche wieder aus der Bebauung zurückzunehmen und für eine Revitalisierung des Flusslaufs zu nutzen. Über die Förderung zur Renaturierung von Flussläufen könnte auch eine Finanzierung der Gebäudeabrisskosten gefunden werden. Damit zeigt sich, dass bei nachlassendem Wachstums- und Siedlungsdruck auch qualitätssteigernde Maßnahmen durchgeführt werden können, die zuvor bestehende Problemlagen entschärfen. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass der Gemeinde Steuerungsinstrumente zur Verfügung stehen, die gezielte Schrumpfung ermöglichen, denn eine unkoordinierte Schrumpfung vollzieht sich häufig perforierend und über den Ort verteilt.

In diesem Zusammenhang spielt eine frühzeitige Auseinandersetzung mit der Schrumpfung eine wichtige Rolle, wie Erfahrungen in den neuen Bundesländern zeigen. Sind Schrumpfungssphänomene bereits augen-

scheinlich, dann sind Fehlentwicklungen häufig nicht mehr umkehrbar (vgl. Siedentop & Wiechmann, 2006, S. 109).

Abbildung 1 zeigt am Beispiel eines Dorfes in Unterfranken, welchen Umfang Leerstände verdeckt erreichen können und wie der Ort 2040 aussehen würde, würden alle leer stehenden und untergenutzten Gebäude durch Grünflächen ersetzt.

3 Dorfgerechte Umbauprozesse

Die Strategie des Dorfbbaus stellt einen Ansatz zur aktiven Steuerung der Schrumpfungprozesse und deren Auswirkungen dar, unter starker Einbeziehung der Bürgerschaft. Den regional ausgeprägten, komplexen Auswirkungen der Schrumpfung sollte mit interkommunal abgestimmtem Handeln, klarer räumlicher Prioritätensetzung auf regionaler und kommunaler Ebene sowie einer qualitätsorientierten Siedlungsentwicklung begegnet werden. Wichtig erscheint es, unter Berücksichtigung der heutigen und der zu erwartenden baulichen und infrastrukturellen Entwicklung Schwerpunkte und Prioritäten zur Erhaltung und zum Rückbau im Siedlungskörper zu setzen. Grundlegend hierfür sind eine frühzeitige Wahrnehmung der Schrumpfungprozesse, eine intensive Kooperation mit Bürgern und Nachbargemeinden sowie ein gemeinsames Steuerungskonzept, das die Schrumpfungprozesse örtlich und überörtlich begleitet und wo möglich auch lenkt.

3.1 Handlungsspielräume als Voraussetzung für lokales Engagement

Um dies zu erreichen, erscheint ein umfassender Bottom-up-Ansatz geboten, der schrumpfenden Dörfern einen umfangreichen Gestaltungs- und Handlungsspielraum gibt und Entscheidungen auf kommunaler Ebene ermöglicht. Die Beteiligung der Bürger darf deshalb nicht bei Aufklärung und Schaffung von Akzeptanz enden, sondern muss darüber hinaus den Aufbau einer neuen Verantwortungsgemeinschaft zum Ziel haben. Beispielsweise wird die Qualität der Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs in peripher gelegenen Dörfern in Zukunft wesentlich vom Eigen-

engagement der Bewohner sowie von zielgerichteten Förder- und Strukturmaßnahmen des Staates abhängen. Eine gesteigerte Selbstverantwortung setzt jedoch zugleich Handlungsspielräume vor Ort voraus.

3.2 Kommunale Leitbilder jenseits des Wachstums

Die Zielsetzung in schrumpfenden Dörfern sollte sich wesentlich an den beeinflussbaren Größen orientieren. Während die grundlegende demografische Entwicklung und großräumige Wanderungstendenzen nur bedingt beeinflusst werden können, besteht die Chance, sich vor Ort frühzeitig auf die sich abzeichnende Entwicklung einzustellen und aktiv Anpassungsstrategien zu erarbeiten. In schrumpfenden Dörfern sollte es hier vornehmlich um die Erhaltung und Verbesserung der Lebensqualität gehen. In diesem Zusammenhang bieten sich für die baulich-räumliche Entwicklung schrumpfender Dörfer vor allem folgende allgemeine Zielsetzungen an:

- ◆ Erhaltung der baulich-räumlichen Identität,
- ◆ Steigerung der Wohnqualität,
- ◆ Erhaltung und Förderung kompakter Strukturen.

Anhand des Ortes Aidhausen wurde im Rahmen einer Studie der TU Dortmund modellhaft ein räumliches Leitbild für ein schrumpfendes Dorf entwickelt, das in Abbildung 2 dargestellt ist. Die Abbildung beschreibt zunächst die Ausgangslage: Die Ortsstruktur ist in Schwarz schematisch visualisiert. Den zwei historischen Ortskernen (rund dargestellt) stehen zwei planmäßig errichtete Siedlungsgebiete der Nachkriegszeit gegenüber. Weiß umrandet sind hier die akut von Funktionsverlusten bedrohten Räume (Leerstände, drohende Leerstände, Brachflächen).

Die Abbildung zeigt darüber hinaus ein skizziertes Leitbild der Entwicklung schrumpfender Siedlungen. Angelehnt ist dieses an im Stadtbau übliche Leitbilder wie Perforation und Kontraktion, jedoch auf eine dorf-gerechte Entwicklung reduziert. Ein solch »schlankes Dorf« beinhaltet den Erhalt der zentralen Strukturen, welche die baulich-räumliche Identität prägen, die größtmögliche Reduktion von Splittersiedlungen am Ortsrand und die Durchgrünung des stark verdichteten und versiegelten Ortskerns

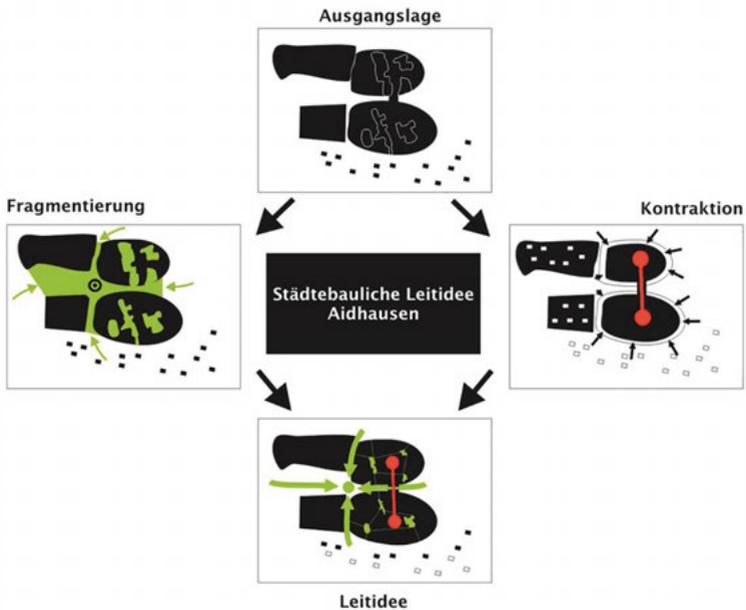


Abbildung 2: Ausgangssituation und räumliches Leitbild des Ortes Aidhausen (Quelle: Büchs, 2010)

und damit eine Attraktivierung des öffentlichen Raums durch die gemeinschaftliche Nutzung frei werdender Flächen.

Der Erhalt wesentlicher identitätsstiftender Strukturen ist in Schrumpfungsprozessen besonders zentral. Tragend für Identifikation und Orientierung in der gewohnten Umwelt sind besonders markante städtebauliche Situationen und ortsbildprägende Gebäude. Zugleich konzentrieren sich Leerstände in Dörfern häufig gerade in diesen Gebäuden. Erfahrungen aus Rückbauvorhaben in städtischen Räumen zeigen, dass der rapide Wandel der Umwelt in schrumpfenden Orten bei fehlenden Einflussmöglichkeiten der Bewohner und Nachbarn Resignationen hervorrufen kann (vgl. Dürschmidt, 2004).

Da Schrumpfungsprozesse üblicherweise Orientierungspunkte im Raum verändern können (markante Gebäude, wie etwa alte landwirtschaftliche Hofstellen im Ort, ehemals öffentliche und identitätsprägende Gebäude

wie Dorfläden, Schulen, Bäckereien, Dorfgemeinschaftshäuser, nicht mehr genutzte Rathäuser, Milchsammelstellen etc.), kommt hier der Bürgerbeteiligung eine bedeutende Rolle zu. Die symbolische Aneignung neu definierter Räume erfolgt nachhaltiger, wenn Bürger sich an der Umgestaltung und Weiterentwicklung beteiligen können. Ist dieser Bezug nicht vorhanden, verringert sich das Zugehörigkeitsgefühl zur Dorfgemeinschaft (vgl. Janoschka, 2007). Im Zuge des Dorfumbaus ist deshalb eine umfassende, vorbereitende und prozessbegleitende Beteiligung der Bürger am Planungsprozess, an den Entscheidungen über Abriss- und Umstrukturierungsmaßnahmen und an den Maßnahmen zum Erhalt der Versorgungseinrichtungen dringend geboten.

3.3 Interkommunale Steuerung – lokale Umsetzung

Die lokalen Institutionen vor Ort, wie zum Beispiel kommunale Verwaltungen, aber auch Infrastruktureinrichtungen, verlieren durch die Finanzprobleme schrumpfender Gemeinden an Kraft. Gerade aber diese Einrichtungen wären in Schrumpfungsprozessen zur Sicherung der Teilhabe der Bevölkerung und damit zur Sicherung der Lebensqualität sowie zur Gestaltung der Schrumpfung und einer nachhaltigen Rückentwicklung dringend nötig. Deshalb können eine Steuerung der Schrumpfung und damit ein Schrumpfungsmanagement in ländlichen Räumen vor allem auf interkommunaler Ebene angesiedelt werden.

Die örtliche Ebene spielt eine zentrale Rolle bei der Steuerung der Umbauprozesse. Hier wird der überörtlich festgelegte Rahmen konkretisiert, hier kann Kooperation mit den Bürgern stattfinden und hier wird wiederum der Rahmen für die Maßnahmen auf Gebäudeebene gesetzt. Insbesondere der gesteuerte Rückbau ist eine bisher in Dörfern kaum angewandte Vorgehensweise.

Um einen unkoordinierten Abriss und eine daraus folgende Perforisierung und Effizienzverluste in der leitungsgebundenen Infrastruktur zu vermeiden, sollten Abrisse koordiniert und in dafür vorgesehenen Schwerpunkträumen geschehen. Hierfür bieten sich in schrumpfenden Dörfern »Erhaltungsräume«, »Umstrukturierungsräume« und »Rückbauräume« an (vgl. Büchs, 2010).

Als praktisches Beispiel für eine solche interkommunal abgestimmte Entwicklung in schrumpfenden Räumen kann die »Interkommunale Dorf-innenentwicklung« genannt werden, wie sie im Rahmen des Integrierten Ländlichen Entwicklungskonzepts Frankenpfalz entwickelt wurde. Dabei werden Gebiete und Bereiche der Dörfer jeweils in bestimmte Förderungen und Entwicklungszonen aufgeteilt. Ebenso wird eine interkommunal abgestimmte Rücknahme von Bauflächen in den Flächennutzungsplänen (FNP) vorgeschlagen (vgl. Auweck, 2010).

4 Ausblick

Alle Überlegungen sind nur reine Theorie, sofern sie sich nicht praktisch implementieren und umsetzen lassen. Den vorgenannten strategischen Überlegungen stehen derzeit in der Praxis kaum Planungsinstrumente in der Regionalplanung, der Bauleitplanung, der Städtebauförderung oder der Ländlichen Entwicklung gegenüber, die speziell auf Schrumpfung ausgerichtet sind. Mittelfristig jedoch erscheint die Ausgestaltung eines konkreten Instrumentariums geboten, um mit den Auswirkungen der Bevölkerungsverluste aktiv umzugehen und die Anpassungsprozesse nicht zufällig und passiv geschehen zu lassen.

Diese Entwicklungen müssen auf Freiwilligkeit und Einsicht vor Ort fußen. Dazu ist zunächst eine ehrliche und offene Herangehensweise auf übergeordneter politischer Ebene erforderlich. Zur konkreten Unterstützung von übergeordneter staatlicher Seite sind hier finanzielle Anreize, eine Anpassung der Programme sowie eine offene und ehrliche Auseinandersetzung mit staatlichen Ressourcen einerseits und dem Gebot der gleichwertigen Lebensverhältnisse andererseits unumgänglich.

Literatur

- ALR, ARL, DASL, Bayer. Landesverein für Heimatpflege, SRL (2010): Landesentwicklung und Landesplanung auf dem Prüfstand, gemeinsames Thesenpapier, Entwurf, unveröffentlicht.
- Auweck, F. Prof. (2011): Integrierte ländliche Entwicklung. Das Beispiel der ILE Frankenpfalz im Fichtelgebirge. In: Lehrstuhl für Bodenordnung und Landentwicklung (Hrsg.): Dokumentation der 13. Münchner Tage der Bodenordnung und Landentwicklung

- »Schrumpfung als Herausforderung für ländliche Räume. Lösungswege, Strategien und Instrumente«. München.
- BauGB (Baugesetzbuch) in der Fassung der Bekanntmachung vom 23. September 2004 (BGBl. I S. 2414), zuletzt geändert durch Artikel 4 des Gesetzes vom 24. Dezember 2008 (BGBl. I S. 3018).
- Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten [STMELF] (2010): Integrierte Ländliche Entwicklung. Abrufbar unter: www.landentwicklung.bayern.de/Instrumente/IIe.
- Becker, H. (2006): Demographische Entwicklung in ländlichen Räumen. In: Landentwicklung aktuell: Ländliche Räume in der demographischen Falle? Bundesverband der gemeinnützigen Landgesellschaften. Jahrgang 12, S. 5–7.
- Beirat für Raumordnung (2009): Demografischer Wandel und Daseinsvorsorge in dünn besiedelten peripheren Räumen. Stellungnahme des Beirats für Raumordnung, verabschiedet auf der Sitzung am 29.06.2009.
- Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung [Berlin-Institut] (2007): Gutachten zum demografischen Wandel im Land Brandenburg. Expertise im Auftrag des brandenburgischen Landtags. Berlin.
- Birg, H. (2005): Die demographische Zeitenwende. Der Bevölkerungsrückgang in Deutschland und Europa. Orig.-Ausg., 4. Aufl. München: Beck (Beck'sche Reihe, 1426).
- Bischof, M. (2000): Wachstum und Schrumpfung in Biologie, Medizin und Biophysik. In: Hager/Schenkel (Hrsg.): Schrumpfungen. Chancen für ein anderes Wachstum. Berlin: Springer, S. 125–135.
- Brandstetter, B.; Lang, Th., & Pfeifer, A. (2005): Umgang mit der schrumpfenden Stadt – ein Debattenüberblick. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 16, Heft 6, S. 55–68.
- Büchs, S. (2010): Dorfumbau – Strategien zum Umgang mit der Baustruktur schrumpfender Dörfer am Beispiel Aidhausen. Norderstedt: BoD.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung [BBR] (Hrsg.) (2005): Raumordnungsbericht 2005. Bonn. (Schriftenreihe Berichte, 21).
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung [BBR] (2008): Raumordnungsprognose 2025. BBR-Berichte KOMPAKT, 2/2008. Bonn.
- Dürschmidt, J. (2004): Schrumpfung in den Köpfen. In: Oswalt, Ph. (Hrsg.): Schrumpfende Städte. Ostfildern: Hatje Cantz.
- Gans, P. (2005): Schrumpfung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) (Hrsg.): Handwörterbuch der Raumordnung. 4., neu bearb. Aufl. Hannover: Akad. für Raumforschung und Landesplanung, S. 1004–1011.
- Hahne, U. Prof. Dr. (2003): Regionalentwicklung in Zeiten der Schrumpfung. Regionalplanerische Antworten auf demographische Entwicklungen. In: Eickermann, A. C. (Hrsg.): Schrumpfung als Phänomen der Siedlungsentwicklung ländlicher Räume. Neue Herausforderungen und bisherige Erfahrungen. Referatesammlung aus dem 443. Kurs (Januar 2003). Institut für Städtebau, Berlin (Forum ländlicher Raum, 86), S. 18–37.
- Häußermann, H., & Siebel, W. (1985): Die Chancen des Schrumpfens. Plädoyer für eine andere Großstadtpolitik. In: Die Zeit, Ausgabe 13, 1985.

- Henkel, G. Prof. Dr. (2004): Der ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland; mit 15 Tabellen. 4., erg. und neu bearb. Aufl. Berlin: Borntraeger (Studienbücher der Geographie).
- Janoschka, M. (2007): Das Image des Schrumpfens. Wahrnehmungen des Stadtbbaus am Beispiel Erfurt. In: Sedlacek, P. (Hrsg.): Umdenken – Umplanen – Umbauen. Stadt- und Regionalentwicklung in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen unter Schrumpfungsbedingungen. Arbeitsmaterial, Nr. 331 der ARL. S. 8–23.
- Karsten, M., & Wilmes, K. (2004): Handlungsstrategien früherer Schrumpfungsphasen. Dokumentation der Ergebnisse des Kolloquiums im ExWoSt-Forschungsfeld Stadtbau West 2004 beim Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung Bonn. Herausgegeben von FORUM GmbH Forschungsagentur Stadtbau West. Oldenburg.
- Keim, K. (2001): Neubestimmung der ostdeutschen Städte. In: IRS aktuell, H. 32, S. 1–2.
- Kiehlbrei, N. (2010): Das Phänomen Schrumpfung. Eine wahrnehmungsgeografische Untersuchung am Beispiel des Ortsteils Finsterau. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Kötter, T. Prof. (2008a): Von der Dorferneuerung zum Dorfbau. Neue Herausforderungen für Planung und Flächenmanagement in den Dörfern. In: Flächenmanagement und Bodenordnung (fub); Zeitschrift für Liegenschaftswesen, Planung und Vermessung, Jg. 70, H. 2, S. 56–63.
- KommZG (Gesetz über die kommunale Zusammenarbeit) in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Juni 1994 (GVBl. 1994, S. 555).
- Lang, Th., & Tenz, E. (2003): Von der schrumpfenden Stadt zur Lean City. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.
- Magel, H. (2009): Kommunalentwicklung muss mehr sein als Infrastrukturbau. In: Bürgerschaftliches Engagement im ländlichen Raum. Traditionen erneuern – Innovationen verankern: Bausteine für eine nachhaltige Bürgerkommune.
- Magel, H.; Ritzinger, A., & Groß, Chr. (2010): Dorferneuerung 2020. Zukunftskonzeption und -strategien der Dorferneuerung in Bayern. Forschungsvorhaben des Bereichs Zentrale Aufgaben der Verwaltung für Ländliche Entwicklung Bayern. Abrufbar unter www.landentwicklung-muenchen.de.
- Müller, B., & Wiechmann, Th. (2003): Anforderungen an Steuerungsansätze der Stadt- und Regionalentwicklung unter Schrumpfungsbedingungen. In: Müller, B., & Siedentop, S. (Hrsg.): Schrumpfung – neue Herausforderungen für die Regionalentwicklung in Sachsen/Sachsen-Anhalt und Thüringen. Hannover: Verlag der ARL (Arbeitsmaterial/Akademie für Raumforschung und Landesplanung, 303), S. 112–124.
- Oswald, Ph. (Hrsg.) (2004): Schrumpfende Städte. Ostfildern: Hatje Cantz (Bd. 1).
- Peschken, M. (2007): Ästhetik der Leere. Dessau. o. V.
- Siedentop, S., & Wiechmann, Th. (2006): Chancen des Schrumpfens. Stadtbau als kommunale Gestaltungsaufgabe. In: Schmidt, K. (Hrsg.): Wegweiser demographischer Wandel 2020. Analysen und Handlungskonzepte für Städte und Gemeinden. Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung, S. 106–111.
- Türpisch, N. (2007): Dorfentwicklung unter den Bedingungen des demographischen Wandels am Beispiel von Hummelshain und Knau (Ostthüringen). Jena. Universität Jena, Lehrstuhl für Wirtschaftsgeografie.

- Weber, G. (2006): Schrumpfung. Die Achillesferse der (Raum)Planung. Wien: Institut für Raumplanung und ländliche Neuordnung an der Universität für Bodenkultur Wien.
- Wirth, P. (2007): Schrumpfung und Peripherie. In: Wirth, P., & Bose, M. (Hrsg.): Schrumpfung an der Peripherie. München: oekom-Verlag, S. 1–14.

Strukturwandel im Schweizer Berggebiet¹

Daniel Müller-Jentsch

1 Einleitung

Das Schweizer Berggebiet steht wirtschaftlich unter Druck. Schon lange hatten viele Regionen im Jura- und Alpenbogen mit topografisch bedingten Standortnachteilen und einem schleichenden demografischen Wandel (alternde Bevölkerung, »Brain Drain«) zu kämpfen. In jüngster Zeit kamen mehrere »externe Schocks« hinzu, die den Strukturwandel in drei wichtigen Branchen der Bergwirtschaft verschärfen: Die starke Aufwertung der Landeswährung seit 2008 brachte einen Kostenschock für den Tourismus. Eine Volksabstimmung zur Einschränkung des Zweitwohnungsneubaus im Jahr 2012 (»Zweitwohnungsinitiative«) führte zu einem Einbruch in der Baubranche. Der Verfall der Strompreise erodierte die Profitabilität der Wasserkraft, die 40 Prozent der Schweizer Stromproduktion ausmacht.

Um den Strukturwandel erfolgreich zu bewältigen, gilt es, einige grundsätzliche Prinzipien zu berücksichtigen: Erstens sollte der Fokus auf Strategien zur Aktivierung neuer Wertschöpfungsquellen liegen, statt auf zusätzlichen Subventionen; zweitens bedarf es der Bereitschaft, den Wandel wirtschaftlicher Strukturen zuzulassen, statt ihn durch strukturerhal-

¹ Zur Studie: Eine Anfang 2017 veröffentlichte Studie des Think-Tanks Avenir Suisse aus Zürich analysiert die wirtschaftlichen Herausforderungen des Schweizer Berggebietes und skizziert Strategien, um dessen Wirtschaftsbasis zu stabilisieren und zu erneuern. Die wichtigsten Ergebnisse und Empfehlungen der circa 90-seitigen Studie werden von ihrem Autor Dr. Daniel Müller-Jentsch im vorliegenden Beitrag zusammengefasst. Die vollständige Publikation unter dem Titel »Strukturwandel im Schweizer Berggebiet: Strategien zur Erschliessung neuer Wertschöpfungsquellen« kann auf der Website von Avenir Suisse heruntergeladen werden: www.avenir-suisse.ch/62941/strukturwandel-im-berggebiet/.

tende Maßnahmen zu behindern; drittens gilt es die begrenzten Finanzmittel auf Bereiche mit Wachstumspotenzial zu konzentrieren (»Stärken stärken«), statt diese nach dem Gießkannenprinzip zu verteilen; viertens bedarf es eines aufrichtigen Umgangs mit Schrumpfungsprozessen, statt deren Tabuisierung.

Ein Treiber des Strukturwandels ist die Digitalisierung, aber diese bietet auch Chancen für das Berggebiet. Sie ermöglicht es beispielsweise Telearbeitern und Firmen aus entlegenen Regionen, an globalen Wertschöpfungsketten teilzunehmen. Mithilfe des Onlinehandels können die Produzenten regionaler Spezialitäten auch in entlegenen Gebieten neue Kunden in den Städten des »Unterlandes« gewinnen. Innovative Tourismusanbieter können digitale Vermarktungskanäle nutzen und die Sharing Economy eröffnet neue Möglichkeiten, um ungenutzte Ferienwohnungen (»kalte Betten«) zu vermieten.

2 Die Schweiz und das Berggebiet

Es gibt keine einheitliche Definition des Berggebietes und damit auch keine eindeutige geografische Abgrenzung. Tendenziell jedoch lässt sich etwa die Hälfte der Schweizer Landesfläche diesem zuordnen. Genau genommen teilt die Höhenlinie auf 1.080 Meter über Meer das Land in eine »obere« und eine »untere Hälfte« (Abbildung 1). Die Regionen des Alpen- und Jurabogens weisen sehr unterschiedliche Strukturen auf. Zum Beispiel gibt es städtische Zentren, Tourismusdestinationen, Verkehrsknoten, Industriestandorte und entlegene Talschaften. Entsprechend differenziert müssen die Entwicklungsstrategien sein. Zudem befindet sich das Berggebiet in vielfältigen Austauschbeziehungen mit den Siedlungs- und Wirtschaftszentren des »Unterlandes«, zum Beispiel durch Wertschöpfungsketten, Berufspendler oder Zweitwohnungsbesitzer. Diese gilt es, zur Bewältigung des Strukturwandels gezielt zu nutzen.

Umgekehrt profitieren aber auch die Ballungsräume von einer »symbiotischen« Beziehung mit den gebirgigen Landesteilen: Die hohe Lebens- und Standortattraktivität der Schweizer Städte, durch einschlägige Rankings dokumentiert (Mercer, 2016), verdankt sich unter anderem der

Die obere Hälfte der Schweiz (Gebiete über 1.080 Meter)

Es gibt keine einheitliche Definition des Berggebietes und damit seiner räumlichen Abgrenzung. Ein zentrales Kriterium ist jedoch die Topografie. Zieht man eine Höhenlinie auf 1.080 m ü. M., liegt die Hälfte der Landesfläche darunter und die andere Hälfte darüber. Die in der Karte sichtbar gemachte »obere Hälfte« zeigt die Konturen des Berggebietes.

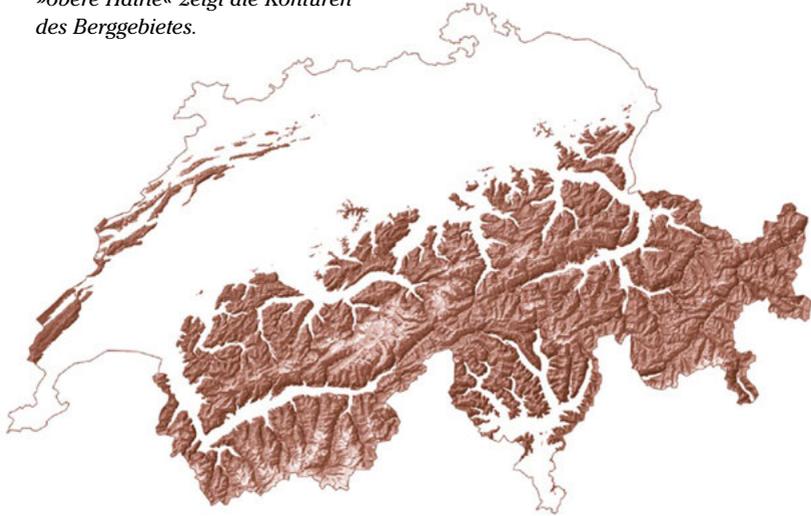


Abbildung 1: Die Landesfläche der Schweiz (Quelle: BFS, 2005a)

landschaftlichen Schönheit und dem hohen Freizeitwert der nahe gelegenen Berge. Durch die zunehmende Bevölkerungsdichte im »Mittelland« (das heißt der Tiefebene zwischen Alpen und Jura) gewinnen diese Qualitäten an Bedeutung.

Auf nationaler Ebene gibt es in der Schweiz keine explizite Berggebietspolitik. 2015 verabschiedete der Bundesrat als Antwort auf die Motion Maissen zwar einen Bericht zur »Politik des Bundes für die ländlichen Räume und Berggebiete«, aber dieser blieb inhaltlich vage und hatte keine konkreten operativen Auswirkungen. Spezifische strukturpolitische Instrumente für das Berggebiet gibt es nicht. Die Forderung im Rahmen der NRP betrifft die gesamte Schweiz außerhalb der Metropolen.²

² Weitere Informationen zur Neuen Regionalpolitik unter www.regiosuisse.ch.

Im föderalen Finanzsystem der Schweiz fließen erhebliche Transfers ins Berggebiet – nicht nur über den Finanzausgleich, sondern auch in Form des historisch gewachsenen Systems der »Wasserzinsen«, landwirtschaftlichen Direktzahlungen usw. Im Bergkanton Graubünden etwa werden zwölf Prozent aller öffentlichen Ausgaben durch Transfers finanziert. Milliardenbeträge aus Bundesmitteln fließen zudem in Infrastrukturprojekte mit fragwürdigem Kosten-Nutzen-Verhältnis. So kostete der Bau der kaum befahrenen A16 durch den Jura 6,3 Milliarden Schweizer Franken. Hätte man für »nur« 2,3 Milliarden Schweizer Franken eine Schnellstraße gebaut, hätte man mit den eingesparten 4 Milliarden Schweizer Franken theoretisch die Kantone Neuenburg und Jura (weitgehend deckungsgleich mit dem Schweizer Juragebirge) und alle ihre Gemeinden entschulden können (Müller-Jentsch, 2017).

3 Herausforderungen des Strukturwandels

In Standortrankings offenbaren sich die strukturellen Schwächen der gebirgigen Landesteile. So finden sich etwa im »Kantonalen Wettbewerbsindikator« der Großbank UBS auf den letzten zehn Rängen ausschließlich Bergkantone. Auch die kleinräumigere Betrachtung der 108 Schweizer MS-Regionen offenbart ein Gefälle bei der Wettbewerbsfähigkeit zwischen »Ober- und Unterland« (Abbildung 2). Schaut man sich die dem Ranking zugrunde liegenden 50 Einzelindikatoren genauer an, so zeigt sich, dass nur ein Teil des schlechten Abschneidens auf »topografisches Schicksal« zurückzuführen ist, wie schlechte Erreichbarkeit und dünne Besiedlung (Abbildung 3). Vielmehr gibt es auch im Berggebiet Standortfaktoren, die sich gezielt verbessern lassen, etwa in den Bereichen öffentliche Finanzen und Innovation (UBS, 2016).

Entsprechende Strategien zur Stärkung der wirtschaftlichen Basis müssen jedoch den spezifischen Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken (»SWOT-Analyse«) einer Region Rechnung tragen. Je nach regionalen Gegebenheiten gibt es unterschiedliche potenzielle Wachstumsmotoren. Einige Bergregionen profitieren von ihrer Nähe zu städtischen Zentren, in anderen sind Tourismusdestinationen die primären Wertschöpfungsquel-

Die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Regionen

Der Wettbewerbsindikator der UBS wird auch auf Ebene der 106 Schweizer »MS-Regionen« ermittelt (einem europaweit einheitlichen System regionaler Gliederung). Auch diese kleinräumigere Betrachtung offenbart die strukturellen Nachteile gebirgiger Regionen: Das Berggebiet (Alpen, Voralpen, Jura) weist fast durchgehend eine geringe Wettbewerbsfähigkeit auf.

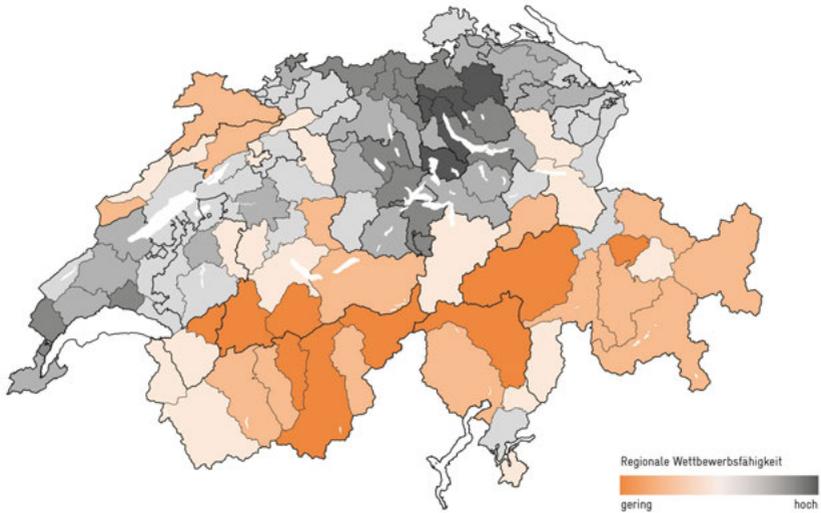


Abbildung 2: Die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Regionen

(Quelle: UBS, 2016)

len. Anderswo ergeben sich Potenziale zur wirtschaftlichen Entwicklung durch Verkehrsknoten oder durch große Unternehmen und ihre Zuliefernetzwerke. Auch die optimale Steuerstrategie – in der Schweiz genießen die 26 Kantone und 2.200 Gemeinden weitgehende Steuerautonomie – ist abhängig von den spezifischen Ausgangsvoraussetzungen.

Die Standortstärken

Die 50 Standortindikatoren des USB-Rankings werden in acht Politikbereichen («Wettbewerbsäulen») zusammengefasst. Aus diesen acht Einzelwerten ergeben sich kantonale Stärken- und Schwächenprofile. Im Spinnendiagramm lassen sich diese für ausgewählte Bergkantone mit dem Durchschnittswert der Nicht-Bergkantone (graue Fläche) vergleichen.

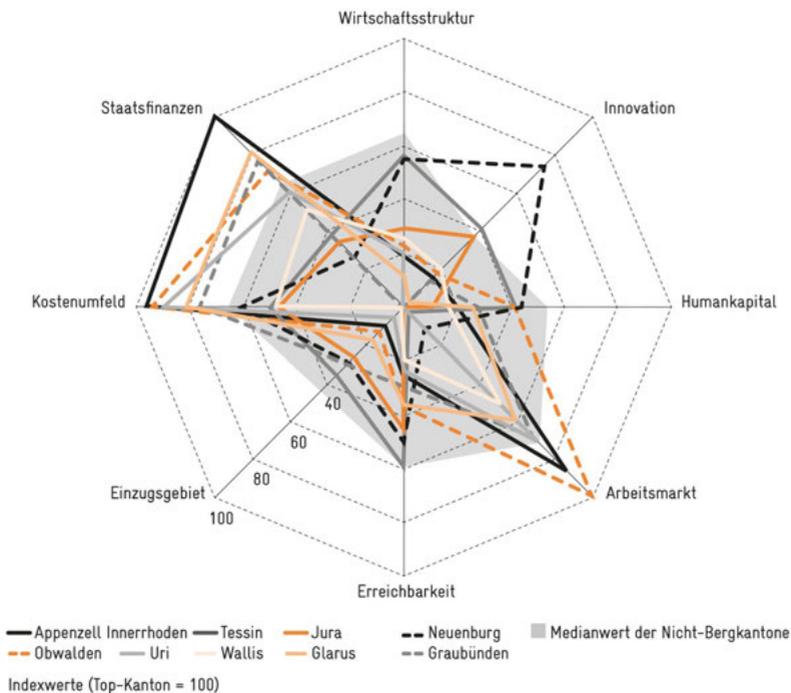


Abbildung 3: Die Standortstärken und -schwächen ausgewählter Bergkantone (Quelle: UBS, 2016)

4 Gebietsreformen und Talschaftsfusionen

Um den Strukturwandel zu meistern, müssen im Berggebiet Kräfte gebündelt und kleinteilige Strukturen überwunden werden. Es bedarf insbesondere einer besseren Zusammenarbeit in funktionalen Räumen, wie Agglomerationen und Tourismusdestinationen (z. B. durch Destinationsstrategien). Der wichtigste Typus funktionaler Räume im Berggebiet ist jedoch die Talschaft, denn diese natürlichen Landschaftskammern bilden auch wirtschaftliche und soziale Einheiten. Zudem schafft die Konzentration unterschiedlicher Nutzungsansprüche auf dem Talboden (z. B. durch Siedlung, Verkehr, Landwirtschaft) und die damit verbundenen Nutzungskonflikte Bedarf für die Koordination der Raumplanung über Gemeindegrenzen hinweg. Dies kann auch als »Talbodenproblematik« bezeichnet werden.

Eine Möglichkeit, diese zu lösen, ist der Zusammenschluss von Gemeinden innerhalb eines Tals. Entsprechend bedeutend ist ein bislang wenig wahrgenommener Trend zur Bildung von Talgemeinden. Seit der Jahrtausendwende gibt es in der gesamten Schweiz eine Welle von Gemeindefusionen. Eine Auswertung dieser Zusammenschlüsse durch Avenir Suisse im Rahmen der hier beschriebenen Studie (Abbildung 4) hat ergeben, dass es zwischen 2000 und 2015 im Berggebiet 43 Gruppenfusionen ganzer Talschaften oder Talabschnitte (in großen Tälern) mit durchschnittlich 5,5 Gemeinden gab. Die Hälfte der Talschaftsfusionen gab es in nur zwei Kantonen: Graubünden (15) und Tessin (8).

Die meisten Fusionsprojekte entstanden auf lokale Initiativen hin, aber auf Ebene des Kantons können hierfür geeignete Rahmenbedingungen geschaffen werden, etwa durch die Beseitigung von Fehlanreizen beim innerkantonalen Finanzausgleich. In Glarus stimmte die Bevölkerung vor zehn Jahren für eine Gebietsreform, die die Zahl der Gemeinden innerhalb des kleinen Gebirgskantons von 25 auf drei reduzierte. Diese radikale Neuordnung brachte einen breiten Reformschub mit sich. Alternativen zu Fusionen sind regionale Zweckverbände, in denen bestimmte Gemeindeaufgaben regional gepoolt werden. Eine andere Alternative sind raumplanerische Koordinationsinstrumente. Beispiele für eine bessere

Talschaftsfusionen in der Schweiz (2000–2015)

Seit der Jahrtausendwende hat die Zahl der Gemeindefusionen in der Schweiz stark zugenommen. Weitgehend unbeachtet blieb bis jetzt ein Trend zu Gruppenfusionen innerhalb von Talschaften. Avenir Suisse hat insgesamt 43 solcher Fusionen von Talschaften und Teiltalschaften mit durchschnittlich 5,5 Fusionspartnern gezählt.

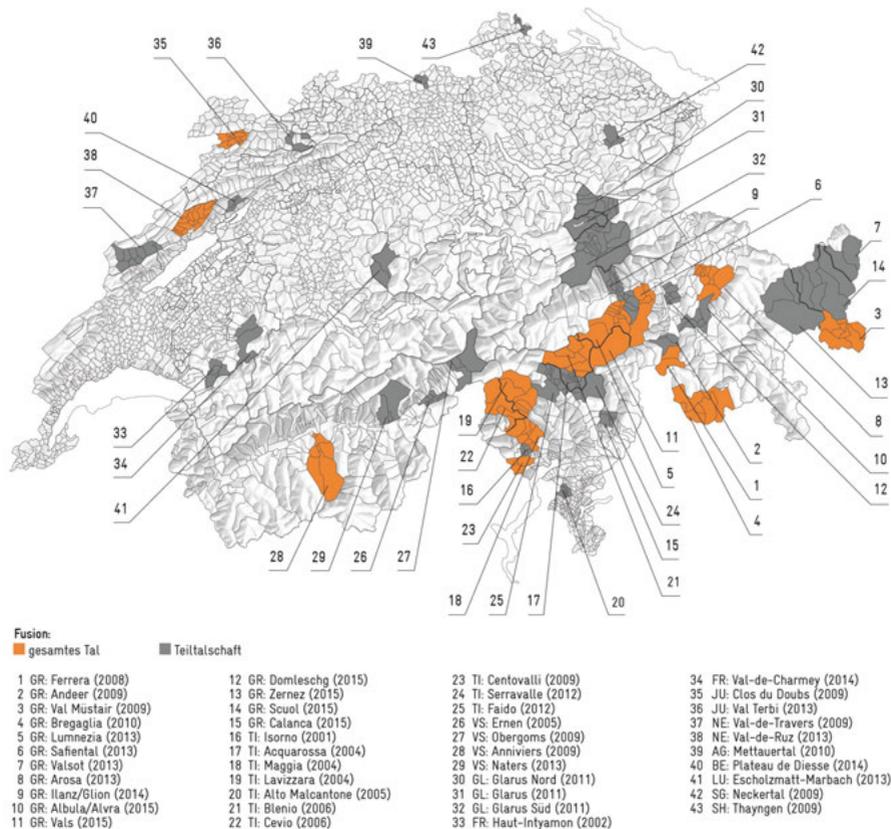


Abbildung 4: Talschaftsfusionen in der Schweiz (2000–2015)

(Quelle: eigene Darstellung basierend auf BFS, 2016a)

Koordination der Raumnutzung auf dem Talboden sind die kantonale Richtplanung im Bergkanton Uri oder das Raumkonzept Toggenburg für diese Talschaft im Kanton St. Gallen.

5 Zukunftsstrategien für den Bergtourismus

Der Tourismus ist mit einem Anteil von 27 Prozent an der Beschäftigung und 21 Prozent (direkt und indirekt) an der Bruttowertschöpfung eine tragende Säule der Wirtschaft im Berggebiet (Abbildung 5). Der klassische Bergtourismus befindet sich aus vielerlei Gründen im Umbruch – ein Strukturwandel, der nun durch die Frankenaufwertung forciert wird. Ein wichtiger Bestandteil des Anpassungsprozesses ist ein Marktaustritt schwacher Firmen und das Wachstum erfolgreicher Unternehmen, zum Beispiel durch Produktinnovation und Investitionen. So hat beispiels-

Wirtschaftliche Bedeutung des Tourismus im Berggebiet

Die direkte und indirekte wirtschaftliche Bedeutung des Tourismus für eine Region bemisst sich am Anteil des Sektors an der Gesamtbeschäftigung (in Vollzeitäquivalenten = VZÄ) und an der Bruttowertschöpfung (BWS). Die Werte für beide Indikatoren liegen im Berggebiet mit 27% bzw. 21% deutlich höher als in den großen Städten bzw. in der Schweiz als Ganzes.

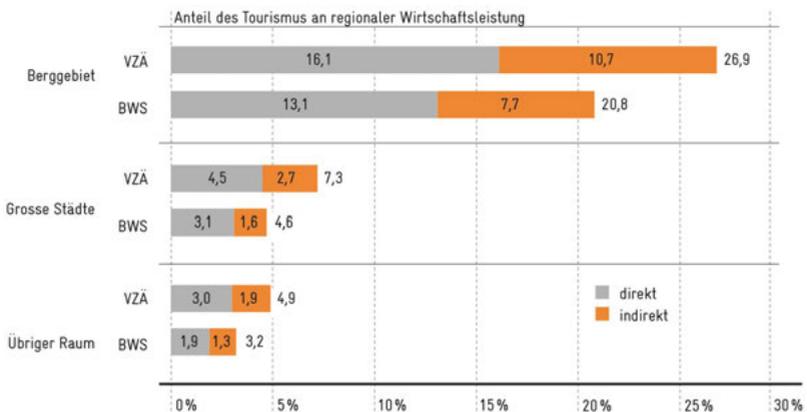


Abbildung 5: Die wirtschaftliche Bedeutung des Tourismus im Berggebiet
(Quelle: Rütter Soceco, 2016)

weise die Zahl der Hotels in der Schweiz innerhalb einer Dekade um zwölf Prozent abgenommen, während die Gesamtzahl der Betten gleich blieb. Während kleine Skigebiete geschlossen wurden, investierten große Bergbahnbetriebe teils massiv (Rütter Soceco, 2016).

Eine Liberalisierung des Agrarhandels würde Hotellerie und Gastronomie auf der Kostenseite erheblich entlasten. Einige Topdestinationen können dem hohen Kostenniveau in der Schweiz durch Spezialisierung auf das Luxussegment begegnen. Andere Tourismusorte sollten sich auf bestimmte Marktsegmente spezialisieren und entsprechende Destinationsstrategien verfolgen. Beispiele für solche Nischenstrategien sind die Orte Vals (Wellness) oder Grächen (Familien). Wichtig sind auch Verbesserungen bei Marketing und Vertrieb, etwa durch den Zusammenschluss regionaler Marketingorganisationen (z. B. Engadin), die Dachmarke Graubünden oder der Aufbau der Promotionsgesellschaft Wallis. Wichtig sind auch Produktinnovation und Produktbündelung, wie das Fallbeispiel der Weissen Arena Flims illustriert. Auf nationaler Ebene wird in der Schweiz der Strukturwandel im Tourismus durch eine Reihe von Instrumenten gefördert, z. B. ein Impulsprogramm im Rahmen der Neuen Regionalpolitik NRP (200 Millionen Schweizer Franken) und das Innovationsprogramm Innotour.³

6 Zweitwohnungssektor und Bauwirtschaft im Wandel

Die Errichtung von Zweitwohnungen war in weiten Teilen der Schweizer Alpen lange Haupttreiber der Baukonjunktur, kam aber infolge der Zweitwohnungsinitiative weitgehend zum Erliegen. Dem neuen Zweitwohnungsgesetz zufolge dürfen in Gemeinden mit über 20 Prozent Zweitwohnungsanteil neue Ferienimmobilien nur noch in Ausnahmefällen gebaut werden. Dies betrifft fast alle Gemeinden der Schweizer Alpen (Abbildung 6). Um trotzdem Wertschöpfung in der Bauwirtschaft zu erhalten, müssen Investitionen in die Erneuerung des Bestandes umgelenkt werden und dazu bedarf es auch neuer Geschäftsmodelle. Die großzügige

³ Weitere Informationen zur Neuen Regionalpolitik unter www.regiosuisse.ch.

Anzahl und Anteil der Zweitwohnungen* nach Kanton

Insgesamt gibt es in den Schweizer Alpen und im Jura je nach geografischer Abgrenzung zwischen 350.000 und 400.000 Zweitwohnungen. Die zehn Kantone mit dem höchsten Zweitwohnungsanteil liegen alle im Berggebiet, angeführt von GR (46%), VS (41%) und TI (30%). In absoluten Zahlen sind die Spitzenreiter VS (99.000), BE (94.000) und GR (76.000).

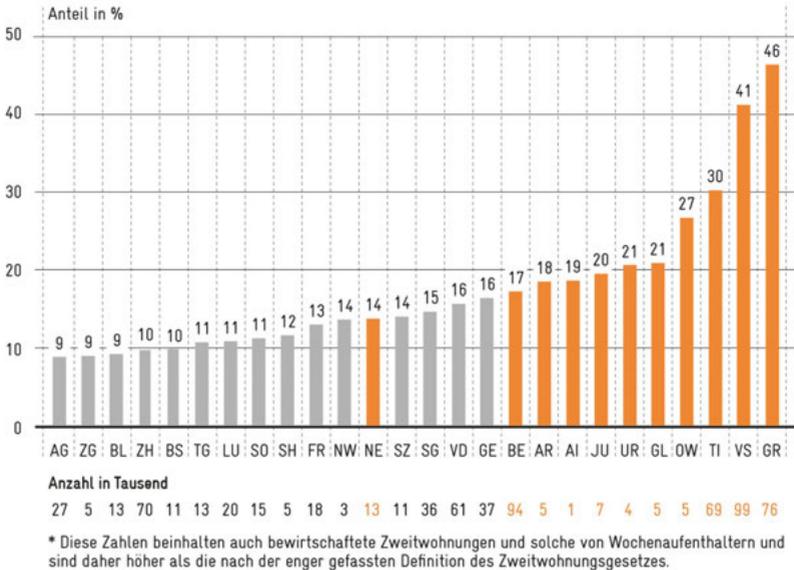


Abbildung 6: Anteil und Anzahl der Zweitwohnungen nach Kanton
(Quelle: BFS, 2016b, eigene Berechnung)

Regelung zur Umwandlung von Erst- in Zweitwohnungen im Rahmen der neuen Zweitwohnungsgesetzgebung ist wirtschaftlich sinnvoll, kann jedoch unter bestimmten Umständen zur Abwanderung der einheimischen Bevölkerung aus dem Dorfzentrum an den Ortsrand führen und zu einer Konzentration von Zweitwohnungen im Ortskern («Doughnut-Effekt»).

Aber der große Bestand von 350.000 bis 400.000 Zweitwohnungen im Schweizer Berggebiet (je nach geografischer Abgrenzung) bringt nicht nur Herausforderungen mit sich, sondern auch Chancen (Abbildung 7). Eine dieser Chancen ist die Umwandlung von »kalten Betten« in warme,

Gemeinden mit mehr als 20 Prozent Zweitwohnungen

Die Zweitwohnungsinitiative unterbindet in Gemeinden mit einem Zweitwohnungsanteil von über 20 % grundsätzlich den Neubau von Feriendomizilen. Fast alle Gemeinden des Schweizer Alpenraums und ein Teil jener im Jura liegen über diesem Stellenwert. Dies zieht einen verschärften Strukturwandel im Bau- und im Zweitwohnungssektor nach sich, den es zu bewältigen gilt.

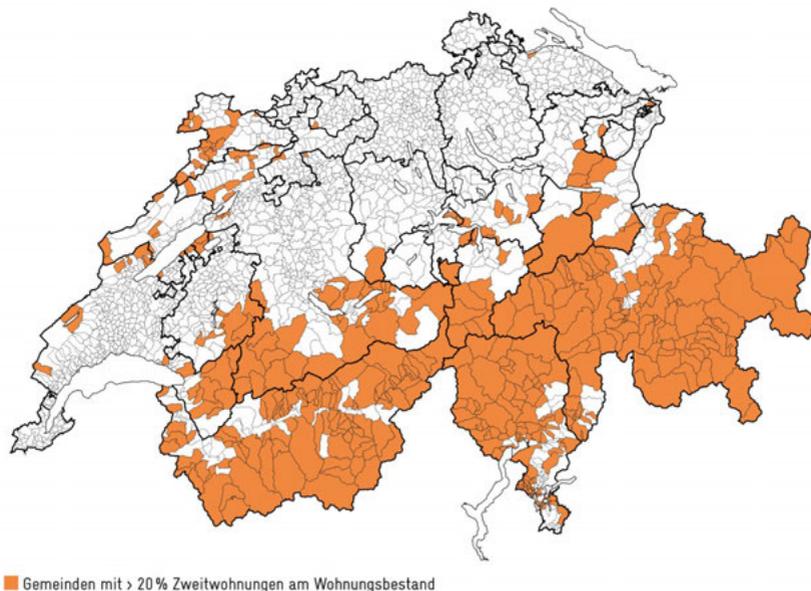


Abbildung 7: Gemeinden mit mehr als 20 Prozent Zweitwohnungen
(Quelle: ARE, 2015)

denn die Vermietung leer stehender Ferienwohnungen ermöglicht zusätzliche Wertschöpfung im Tourismussektor. Neue Geschäftsmodelle in der Parahotellerie, Vermietungsplattformen wie Airbnb, aber auch Vermietungsanreize im Rahmen von Zweitwohnungsabgaben konnten dazu beitragen. Derartige Zweitwohnungsabgaben sollten jedoch nur eingeführt werden, wenn sie in eine klare Strategie eingebettet sind.

Die zweite große Chance besteht darin, Zweitwohnungsbesitzer und ihre Familien – circa eine Million Personen im gesamten Schweizer Berggebiet – als Investoren, Ideengeber und Lokalpolitiker zu gewinnen. Sie

verfügen über all jene Kapazitäten, die zur Bewältigung des Strukturwandels benötigt werden, und sind dem Berggebiet in der Regel emotional eng verbunden. Ein Instrument zur ihrer besseren Einbindung wären ein »Rat der Zweitwohnungsbesitzer« auf Gemeindeebene, das heißt ein konsultatives Gremium durch das die nicht stimmberechtigten Zweitwohnungsbesitzer in politische Entscheidungsprozesse eingebunden werden. Ein anderer Vorschlag aus der Avenir-Suisse-Studie wäre die Ernennung von »Zweitwohnungsbeauftragten« in Regionen mit hohem Zweitwohnungsanteil. Als »Relationship-Manager« hätten diese ein ähnliches Aufgabenprofil wie Alumni-Beauftragte an den Hochschulen.

7 Clusterstrukturen und regionale Innovationssysteme

Die räumliche Ballung wirtschaftlicher Aktivitäten steigert die Wettbewerbsfähigkeit einer Region durch Vernetzungseffekte (Müller-Jentsch, 2017). Solche Clusterstrukturen sind auch im Berggebiet zu finden, vielfach jedoch erst auf den zweiten Blick. Eine wichtige Kategorie stellen städtische Agglomerationen dar. In der Tourismusbranche haben sich um größere Destinationen regionale Branchencluster entwickelt. Auch in der Industrie gibt es räumliche Konzentrationen (z. B. im Alpenrheintal) und mit der Uhrenindustrie im Jura sogar einen exportstarken Technologiecluster im Schweizer Berggebiet. Innovationspotenzial existiert aber gerade auch im ländlichen Raum im Handwerk und in der Landwirtschaft. Dies zeigen internationale Fallbeispiele wie der Holzbaucoluster in Vorarlberg und der Obstanbau in Südtirol.

Auch im Berggebiet gibt es somit sehr unterschiedliche Typen »regionaler Innovationssysteme«. In diesen sind tertiäre Bildungseinrichtungen oft wichtige Ankerinstitutionen und deren Stärkung ist somit auch für die Wirtschaftsstruktur im Berggebiet entscheidend. Im Tessin – ebenso wie in Südtirol – gelang in den letzten 20 Jahren der Aufbau einer neuen Universität. Der Kanton Wallis hat mit der Eidgenössisch-Technischen Hochschule in Lausanne (EPFL) einen starken externen Partner gefunden, um in Sitten ein Campusareal zu entwickeln, auf dem bereits vorhandene Institutionen zusammengeführt werden. Da es den tertiären Bildungsinsti-

tutionen im Berggebiet jedoch häufig an kritischer Masse mangelt, sollten sie sich stärker auf Kompetenzen mit Relevanz für das Berggebiet spezialisieren, um innerhalb der Schweizer Bildungslandschaft ein klareres Profil zu entwickeln.

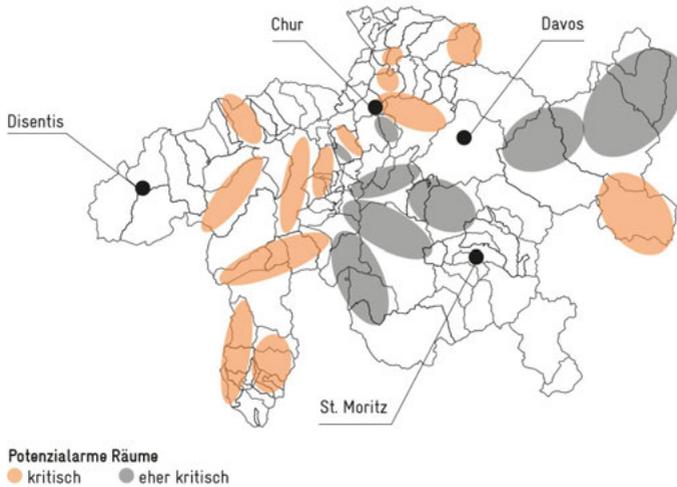
8 Neue Perspektiven für periphere Räume

Periphere und dünn besiedelte Regionen werden auch als »potenzialarme Räume« bezeichnet (Abbildung 8). Sie leiden unter Überalterung, Abwanderung und der Erosion wirtschaftlicher Strukturen. Ein stures »Ansubventionieren« gegen solche Schrumpfungsprozesse ist teuer und wenig effektiv, ihre Tabuisierung erschwert die Suche nach geeigneten Lösungen. So bedarf es etwa pragmatischer Ansätze für eine kostengünstige Grundversorgung, wie Rufbus-Systeme oder Postagenturen in Dorfläden. Zudem bedarf es Strategien zur Aktivierung spezifischer Wertschöpfungspotenziale. So gibt es durchaus Dienstleistungen, für die Abgeschiedenheit ein Standortvorteil ist, wie Internate oder Rehabilitationskliniken. Auch die Digitalisierung schafft neue Potenziale, beispielsweise in Form von Telearbeit oder dem Onlinevertrieb regionaler Produkte. Zahlreiche neu gegründete Regionalparks sind eine Chance, die Landschaft in Wert zu setzen und Wertschöpfungsketten im sanften Tourismus zu entwickeln.

Peripheren Räumen mangelt es häufig nicht an Potenzialen, sondern an handlungsfähigen Akteuren, die die Potenziale erschließen. Entsprechend wichtig ist gerade auch für diese Gebiete die Mobilisierung von Zweitwohnungsbesitzern als Akteuren des Wandels sowie Gemeindefusionen innerhalb von Talschaften. Aber es gibt auch Regionen, in denen Schrumpfungsprozesse so weit fortgeschritten sind, dass es Strategien für einen »geordneten Rückzug« bedarf. Die Angst davor scheint übertrieben, denn extensive Nutzungsformen haben in den Bergen eine lange Tradition, zum Beispiel Maiensasse oder »Teilzeit-Täler«, die nur im Sommer genutzt werden. Zudem gibt es auch innovative Beispiele hierfür, wie die Umnutzung von leer stehenden Ökonomiegebäuden als Zweitwohnungen unter der Bedingung, dass die dazugehörige Kulturlandschaft ebenfalls gepflegt wird. Durch eine Umschichtung von Mitteln innerhalb

a) Potenzialarme Räume Graubündens

Peripher gelegene und schrumpfende Gebiete werden auch als potenzialarme Räume bezeichnet. In Graubünden wurden mithilfe eines Indikatorensystems zwei unterschiedliche Kategorien potenzialarmer Räume indentifiziert: jene, in denen eine Trendumkehr durch geeignete Maßnahmen möglich ist (grau), und solche, in denen dies kaum möglich ist (orange).



b) Schema eines Problemlösungsraums

Potenzialarme Räume umfassen in der Regel mehrere Gemeinden. Deshalb sollten Stabilisierungsstrategien auf regionaler Ebene ansetzen. Eine wirksame Hilfe setzt dabei meist die Einbindung externer Potenziale voraus, zum Beispiel Arbeitsplatzangebote im nächstgelegenen Zentrum. Dies gilt es, bei der Wahl des Problemlösungsraums zu berücksichtigen.

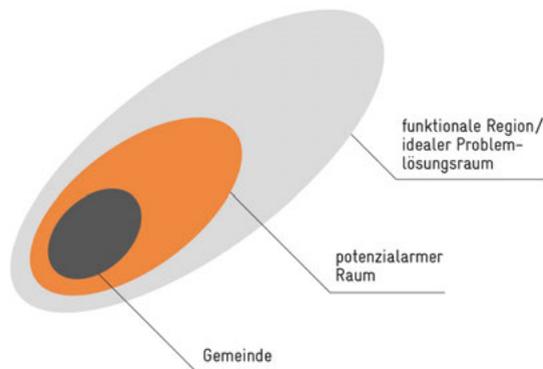


Abbildung 8: Potenzialarme Räume Graubündens
(Quelle: Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden, 2009)

der Neuen Regionalpolitik (d. h. der strukturpolitischen Fördermittel auf Bundesebene) könnten innovative Lösungsansätze für potenzialarme Räume gezielter gefördert werden.

9 Die Schweizer Berggebietsakteure und ihre Rollen

Um den wirtschaftlichen Strukturwandel im Schweizer Berggebiet erfolgreich zu bewältigen, sind verschiedene Akteure gefordert. Seitens des Bundes scheint eine Weiterentwicklung der bislang eher vagen Berggebietspolitik geboten, um diese strategisch fokussierter und operativ relevanter zu machen. Aber auch die Vertreter des Berggebietes sollten ihre Rollen überdenken. Sinnvoll scheinen eine stärkere Ausrichtung der Regierungskonferenz der Gebirgskantone (RKGK) auf Strategien zur Bewältigung des Strukturwandels sowie der Aufbau eines nationalen Kompetenzclusters zu Berggebietsfragen, beispielsweise durch den Aufbau eines »Hauses der Berge« in der Hauptstadt Bern. Eine Kompetenzlücke gibt es derzeit noch hinsichtlich ökonomischer Themen; auf nationaler Ebene fehlt eine wirtschaftliche Instanz zum Berggebiet, vergleichbar mit dem »Wirtschaftsforum Graubünden« (Wirtschaftsforum Graubünden, 2014; 2015).

Am Ende jedoch muss der eigentliche Strukturwandel im Berggebiet selber erfolgen, und diesbezüglich sind die Akteure vor Ort gefordert. Unternehmer müssen alte Geschäftsmodelle anpassen und neue entwickeln, zum Beispiel im Tourismus oder in der Bauwirtschaft. Kantone und Gemeinden können durch Gebietsreformen und die Zusammenarbeit innerhalb von funktionalen Räumen handlungsfähige politische Strukturen schaffen. Die Einwohner des Berggebietes müssen als Stimmbürger, Lokalpolitiker und Arbeitnehmer bereit sein für den Wandel althergebrachter Strukturen. Und die Zweitwohnungsbesitzer sollten sich in diesen Prozess aktiv einbringen. Ihre Investitionen, ihr Engagement und ihr Wissen sind entscheidender für die wirtschaftliche Zukunft des Berggebietes als föderale Finanztransfers.

Literatur

- Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden (2009): Strategien zum Umgang mit potenzialarmen Räumen, abrufbar unter <http://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/awt/projekte/Seiten/PotenzialarmeRaume.aspx>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- ARE, Bundesamt für Raumentwicklung (2015): Zweitwohnungsverordnung, abrufbar unter <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20152998/index.html>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- BFS, Bundesamt für Statistik (2005): Arealstatistik: Zahlen – Fakten – Analysen, abrufbar unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/raum-umwelt.assetdetail.212328.html>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- BFS, Bundesamt für Statistik (2016a): Amtliches Gemeindeverzeichnis der Schweiz, abrufbar unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/grundlagen/agvch.html>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- BFS, Bundesamt für Statistik (2016b): Belegung der Wohnungen nach Gemeinden, abrufbar unter https://www.pxweb.bfs.admin.ch/Selection.aspx?px_language=de&px_db=px-x-0903020000_100&px_tableid=px-x-0903020000_100%5Cpx-x-0903020000_100.px&px_type=PX, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Mercer (2016): Quality of Living Rankings, abrufbar unter <https://www.imercer.com/content/mobility/quality-of-living-city-rankings.html>, Abrufdatum: 16.02.2017.
- Müller-Jentsch, D. (2017): Strukturwandel im Schweizer Berggebiet. Strategien zur Erschließung neuer Wertschöpfungsquellen, Avenir Suisse, Zürich.
- Regiosuisse – Netzwerkstelle Regionalentwicklung. Die Wissensplattform der Neuen Regionalpolitik (NRP), abrufbar unter <http://regiosuisse.ch/>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Rütter Soceco (2016): Wertschöpfungs- und Beschäftigungswirkung im ländlichen und alpinen Tourismus, abrufbar unter <http://ruetter-soceco.ch/cm/de/aktuell/news/330-wertschoepfungs-und-beschaefigungswirkung-im-laendlichen-und-alpinen-tourismus>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- UBS (2016): Kantonaler Wettbewerbsindikator 2016: Wachstumspotenzial in den Zentren gebündelt, abrufbar unter https://www.ubs.com/global/de/wealth_management/chief-investment-office/investment-views/kwi.html, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Wirtschaftsforum Graubünden (2014): Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Graubündens. Bedeutung der öffentlichen Finanztransfers für Graubünden und seine Gemeinden, abrufbar unter http://www.wirtschaftsforum-gr.ch/fileadmin/user_upload/customers/wirtschaftsforum-gr/Download/Publikationen/WIFO_GR_Bericht_Leistungsfaeihigkeit_WEB.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Wirtschaftsforum Graubünden (2015): Strategien für Bündner Tourismusorte, abrufbar unter http://www.wirtschaftsforum-gr.ch/fileadmin/user_upload/customers/wirtschaftsforum-gr/Bericht_Strategie_def_01.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.

Weiterführende Literatur

Avenir Suisse (2005): Stadtland Schweiz. Zürich.

BAKBASEL (2014): Performance des alpinen Tourismus in der Schweiz im internationalen Vergleich, Basel, abrufbar unter http://www.bakbasel.ch/uploads/media/bakbasel_bericht_performance_alpiner_tourismus_01.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.

Blöchliger, H. (2005): Baustelle Föderalismus, Avenir Suisse und NZZ, Zürich.

Frey, R. (2008): Starke Zentren – starke Alpen: Wie sich die Städte und ländlichen Räume der Schweiz entwickeln können, Zürich.

Rütter-Fischbacher, U., & Rütter, H. (2016): Wertschöpfungs- und Beschäftigungswirkung im ländlichen und alpinen Tourismus. Rütter Soceco im Auftrag des Schweizer Tourismus-Verbands (STV).

SAB, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete (2016): Erste Erfahrungen mit der neuen Zweitwohnungsgesetzgebung, Bern, November 2016, abrufbar unter <http://bit.ly/2eoBs3Y>, Abrufdatum: 14.02.2017.

TEIL II

Perspektiven zum Umgang mit Schrumpfung und Rückbau

Beispiele aus der Praxis

Rückbau jetzt planen

*Ein Plädoyer für einen resilienten Umgang
mit dem Thema Rückbau in Südtirol*

Retrospektive Betrachtungen auf die Diskussionsrunde
»Durch Schrumpfung zur Resilienz?«¹

Thomas Streifeneder

1 Einführende Überlegungen zum Thema Rückbau

Periphere ländliche Gebiete, die von einer anhaltenden Abwanderung bedroht sind, existieren nicht nur im gesamten Alpenraum, sondern auch in Südtirol. Deshalb sollten auch *wir* uns mit dem Thema »Rückbau« auseinandersetzen. Dringender Handlungsbedarf besteht zwar in Südtirol (noch) nicht. Aber wir sollten an der Thematik dranbleiben und uns weiter damit befassen. Das lässt sich aus den Beiträgen und den Diskussionen auf der Fachtagung »Rückbau & Resilienz. Von Wunsch und Wirklichkeit schrumpfender Orte & Regionen« an der Europäischen Akademie Bozen schließen. Aufgrund der in bestimmten ruralen Gemeinden beobachtbaren Tendenzen erscheint das nachvollziehbar und vernünftig. Trotz dieser Übereinstimmung gewinnt man bei der Thematisierung von Rückbau den Eindruck einer gewissen Skepsis, einer Stimmung des Noch-nicht-so-recht-einordnen-Könnens und des Ist-es-bei-uns-wirklich-jetzt-schon-notwendig? Meine folgenden Ausführungen zielen darauf ab, dieser Stimmung ein wenig »den Wind aus den Segeln zu nehmen«.

¹ Diskussionsrunde im Rahmen der EURAC-Fachtagung »Rückbau & Resilienz. Von Wunsch und Wirklichkeit schrumpfender Orte & Regionen«, 10.11.2016, Europäische Akademie Bozen.



Abbildung 1: Leerung auf dem Dorf (Quelle: Murschetz, 2006)

Zweifellos ist das Thema Rückbau bei der Bewältigung des demografischen Wandels in ruralen Gebieten eines, das herausfordert und provoziert (Abbildung 1). Gleichzeitig erscheint es schwierig, Rückbau einzuordnen, diesen von klassischen Maßnahmen (multifunktionale Dorfläden, interkommunale Zusammenarbeit und mobile Angebote für die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs) zu unterscheiden. Bei näherer Betrachtung ist das auch nicht notwendig. Denn diese und viele andere Maßnahmen gehen auf den Rückbau von bestehenden Strukturen oder Leistungen zurück. Nicht mehr genutzte und deshalb unrentable Einrichtungen und Angebote werden reduziert, aufgelöst bzw. neu ausgerichtet. Das ist ein Prozess, der Anpassungs- und Lernfähigkeit zeigt, der dazu führt, die durch die Abwanderung verursachten Veränderungen so zu gestalten, dass der Standort resilient bzw. widerstandsfähig bleibt. Das stellt einen aktiven Umgang unseres Systems mit den heutigen und zukünftigen Herausforderungen dar (Hahne, 2013). Anpassungs- /Lern- und Widerstandsfähigkeit sind jedoch nur *drei* Eigenschaften, die eine resiliente Gemeinde/Region ausmachen. Sie muss sich nicht nur anpassen, mit einer neuen Situation umgehen lernen, um Widrigkeiten zu begegnen, sondern auch restaurierungsfähig- und systemisch wettbewerbsfähig sein (ibid., s. u.).

Experten sind sich deshalb einig, dass Rückbau keinesfalls heißt, sich flächendeckend zurückzuziehen. Denn die Versorgung der ansässigen Bevölkerung ist ja nach wie vor notwendig, auch wenn es sich um eine

Versorgung reduziert auf das Notwendigste handelt. Es geht also in vielen Fällen mehr um ein Zurückfahren, um Ressourcen klug zu bündeln und Synergien zu nutzen. Der Versorgungsraum, der vorher gleichbedeutend mit jenem der Gemeinde oder des Dorfes war, verschiebt sich unter Umständen vom eigenen Dorf hin zu einem anderen Standort, eventuell hin zu einem einzigen für das gesamte Tal. Dann werden die Strukturen wieder rentabel und können in zufriedenstellender Qualität bereitgestellt werden, weil die kritische Masse für ihren Betrieb ausreichend ist. Hahne (2009) spricht in diesem Zusammenhang von der »Ausweisung von strategischen Orten mit Funktionsbündelung als Stabilisierungskerne unter Rücksichtnahme auf die bestehende Siedlungsstruktur«. Ein Blick nach Skandinavien, das ebenfalls durch die Versorgung von dünn besiedelten Gebieten herausgefordert ist, zeigt noch eine andere Herangehensweise: Dort werden Funktionen an Verkehrsknotenpunkten oder Erreichbarkeitsknoten gebündelt, ohne dass eine gewisse Siedlungsverdichtung vorhanden ist. Das heißt, für die Skandinavien ist nicht ausschließlich bestehende Siedlungsstruktur Voraussetzung für einen Standort der Grunddaseinsvorsorgeangebote. Bei beiden Lösungen spielt die Mobilität eine mal mehr, mal weniger große Rolle. Für jene, die nicht mobil sein können, müssen deshalb andere mobil werden, um sie zu versorgen. Für Südtirol spricht manches für die erste, zentralörtliche Lösung, wobei eine ausreichende Anbindung dieser Standorte mit den öffentlichen Verkehrsmitteln große Relevanz hat.

Es ist wie beim Schutz vor Naturgefahren. Ob der Felsen auf die Straße fällt, weiß man nicht. Aber wenn das der Fall sein kann, aufgrund ausführlicher statischer und geologischer Untersuchungen, dann hat man in Südtirol vorbildlich Vorkehrungen zum Schutz der verkehrlichen und anderen Infrastrukturen und Einrichtungen vorgenommen. Das hat Südtirol systemisch wettbewerbsfähig und damit resilient gemacht, weil darauf geachtet wurde, den Bestand, in diesem Fall die extrem wichtigen verkehrlichen Infrastrukturen, funktionstüchtig zu erhalten und damit das Überleben des Systems sicherzustellen. Viele Berggebiete können deshalb als Beispiele für gelebte Resilienz charakterisiert werden.

2 Die Diskussion in Südtirol

Das Thema Rückbau ist ein heikles Thema. Rückbau ist negativ konnotiert und betrifft die anderen Regionen, nicht uns. Ein politisches »No-Go«, ein Tabu. Das erfordert andere Formen der Kommunikation und die Einbeziehung jener, die »bisher nicht oder zu wenig zu Wort gekommen sind« (Dax et al., 2016). Wichtig ist es in diesem Zusammenhang, zwischen Kommunikation und Maßnahmen zu unterscheiden. Es geht um Sensibilisierung und einen bewussten Umgang mit dem Thema. Auch das war eine Motivation des EURAC-Instituts für Regionalentwicklung, diese Tagung auszurichten. Dabei ist die Auseinandersetzung mit Rückbau kein neues Feld. Wir sind uns nicht bewusst, dass es im Grunde keine Erneuerung ohne Ab- oder Rückbau gibt. Die alten, nicht mehr funktionellen Bauernhäuser werden abgerissen, um Platz für moderne Häuser zu machen. Um überhaupt etwas zu schaffen, bauen wir etwas zurück. Das kann neue Möglichkeiten bieten. Deshalb ist der erste Zugang zu diesem Thema jener der Offenheit und Berücksichtigung und nicht der Ablehnung und des Ausschlusses. Rückbau ist eine mögliche Lösung, die die Lebensqualität wesentlich verbessern kann. Interessanterweise wurde dies von den Diskussionsteilnehmern grundsätzlich bestätigt. Wie Andreas Schatzer, Präsident des Gemeindeverbandes Südtirol, richtig feststellte, wird das Thema auf theoretischer und wissenschaftlicher Ebene bereits diskutiert. Es ginge jetzt darum, die Theorie näher an die Praxis zu bringen und Lösungen gemeinsam zu diskutieren. So weit sind wir noch nicht. Aber die EURAC-Tagung hat einen ersten Schritt in diese Richtung unternommen. Die interessanten und innovativen Beiträge zeigten auf, welche vielfältigen und erfolgreichen Ansätze im Zusammenhang mit Rückbau bereits seit langer Zeit verfolgt werden.

Es geht aber nicht nur darum, dem »Thema grundsätzlich etwas abzugewinnen«. Sich auch in Südtirol aktiv und ohne Vorbehalte mit dem Thema Rückbau & Resilienz auseinanderzusetzen und eine erste Diskussion anzuschieben, war das Ziel dieser Tagung. Rückbau ist eine Antwort auf Folgen, die auf grundlegende sozioökonomische und demografische Prozesse im ländlichen Raum zurückzuführen sind. Der demografische

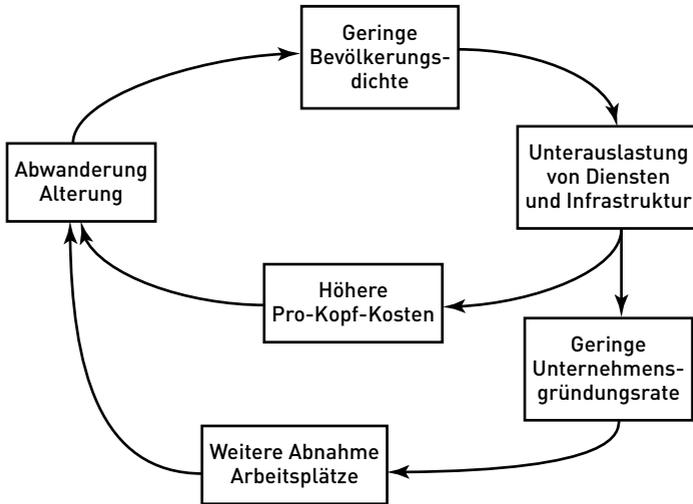
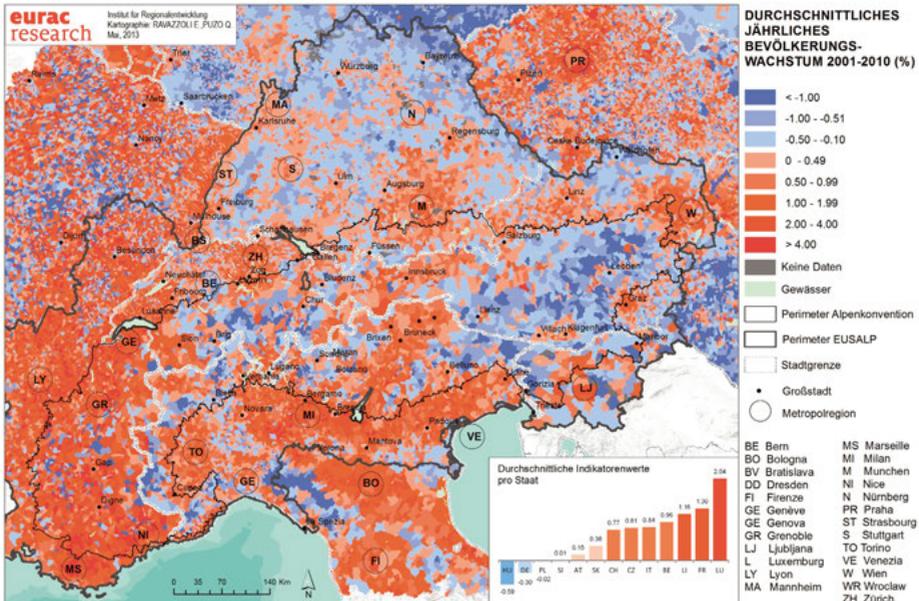


Abbildung 2: Teufelskreis der Schrumpfung

(Quelle: Hahne, 2009)

Wandel bedeutet im Extremfall »Jung geht, Alt bleibt (übrig)«. Im Extremfall. Wir sprechen über einen schleichenden Prozess, der sich über viele Jahre hinzieht. Gefährlich ist, dass schleichende Entwicklungen kaum wahrgenommen werden. Und das verheerende an diesem Prozess ist, dass er sich selbst verstärkt, dass der Abwärtstau mel, ist er einmal im Gange, sich kaum oder nur mit sehr großem Aufwand aufhalten lässt (Abbildung 2). Das heißt: Ist einmal der richtige Moment zum Umdenken und vor allem »Umhandeln« verpasst, ist es kaum oder nur noch sehr schwer möglich, die Situation in den Griff zu bekommen. Und bekommt man es nicht in den Griff, dann kann es dazu führen, dass eine allgemeine, negative Grundstimmung einsetzt, was wahrscheinlich Patrick Ausserer meinte, ehemaliger Bürgermeister der deutschnonsberger Gemeinde St. Felix-Unsere Liebe Frau im Walde in Südtirol, als er von der »kollektiven Depression in den Dörfern« sprach. Soweit sollte es nicht kommen, wenn man reagiert. Ein interessantes Beispiel dafür, dass jetzt konkretes Umhandeln und Reagieren gefragt ist, lieferte der Hotelier aus Südtirol



Quellen: Nationale Statistikämter für alle Länder, Jahre 2001 und 2010. Statistische Daten für Polonia, Slowenien, Slowakei, Tschechien und Ungarn, Jahr 2010, stammen von Eurostat. Daten aus Kolinany, Ivanka pri Nitre, Jarok, Záhorie, Dolné Obdokovce, Jelsovce, Chorvátsky Grob, Host'ová, Kapince, Hrubonovo (SK) beziehen sich auf 2001–2011. Daten aus Frankreich beziehen sich auf 2002–2010. Daten nicht verfügbar: Daten aus Datenschutzgründen nicht verfügbar oder Daten fehlen. Verwaltungsgrenze: Eurographics und Bundesamt für Kartographie und Geodäsie. Nationale und provinzielle Grenzen und Wasser: Esri und Eurostat Indikator: $[\text{Pop}_t - \text{Pop}_s] / [\text{Pop}_s * (t-s)]$ wobei $t > s$; Pop_s ist die Pop-Größe im früheren Datum (2001), während Pop_t ist Pop-Größe zu einem späteren Zeitpunkt (2010).

Abbildung 3: Durchschnittliches jährliches Bevölkerungswachstum 2001 bis 2010 (Quelle: EURAC, 2013)

Heinrich Dorfer. Stütze für den ländlichen Raum ist für ihn der Tourismus, der der stärkste Motor für Südtirols Beschäftigung ist und bleibt. Laut dem Hotelier macht der Strukturwandel jedoch auch vor dem Tourismus nicht halt. Einige Tourismusbetriebe finden keine Nachfolger und werden schließen müssen. Da diese auch im landwirtschaftlichen Grün liegen, sei die Möglichkeit einer Umwandlung der touristischen Strukturen in Wohnungen angesagt. Sollte das jedoch weiterhin gesetzlich nicht möglich sein, werden immer mehr Leerstände die Folge sein.

17 Gemeinden, also 10 Prozent aller Südtiroler Gemeinden, haben zwischen 2005 und 2015 an Bevölkerung verloren (Schwarz, 2016). Acht Gemeinden verlieren mehr als 3 Prozent der Bevölkerung, darunter Schnals

(>10 Prozent), Stills (9 Prozent), Laurein, Prettau, Proveis, St. Felix, Moss in Passeier und Ulten (ibid.). Es handelt sich also um periphere Gemeinden, die vom demografischen Wandel besonders betroffen sind. Im Vergleich vor allem zu den Nachbarprovinzen im Veneto oder vielen steirischen Gebieten steht Südtirol aus demografischer Sicht unverändert gut da (Abbildung 3). Im Falle der demografischen Entwicklung und der Dorfentwicklung in Südtirol ist eine Dramatisierung sicher überzogen.

Eine bestenfalls wissenschaftlich fundierte Analyse und Bewertung der aktuellen Situation sowie eine realistische Einschätzung der zukünftigen Entwicklung benötigt nicht nur statistische Informationen, sondern auch qualitative, die Antworten geben auf Fragen wie: Warum geht jemand weg, warum bleibt er bzw. was muss gegeben sein, dass er bleibt? Arbeitsplätze lassen sich nicht verfrachten. Aber »smart working« einzuführen, um das Hin- und Hergefare zu reduzieren und die Lebensqualität der Pendler zu erhöhen, ist durchaus denkbar. Dafür braucht es schnelle Internetverbindungen. Sie sind sicherlich eine *Conditio sine qua non*, wenn wir von Lebensqualität auf dem Land sprechen. Denn das brauchen nicht nur die Einheimischen, sondern die Freizeitleiter und Touristen ebenso. Aber in Infrastrukturen zu investieren, darf nicht das vorrangige Ziel sein. Vielmehr geht es darum, die Akteure vor Ort zu unterstützen. Es braucht kreative und engagierte Menschen, Akteure, die was anpacken wollen, es aber nicht können, weil sie zwar Ideen haben, sie aber aufgrund ihrer Ausbildung, Bürokratie und mangelnder Geldmittel nicht umsetzen können. Wenn sich Gemeinden aktiv mit Rückbau auseinandersetzen, kann deshalb eine professionelle Begleitung wesentlich sein (Patrick Ausserer). Das Thünen-Institut empfiehlt sogar »für Dörfer und kleine Gemeinden in schrumpfenden Regionen Dorfmanager für entwicklungsrelevante Belange vor Ort« (Küpper et al. 2013, S. III).

Eine quantitative und qualitative Status-quo-Analyse ist eine notwendige Grundlage, um Prozesse resilient zu gestalten. Haben die Entscheidungsträger hieraus ein schlüssiges Konzept entwickelt, das die Leitlinien festlegt, wie die beobachteten Entwicklungen gemanagt werden können, sind sie gewappnet. Die Teilnehmer der Diskussionsrunde waren sich einig, dass das Thema Rückbau in Südtirol zwar noch keine große aktu-

elle Brisanz hat. Einigkeit bestand aber auch darüber, dass man sich mit dem Thema auseinandersetzen und vorbereitet sein müsse. Das Thema sei Tabu, aber Kommunen und Land müssen es zum Thema machen (Patrik Ausserer). Auch Helmut Sartori, Präsident des Verbandes der Seilbahnunternehmer Südtirols, meinte, dass das eigentliche Problem darin liegt, dass momentan noch kein akutes Problem vorliegt. Er ist aber überzeugt, dass es eines wird, und daher gilt es schon jetzt, Lösungen rechtzeitig zu entwickeln. Diese Aussagen zeigen, dass jetzt der richtige Zeitpunkt ist, das Thema aufzugreifen und in Zusammenarbeit von Politik und Wissenschaft Lösungs- und Gestaltungsansätze zu erarbeiten.

3 Abschließende Überlegungen

Ein Problem rechtzeitig zu erkennen, vorausschauend die richtigen Entscheidungen zu treffen und damit negative Entwicklungen zu antizipieren bzw. zu mildern, ist die große Kunst umsichtiger, strategischer und visionärer Politik, Wissenschaft, Beratung und Planung. Denn Planung heißt, so Virna Bussadori, Amtsdirektorin des Amtes für Landesplanung der Landesabteilung für Natur, Landschaft und Raumentwicklung der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol und Teilnehmerin der Diskussionsrunde im Rahmen der EURAC-Tagung, Zukunft zu gestalten, statt sich von ihr einholen zu lassen und zu reagieren. Sie meint, dass man in Südtirol eben zu wenig plane und eher auf Probleme reagiere. Dabei sollten wir nicht abwarten, bis es ein drängendes Problem wird, um Lösungen zu finden. Südtirol hat kein übergeordnetes Konzept, keine ganzheitliche Strategie, die sich mit dem Thema der demografischen Folgen und Fragen des Rückbaus auseinandersetzt, so Virna Bussadori. Ihrer Meinung nach fehle es genau an dem, was eine weitsichtige Politik ausmacht, denn es gibt keine Früherkennung, Südtirol ist zu sehr reaktiv. Das führe dazu, dass die Möglichkeit für Visionen verloren geht bzw. keine neuen Visionen entstehen.

Jedem Entscheidungsträger mag das im Grunde bewusst sein. Aber der Antrieb, etwas zu ändern, Weichen zu stellen und neue Wege einzuschlagen, fällt vielen Verantwortlichen schwer. Oder es mangelt an

Ressourcen und qualifiziertem Personal. Vor allem, wenn alles noch einigermaßen gut läuft. Gabriel Marcel, französischer Philosoph und Existentialist, sprach in seinem Essay »Das ontologische Geheimnis« (1933) von »Verkrustung«, »von der Neigung des modernen Menschen, in Gewohnheiten und überkommenen Ideen zu verharren und engstirnig an Besitz und Funktionen festzuhalten ... [man] solle für neue Situationen ›verfügbar sein« (Bakewell, 2016), um aus der Behäbigkeit, in die uns die alltägliche Routine bringt, herauszukommen. Sie sei gefährlich, weil sie uns dazu führt, untätig zu bleiben für notwendige Neuerungen. Wer nach Antworten und Lösungsmöglichkeiten sucht, der ist nicht allein und kann auch fündig werden. Die Tagung machte deutlich, dass einige erfolgreiche Lösungsmöglichkeiten für den demografischen Wandel existieren. Natürlich basieren diese auf anderen Rahmenbedingungen. Dennoch können sie inspirierend sein.

Hervorzuheben sind die offenen Worte von Patrik Ausserer. In einer Gemeinschaft kann schon eine negative, übertriebene oder verfälschte Wahrnehmung der aktuellen Situation einen Rückkopplungseffekt haben, der sich alles andere als förderlich auswirkt bzw. negative Entwicklungen eher noch verstärkt. In den Sozialwissenschaften werden solche Rückkopplungen als Auslöser für Pfadabhängigkeit untersucht, also jener Rahmenbedingungen, die die Abweichung von einer einmal eingeschlagenen Richtung verhindern. Obwohl in dem Beispiel der Südtiroler Gemeinde die infrastrukturellen Grundvoraussetzungen gut sind (z. B. Handwerkerzone mit sehr günstig zu mietenden Büros in einem Gründerzentrum), ist durch die bei vielen vorherrschende Gleichsetzung des Deutschnonsbergs mit strukturschwachem Gebiet ein resignativer Effekt entstanden, der sich in den Köpfen der Einheimischen und Unternehmer festgesetzt hat und die Motivation bzw. den Unternehmergeist lähmt. Das trägt wiederum zur Abwanderung bei. Deshalb sind die gesellschaftliche Teilhabe bei der Gestaltung von Schrumpfung und, wie bereits erwähnt, eine bewusste Kommunikationsform wichtig. Es sollte ein breiter transparenter und partizipativer Prozess angestoßen werden.

Zentral ist die Suche nach Kooperationsmöglichkeiten. Diese müssen nicht nur auf die Anpassung und Neuausrichtung der Verwaltungs- und

Organisationsstrukturen hinauslaufen. In diesem Zusammenhang führt Helmut Sartori, die aus touristischer Perspektive erfolversprechende Strategie des Zusammenschlusses von Skigebieten kleinerer Liftgesellschaften bzw. das Schaffen neuer Verbindungen an. Das erhalte bzw. stärke die kleinen Strukturen und damit auch die lokalen Wirtschafts- und Beschäftigungsstrukturen. Die Probleme im Kontext von schrumpfenden Strukturen sind heute so komplex, dass sie sich häufig nur in Kooperation mit anderen bewältigen lassen. Das heißt, man muss über den Tellerrand der eigenen Gemeinde schauen und interkommunal denken. Hier gibt es Barrieren. Aber diese sind keine Entschuldigung, untätig zu bleiben.

Wie kann eine Region oder Gemeinde nun Restaurierungs- und systemische Wettbewerbsfähigkeit erlangen (s. o.)? Die infrastrukturellen Folgen (Leerstände und nicht genutzte Einrichtungen der Grunddaseinsvorsorge), die durch den Rückgang der Bevölkerung entstehen, können zum Beispiel durch Zuwanderung kompensiert werden. »Raumpioniere« sind einzubinden, also Menschen, die neu hinzugezogen sind. Dabei ist nicht nur an die Unterbringung von Migranten in leer stehenden Strukturen zu denken, sondern an jeden neuen Bürger von nah und fern, der geeignete Rahmenbedingungen vorfinden sollte, sich niederzulassen. Die 2.600 Einwohner große österreichische Gemeinde Kirchbach im Bezirk Hermagor in Kärnten verlor zwischen 2002 und 2014 über 600 Einwohner (Griesser, 2017). »Dass der Bevölkerungsrückgang dennoch bei »nur« sieben Prozent lag, ist den Zuwanderern aus dem Ausland zu verdanken« (ibid.). Migration kann somit als eine Chance für den ländlichen Raum betrachtet werden. Das kann nur durch eine Offenheit gegenüber neuen Einwohnern gelingen. Hierzu braucht es vonseiten der aufnehmenden Gemeinde eine interkulturelle Kompetenz und eine Willkommenskultur, die aktiv für die Aufnahme und Integration von neuen Einwohnern wirbt. Hierzu laufen eine Reihe interessanter Projekte wie PRO-MIGRA oder das Alpenraumprogrammprojekt PLURALPS (www.eurac.edu/pluralps). An Letzterem ist das EURAC-Institut für Regionalentwicklung beteiligt. Es zielt darauf ab, die geeigneten Rahmenbedingungen zu verstehen und Instrumente zu entwickeln, die die Aufnahme von potenziellen Zuwanderern nicht nur erleichtern, sondern auch fördern.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Rückbau generell als eine mögliche Lösung für schrumpfende Strukturen in Betracht gezogen werden sollte. Es ist in Südtirol an der Zeit, jetzt aktiv zu werden, Visionen zu erarbeiten und strategie- bzw. maßnahmenbasierte Konzepte zu entwickeln, die auf faktenbasierter, wissenschaftlicher Grundlage aufbauen. Interkommunale Zusammenarbeit und talschaftsbezogene Ansätze sind anzustreben, wobei die betroffenen Gemeinden offen sein sollten für innovative Lösungen, was zum Beispiel auch die Förderung der Zuwanderung neuer Einwohner einschließt. Wie bei allem Handeln grundsätzlich der Mensch im Mittelpunkt stehen sollte, ist es auch bei der Bewältigung des demografischen Wandels von elementarer Bedeutung, die geeigneten Akteure zu fördern, auszubilden und professionell zu begleiten.

Literatur

- Bakewell, S. (2016): *Das Café der Existentialisten – Freiheit, Sein & Aprikosencocktails*. C.H. Beck, München.
- Dax, T.; Fidschuster, L.; Fischer, M.; Hiess, H.; Oedl-Wieser, T., & Pfefferkorn, W. (2016): *Regionen mit Bevölkerungsrückgang. Experten-Impulspapier zu regional- und raumordnungspolitischen Entwicklungs- und Anpassungsstrategien*. Im Auftrag des Bundeskanzleramts Österreich, Wien.
- EURAC (2013): *Der erweiterte Alpenraum*. Online: <http://www.eurac.edu/de/research/mountains/regdev/projects/Pages/The-extended-Alps.aspx>. Abrufdatum: 24. 01. 2017.
- Griesser, D. (2017): *Migration als Strategie gegen die Landflucht*. In: *Der Standard vom 22.01.2017*. <http://derstandard.at/2000050902734-629/Migration-als-Strategie-gegen-die-Landflucht>. Abrufdatum: 24.01.2017.
- Hahne, U. (2013): *Regionale Resilienz. Eine neue Anforderung an die ländliche Entwicklung und die künftige Regionalpolitik der EU*. In: *Der kritische Agrarbericht 2013*, S. 155–160.
- Hahne, U. (2009): *Zukunftskonzepte für schrumpfende ländliche Räume. Von dezentralen und eigenständigen Lösungen zur Aufrechterhaltung der Lebensqualität und zur Stabilisierung der Erwerbsgesellschaft*. In: *Neues Archiv für Niedersachsen. Zeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesentwicklung*, 1, S. 2–25.
- Küpper, P.; Steinführer, A.; Ortwein, S., & Kirchesch, M. (2013): *Regionale Schrumpfung gestalten. Handlungsspielräume zur langfristigen Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe schaffen und nutzen*. J. H. v. Thünen-Institut (Hrsg.), Braunschweig.
- Murschetz, L. (2006): In: *Zeit*, 38.
- Schwarz, H. (2016): *Der 10-Jahres-Vergleich*. In: *Tageszeitung* 26.04.2016, Nr. 81, S. 6–7.

Modellregion mit Zukunft: Biosphärenpark Großes Walsertal

Lösungsbeispiele für eine zukunftsfähige Entwicklung

Christine Klenovec

1 Biosphärenpark Großes Walsertal – ländliche Ausprägung und dünne Besiedelungs- strukturen als gute Basis für Zukunftskonzepte

Das Große Walsertal befindet sich als berglandwirtschaftlich geprägte, dünn besiedelte Talschaft im Zentrum des Bundeslandes Vorarlberg in Österreich. Die sechs Gemeinden Thüringerberg, St. Gerold, Blons, Raggal, Sonntag und Fontanella mit rund 3.500 Einwohnern besiedeln eine Gesamtfläche von 192 Quadratkilometern. Traditionelle Streusiedlungen, landwirtschaftliche Nutzung von den Tal- bis in die Hochlagen, Holznutzung und touristische Angebote prägen das Tal. Die naturräumlichen Gegebenheiten fordern die Menschen, die hier leben, seit jeher und der Walser stellt sich seinen Herausforderungen. Demnach verwundert es nicht, dass die Frage nach einer künftigen Gestaltung des Tales mit hoher Lebensqualität aktiv angegangen wurde. Die Menschen nehmen ihr Schicksal selbst in die Hand und gestalten aktiv. In vielfachen moderierten oder begleiteten Prozessen wurde ein Leitbild als Biosphärenpark Großes Walsertal erstellt und 2000 erfolgte die Ausweisung zum UNESCO-Biosphärenpark Großes Walsertal. Seitdem wird an der Umsetzung gemeinsam gearbeitet. Mit Unterstützung dieser Qualitätsauszeichnung soll eine nachhaltige Regionalentwicklung in die Zukunft führen.

1.1 Berglandwirtschaft als prägendes Element der Landschaftsgestaltung

Das Große Walsertal wurde ab dem 13. Jahrhundert durch die Walser aus der Schweiz kommend besiedelt. In alten Schriften oftmals als Wildnis beschrieben, galt es, das Tal für Hof und Nutzflächen nutzbar zu machen. Durch die Dreistufenwirtschaft mit Heimgut, Maisäß und Alpe sowie traditionelle Viehzucht zählen unterschiedliche, naturschutzfachlich teils sehr hochwertige Grünlandflächen neben Gewässern, Bergwaldgebieten und alpinen Bereichen zu den charakteristischen Landschaftselementen. Die etwa 180 landwirtschaftlichen Betriebe mit einem biologisch wirtschaftenden Anteil von etwa 40 Prozent bewirtschaften über 2.000 Hektar Wiesen und Weiden im Großen Walsertal. Dazu kommen über 7.000 Hektar Alpflächen – mehr als ein Drittel der Gesamtfläche des Tals, auf die das Vieh in den Sommermonaten wie seit Jahrhunderten aufgetrieben wird. Heute noch findet auf 20 der insgesamt 47 Alpen im Tal eigenständige



Abbildung 1: Streusiedlung und Dreistufenwirtschaft als prägende Landschaftselemente im Biosphärenpark Großes Walsertal
(Quelle: Biosphärenpark Großes Walsertal)

Milchverarbeitung statt und drei Talsennereien veredeln die hochwertige Milch zu Käse. Diese naturräumliche Ausstattung, die seit Jahrhunderten mit einer traditionellen Bewirtschaftung eng verzahnt ist, bildet die Basis für den Biosphärenpark und seine Entwicklung.

Ein nach UNESCO-Kriterien ausgezeichneteter Biosphärenpark muss gewisse Kriterien erfüllen. Unter anderem gilt es, mit einer Zonierung von Kernzone, Pflegezone, Entwicklungszone und eventuell Regenerationszone einen Gradienten der Nutzungsintensität in der Region zu gewährleisten und naturschutzfachlichen Bestrebungen im Sinne eines Schutzauftrages für die Zukunft Raum zu lassen. International gefordert sind bei der Kernzone im Minimum 5 Prozent der Gesamtfläche. Im Großen Walsertal weist sie ein Flächenausmaß von 3.304 Hektar bzw. 17 Prozent auf. Sie besteht aus Ökosystemen, die sich möglichst ohne Eingriffe des Menschen entwickeln sollen und oftmals streng geschützte Naturschutzgebiete sind. Im Großen Walsertal sind das die Naturschutzgebiete Gadental und Faludriga Nova, der Gebirgsfluss Lutz, das Gebiet Kirschwald-Ischkarnei, der Moor-komplex Tiefenwald sowie die Rote Wand als höchster Berg des Tales mit 2.704 Metern. Durch die Zonierung sind grundsätzlich keinerlei neue Bestimmungen dazugekommen, weil diese Gebiete bereits vor der Zonierung mit einem besonderen naturschutzrechtlichen Schutzstatus versehen waren. Gewissermaßen als Gegenpol stellt die Entwicklungszone den Lebens-, Wirtschafts- und Erholungsraum für die Menschen dar. Zur Entwicklungszone gehört der gesamte Dauersiedlungsraum des Großen Walsertals, sie beträgt 2.587 Hektar bzw. 13,5 Prozent der Gesamtfläche. Die Pflegezone mit einer Ausdehnung von 13.331 Hektar bzw. 69,5 Prozent wird aus Kulturlandschaften gebildet, die für eine Vielzahl von Tieren und Pflanzen Lebensraum sind – und es durch naturnahe Landwirtschaft auch bleiben sollen. Im Großen Walsertal sind das vor allem Bergwälder, Alpweiden und traditionell genutzte Bergwiesen. Diese Flächen wurden durch jahrhundertelange Nutzung durch den Menschen gebildet und geprägt und sind demnach für einen Erhalt auch weiterhin auf eine entsprechende Nutzung angewiesen. Gerade in den steilen Berggebieten ist diese Nutzung nicht selten mit viel Arbeitseinsatz und Handarbeit verbunden. Tendenzen in der Landwirtschaft vom Vollerwerb in Richtung

Nebenerwerb machen auch vor dem Großen Walsertal nicht halt und besonders arbeitsaufwendige Landwirtschaft, wie etwa die Alpnutzung über die Sommermonate, ist so immer mehr in ihrem Erhalt gefährdet. Umso wichtiger ist es, mit entsprechenden Projekten, wie zum Beispiel Bergkäse Walserstolz, die Wertschöpfung für landwirtschaftliche Produkte möglichst in der Region zu stärken und damit Perspektiven für Bauern zu schaffen.

Die Zonierung dient dazu, dass eine Region als Biosphärenpark mehrere Funktionen erfüllen kann. Dazu zählen Natur- und Landschaftsschutz, Regionalentwicklung sowie Umweltbildung und Forschung. Das Besondere an diesem Schutzgebietsmodell ist sicherlich der Ansatz, Naturschutz und menschliche Landnutzung integrativ zu betrachten und für eine nachhaltige Zukunft weiterzuentwickeln. In Europa gibt es kaum Wildnisgebiete, der Großteil der Landflächen ist bewohnt und durch den Menschen entsprechend genutzt, der Nutzungsdruck wird immer größer. Nicht selten passiert diese Nutzung alles andere als ressourcenschonend oder nachhaltig. Mit dem Konzept eines Biosphärenparks kann es gelingen, einerseits altbewährte Landnutzungstraditionen, die auf die naturräumlichen Gegebenheiten optimal abgestimmt sind, zu erhalten, und andererseits mit entsprechenden Leitbildern und Partizipation bewusste Schritte für eine enkeltaugliche, nachhaltige Entwicklung zu setzen.

In diesem Rahmen gelingt es im Großen Walsertal seit 2000 mit unterschiedlichen Maßnahmen, Tradition in der Landnutzung zu leben, zu erhalten und gleichzeitig als Nährboden für eine zukunftsfähige Entwicklung zu nutzen. Projekte wie Bergkäse Walserstolz, Bergholz, Alchemilla Kräuterfrauen oder Bergtee stehen allesamt in sehr engem Bezug zu Landschaft, Natur und dem alten Wissen ihrer Nutzung. Die Zielsetzung liegt darin, Wertschöpfung zu kreieren bzw. zu stärken und gleichzeitig Ressourcen für künftige Generationen hochwertig zu erhalten. Die wunderbare Landschaft ist mehr als Kulisse für eine touristische Nutzung, sie ist Lebensraum für die Menschen ebenso wie für eine vielfältige Natur mit großem Artenreichtum. In dieser Verantwortung werden gemeinsam neue Wege beschritten. Die unterschiedlichen Wiesentypen etwa wurden manigfach bei der Vorarlberger Wiesenmeisterschaft ausgezeichnet und zeu-

gen von besonderem Artenreichtum. Wiesen zählen zu den artenreichsten Lebensräumen in Mitteleuropa – eine Vielfalt, die nur durch eine standortangepasste Bewirtschaftung und Nutzung erhalten werden kann. Neben Umweltfaktoren wie Bodentyp, Höhenlage oder Sonneneinstrahlung spielt die Art der Bewirtschaftung eine Schlüsselrolle für den Zustand einer Wiese. Im Jahr 2002 fand auf Anregung von Prof. Mag. Dr. Georg Grabherr die erste Vorarlberger Wiesenmeisterschaft statt. Diese Veranstaltung soll die Leistungen der Bauern für die Erhaltung der Kulturlandschaft bewusst machen und aufzeigen, was sie durch die Bewirtschaftung zu Landschaftspflege und Naturschutz beitragen. Zugleich soll aber auch deutlich werden, dass nur eine standortangepasste Nutzung die Lebensräume der Pflanzen- und Tierwelt bewahren kann.

Es handelt sich hier also um einen Wettbewerb der Bewirtschafter standortgerecht genutzter Wiesen, der dazu dient, wertzuschätzen und Leistung sichtbar zu machen, die dem Naturschutz ebenso wie dem Wirtschaften der Landwirte dient. Landschafts- und Artenvielfalt profitieren von einer an die örtlichen Verhältnisse angepassten Nutzungsweise. Beispielsweise werden hofnahe Wiesen meist intensiver genutzt als hofferne, oftmals in Extremlagen gelegene. Dieser abgestufte Wiesenbau ist ökonomisch sinnvoll und gleichzeitig ein wesentlicher Beitrag zum Erhalt der vielfältigen Kulturlandschaft. Die Wiesenmeisterschaft wird vom Vorarlberger Naturschutzrat unterstützt und durch das Land Vorarlberg, Abteilung Umwelt- und Klimaschutz, organisiert. Die Vorbegutachtung erfolgt durch ein Fachbüro und der Sieger wird von einer Fachjury gekürt. Seit Jahren zählen zu den ausgezeichneten Wiesen solche aus dem Großen Walsertal. Dieses Beispiel zeigt einmal mehr, wie wichtig neben einem formalen und inhaltlichen Rahmen auch eine entsprechende Kommunikation ist. Leistungen für den Naturschutz und unser aller Lebensqualität müssen sichtbar gemacht werden. Nur was der Mensch kennt und schätzt, wird er auch bereit sein zu schützen.

1.2 Kleine Strukturen und Traditionen für die Zukunft nutzen

Die Besiedlungsdichte im Großen Walsertal war naturgemäß immer schon dünn. Der Biosphärenpark Großes Walsertal umfasst 192 Quadratkilometer, 90 Prozent davon sind naturnahe Landschaften. Die knapp 3.500 hier lebenden Menschen stellen ein Prozent der Vorarlberger Gesamtbevölkerung dar und mit 17 Einwohnern pro Quadratkilometer ist die Region extrem dünn besiedelt. Durch die naturräumliche Ausstattung bildeten sich typische Streusiedlungen. Um die Bauernhöfe lagen die talnahen Grünflächen für Weide und Mahd. Die Hochlagen wurden, abgestuft in einer Dreistufenwirtschaft, so weit als möglich ebenfalls als Weidefläche und zur Heugewinnung genutzt. Nur so war es möglich, den Viehbestand eines Hofes mit ausreichend Futter auch in einem engen V-Tal über lange Winter zu füttern.

Naturkatastrophen, wie das große Lawinenunglück 1954, stellten zusätzliche Herausforderungen für die Bevölkerung im Tal dar. Damals wurde darüber diskutiert, das hintere Großwalsertal komplett abzusiedeln, weil die Bevölkerung durch die Lawinenopfer sowie Abwanderung nach dem Unglück massiv zurückging. Aber die Walser blieben im Tal und stellten sich der Zukunft. Mit entsprechenden Verbauungsmaßnahmen sowie stem Ausbau der infrastrukturellen Ausstattung im Tal können die Bevölkerungszahlen heute stabil gehalten werden bzw. teilweise sogar leicht zunehmen. Die Sicherung der Infrastrukturen wie Kanal, Wasserleitungen, Straßen, aber auch Kindergarten- und Schulwesen, ärztliche Versorgung oder Bildungsangebote, Nahversorgung und öffentlicher Verkehr stellen die Gemeindepolitik besonders in Streusiedlungsgebieten vor eine enorme Herausforderung.

Oftmals sind es gerade die kleinen Strukturen und die Naturnähe, die in der Bewertung für eine hohe Lebensqualität zu Buche schlagen und von der Bevölkerung sehr bewusst wahrgenommen und geschätzt werden. Im Rahmen der wissenschaftlichen Studie REPA next, die von den Geografieinstituten der Universitäten Wien und Innsbruck durchgeführt wurde, wurden für den Zeitraum von 2002 bis 2015 ausgewählte Daten zu Bevölkerungsentwicklung und Altersstruktur erhoben. Ob die Entwicklung in konkreten Zusammenhang mit einer positiven Biosphärenpark-

entwicklung seit 2000 gebracht werden kann, sei dahingestellt. In jedem Fall lässt sich klar belegen, dass die Bevölkerungszahlen ziemlich gleichbleibend sind und die Altersstruktur eine »jüngere« als der Vergleich mit Vorarlberg oder Österreich aufweist. Der Anteil der unter 20-Jährigen im Großen Walsertal liegt um mehr als vier Prozentpunkte über dem Vergleichswert für Vorarlberg (vgl. Endbericht REPA next). Der Prozentsatz der Personen im Alter von 65 oder mehr Jahren war 2002 im Vergleich zu Vorarlberg noch etwa gleich groß, stieg dann aber im Vergleich im Großen Walsertal weniger stark an als im Bundesland Vorarlberg. Demnach scheinen zwei wesentliche Parameter eines demografischen Wandels, die ländliche Regionen bedrohen, nämlich Abwanderung und Überalterung, im Moment keine akute Gefahr für das Tal darzustellen und umgesetzte Maßnahmen für ein lebenswertes Umfeld in der Biosphärenparkentwicklung zu greifen.

Im Rahmen der REPA next Studie wurden im Jahr 2014 Haushaltsbefragungen durchgeführt und entsprechend ausgewertet. Durch eine erste REPA-Studie mit Haushaltsbefragungen im Jahr 2005 lagen interessante Vergleichsdaten und Interpretationsspielräume vor. Die Befragungen wurden von Studenten in allen sechs Gemeinden des Großen Walsertals durchgeführt, es wurden in beiden Jahren jeweils etwa 500 Personen/Haushalte mittels Fragebogen befragt. Die Frage zur Lebensqualität im Tal nach dem Schulnotensystem von 1 (sehr gut) bis 5 (nicht genügend) wurde 2014 von rund 90 Prozent mit 1 oder 2 bewertet, 2005 lag der Wert bei 85 Prozent. Die Frage, ob die befragte Bevölkerung den Biosphärenpark als sehr sinnvoll, sinnvoll, weniger sinnvoll oder nicht sinnvoll sieht, beantworteten 2014 mit 87 Prozent mit sehr sinnvoll oder sinnvoll, während es im Jahr 2005 »nur« 84 Prozent waren und der sehr geringe Anteil derer, die den Biosphärenpark als nicht sinnvoll erachten, sank von 3 Prozent 2005 auf 2 Prozent 2014. Dr. Peter A. Rumpold, Projektkoordinator von REPA next, wertete für die Februar-Ausgabe der »talschaft« 2017 die Frage aus, was die Befragten als wertvoll im Großen Walsertal erachten. Diese ganz offen (ohne Antwortalternativen) gestellte Frage wurde von 496 der 500 Befragten beantwortet. Die Antworten wurden in folgende Kategorien zusammengefasst: Am häufigsten als wertvoll empfunden wird die

»Natur«: 61 Prozent der 500 befragten Personen nannten ausdrücklich die Natur oder Aspekte, wie zum Beispiel sauberes Wasser oder die Berge. Zudem wurden vielfach Facetten folgender Themenbereiche angeführt: Ruhe, hohe Lebens- und Wohnqualität sowie gute Luft (von 32 Prozent), der Zusammenhalt im Tal und die Menschen selbst sowie »dass man sich kennt« (von 28 Prozent) und der Bereich Tradition, Vereinsleben und Kultur (von 22 Prozent genannt). Zu weiteren häufig vorkommenden Antworten zählen unter anderem die (Berg-)Landwirtschaft und die Holznutzung, welche von insgesamt 15 Prozent als wertvoll eingestuft wurden.

2 UNESCO Biosphärenpark – nachhaltige Regionalentwicklung als verbindliches Entwicklungskonzept

UNESCO-Biosphärenparks bilden ein weltweites Netzwerk von aktuell 669 Biosphärenparks in 120 Staaten (Stand 2016), die danach streben, entsprechend verbindlicher Kriterien nachhaltige Modellregionen für ein Leben und Wirtschaften im Einklang mit der Natur zu sein. Das zugrunde liegende Programm »Man and Biosphere« wurde von der UNESCO in den 1970er-Jahren gestartet. Das ehrgeizige Ziel liegt darin, Wege aufzuzeigen, wie besonders schützenswerte Lebensräume für zukünftige Generationen erhalten werden können. In einem Biosphärenpark steht die Wechselbeziehung von Mensch und Natur im Mittelpunkt, sie sollen einander positiv ergänzen. »Die Natur zu nutzen, ohne ihr zu schaden«, darin liegt das Credo eines Biosphärenparks.

Seit den 1970er-Jahren wurde das Programm »Man and Biosphere« stetig weiterentwickelt. Sevilla Strategie, Madrid Action Plan, MAB Strategie und Lima Action Plan dienen als wichtige Strategieinstrumente, die die Planung und Umsetzung in den Regionen entsprechend anleiten und für einen ausreichenden Qualitätsstandard sorgen. Die Entwicklung führte von einem klaren Fokus auf den wissenschaftlichen Auftrag in den 1970er-Jahren hin zu Modellregionen für eine nachhaltige Entwicklung. In Österreich wurde die Anzahl der Biosphärenparks kürzlich von sieben auf drei reduziert, weil die heutigen Qualitätsstandards als Biosphärenparkregion teilweise nicht mehr ausreichend erfüllt wurden. Solche Maßnahmen stär-

ken gleichzeitig jene Regionen, die sich aktiv und zeitgerecht um eine nachhaltige Biosphärenparkentwicklung bemühen (Köck & Arnberger, 2017).

Für eine Region liegt der Auftrag darin, anhand eines erstellten Leitbildes Ziele und Maßnahmen zu definieren und sich alle zehn Jahre einer Evaluierung durch die UNESCO zu stellen. Ein wesentlicher Schlüsselfaktor liegt in einem partizipativen Ansatz. Es zeigt sich, dass eine Einbindung der lokalen Bevölkerung ebenso wie aller relevanten Interessengruppen für den Planungsprozess qualitativ sehr wichtig ist. Gelingt es, gemeinsam ein Leitbild zu erstellen, wird die Akzeptanz in der Umsetzungsphase weitaus größer sein. Demnach rechnet sich ein möglicher Mehraufwand einer längeren Planungszeit und sichert eine entsprechende Umsetzung der geplanten Maßnahmen. Ein Leitbild kann für eine Region somit einen wertvollen und verbindlichen Rahmen für eine nachhaltige Regionalentwicklung bieten. Im Biosphärenpark Großes Walsertal ist es mit dem partizipativen Ansatz von Anfang an gelungen, die Akzeptanz für den Biosphärenpark kontinuierlich zu steigern, wie es von der REPA-next-Studie belegt wurde. Zu den Bereichen der Bekanntheit sowie der Partizipationsbereitschaft wurden in der REPA-next-Studie Fragen gestellt. Auf die Frage »Kennen Sie Aktionen oder Projekte des Biosphärenparks?« antworteten 2014 81 Prozent der Befragten mit ja, 2005 waren es 71 Prozent. Mit dieser Steigerung im Laufe der Biosphärenparkentwicklung zeigt sich ganz klar, dass mit einer entsprechenden Beteiligung auch das Bewusstsein sowie die Akzeptanz steigen. Auf die Frage »Können Sie sich zukünftig eine Mitarbeit bei Projekten oder Arbeitsgruppen des Biosphärenparks vorstellen?« antworteten bereits 2005 41 Prozent mit ja, 2014 stieg dieser Wert erfreulicherweise auf 46 Prozent an. Die Bereitschaft der im Biosphärenpark Großes Walsertal wohnenden Bevölkerung zur aktiven Mitgestaltung ist durch die Partizipation von Anfang an im Zeitraum der Biosphärenparkentwicklung somit nachweislich weiter gestiegen.

In der Selbstwahrnehmung oft als benachteiligte Region dargestellt, stellte sich Ende der 1990er-Jahre die Frage nach einer passenden Strategie für eine künftige Entwicklung für das Große Walsertal. In den umliegenden Talschaften wurde im großen Stil in touristischen Ausbau und



**Abbildung 2: Mut zu neuen Formaten bei der Partizipation:
Biosphärenparkfest mit Gesprächsrunden**
(Quelle: Biosphärenpark Großes Walsertal)

Wintersportgebiete investiert. In dieser Liga konnte und wollte das Tal nicht mitspielen. Zeitgleich wurde das Naturschutzgesetz im Land Vorarlberg novelliert und der Schutzstatus Biosphärenpark wurde neu integriert. Getragen von vordenkenden und traditionsbewussten Menschen in der Region, besuchten interessierte Großwalsertaler andere Biosphärenparkregionen in Deutschland und der Schweiz. Inspiriert von den gesehenen Beispielen und überzeugt von den eigenen Potenzialen im Tal wurde ein Planungsprozess gestartet. 2000 wurde der UNESCO-Biosphärenpark Großes Walsertal anerkannt. Seit damals setzen die Menschen in der Region zahlreiche erfolgreiche Projekte und Initiativen gemeinsam um, neue Zusammenarbeit wird forciert und immer wieder werden neue Wege beschritten. Das Leben bedeutet stets Veränderung, die Herausforderung liegt darin, diese gemeinsam und zum Nutzen kleinstrukturierter Regionen zu gestalten.

3 Partizipation – nur gemeinsam geht es in die Zukunft

Der Schlüsselfaktor liegt im Großen Walsertal sicherlich in einer gemeinschaftlichen Herangehensweise. Das regionale Bewusstsein hat bereits seit den 1970er-Jahren mit Gründung der Regionalplanungsgemeinschaft eine große Tradition. Trotz sechs eigenständiger Gemeinden hat die Region erkannt, dass manche Herausforderungen gemeinsam leichter gemeistert werden können. Unter anderem wurde ein Arzthausverband für die ärztliche Versorgung eingerichtet, eine gemeinsame Bauverwaltung installiert, Nahversorgungsangebote in jeder Gemeinde geschaffen oder eine talweite Mittelschule ins Leben gerufen. Dieses Credo der Partizipation und der Gemeinschaft setzt sich in der Biosphärenparkentwicklung erfolgreich fort. Die Menschen der Region sind aktiv gefordert, über ihre Zukunft nachzudenken und konkrete Ziele und Maßnahmen im Leitbild zu definieren. Mit Unterstützung eines Biosphärenparkmanagements sowie den Gemeinden werden die notwendigen Maßnahmen geplant und umgesetzt. Durch das Zusammenwirken von Gesellschaft, Wirtschaft, Ökologie und Kultur soll das Große Walsertal als eine starke Region für zukünftige Generationen erhalten und weiterentwickelt werden. So steht es im Leitbild und mit zahlreichen erfolgreichen Projekten wurde diese Theorie bereits mit Leben gefüllt.

3.1 Erfolgreiche Beispielprojekte – regionale Wertschöpfung steigern und Erfolgsgeschichten sichtbar machen

Das Spektrum erfolgreicher Umsetzungsprojekte ebenso wie »Lessons to learn« ist nach 16 Jahren Biosphärenparkgeschichte umfangreich. Selbstverständlich gibt es wie auf jedem Weg auch Stolpersteine, die teilweise eine Kursänderung erfordern oder manche Pläne nicht umsetzen lassen. Trotz aller Partizipation lässt es sich nicht vermeiden, dass teilweise falsche Erwartungshaltungen entstehen oder Bedenken und Ängste vorherrschen, die als Bremse in der Entwicklung agieren können. Oftmals liegt das Problem darin, dass unzureichend sachliche Information vorliegt und das Meinungsbild emotional gebildet wird. In diesem Fall kann wieder

einmal nur ausreichende Information und Kommunikation sowie der Einbezug der Bevölkerung gegensteuern. Erste konkrete Projekte, die erfolgreich umgesetzt werden, unterstützen diesen Prozess positiv. Solange die Ziele des Leitbildes im Fokus bleiben und eine kritische Größe an aktiven Beteiligten vorhanden ist, überwiegen immer die positiven Ergebnisse und Erfolgsgeschichten. Walserstolz Bergkäse zur verbesserten Wertschöpfung der hochwertigen Heumilch und zur Absicherung traditioneller Sennereibetriebe, Bergholz für eine bessere Vermarktung heimischer Hölzer und Holzverarbeitung, Alchemilla Kräuterfrauen und Bergtee zur Sicherung und Weiterentwicklung traditionellen Kräuterwissens, zahlreiche Projekte als e5-Region für eine nachhaltige Energienutzung und den Weg zu 100 Prozent erneuerbaren Energien im Tal, Abenteuer Biosphärenpark zur Naturvermittlung für Schulklassen oder eine Kooperation mit der Tourismusdestination mit einer Strategie für hochwertige »wohl.zeit« sowie das biosphärenpark.haus als Drehscheibe für Kommunikation und regionale Produkte können exemplarisch genannt werden.

3.1.1 Bergkäse Walserstolz – Erfolgsgeschichte mit 20-jährigem Jubiläum

Die Marke Walserstolz Bergkäse wurde 1997 gegründet und feiert 2017 erfolgreich das 20-jährige Bestehen. Es handelt sich um eine Kooperation zwischen der Sennereigenossenschaft Sonntag Boden, die aus Milchbauern aus dem Großen Walsertal besteht, und der Firma EMMI. Der Druck durch den globalen Markt und die Entwicklungen innerhalb der Europäischen Union machen das Wirtschaften für kleinstrukturierte landwirtschaftliche Betriebe in Bergregionen nicht unbedingt leichter. Nicht selten sind die Bauern nicht nur als Landwirte sondern auch als Ökonomen und (Direkt-)Vermarkter gefordert. Die zu früheren Zeiten üblichen Sennereistrukturen kamen oftmals unter die Räder der wirtschaftlichen Weiterentwicklung und konnten dem Marktdruck nicht mehr standhalten. Im Großen Walsertal wurden Kleinsennereien zusammengelegt und aktuell gibt es mit Thüringerberg, Sonntag und Raggal drei Talsennereien, wobei die Sennerei Raggal als reine Biosennerei geführt wird. Alle drei Sennereien produzieren unter anderem den Walserstolz Bergkäse aus hochwertiger Heumilch. Die Milchlieferanten müssen alle aus dem Gro-

ßen Walsertal kommen und silofreie Heumilch liefern. Produziert wird der Walserstolz ausschließlich in den drei Sennereien im Tal, bevor er zur Langzeitreifung von 4, 8, 12 oder 16 Monaten in den Reifekeller der Firma EMMI nach Nüziders geht. Diese Kooperation hatte in der Gründungsphase ganz klar eine Stärkung der regionalen Wertschöpfung sowie die Sicherung traditioneller Strukturen in Landbewirtschaftung und Milchverarbeitung zum Ziel, an dem bis heute festgehalten wird.

Durch die langjährige Partnerschaft können stabile und höhere Milchpreise an die Bauern bezahlt werden. Gleichzeitig werden Arbeitsplätze in der Region gesichert und ein hochwertiges Produkt hergestellt. Mit der Firma EMMI ist einerseits eine qualitativ hochwertige Reifezeit gewährleistet und andererseits konnte ein starker Vermarktungspartner gewonnen werden. In diesem Sinne trägt jeder Partner die Kompetenzen bei, in denen er am besten ist. Im Sommer liefern acht Alpen aus dem Großen Walsertal Walserstolz Bergkäse, bevor die Produktionszeit im Tal von September bis Mai wieder losgeht. Die Zahlen sprechen für sich, 1998 wurden knapp 20 Tonnen Walserstolz produziert, 2016 waren es bereits 160 Tonnen.

3.1.2 e5-Region sowie Klima- und Energiemodellregion

In der heutigen Zeit lässt sich nicht von nachhaltiger Entwicklung für eine Region sprechen, ohne eine nachhaltige Energieproduktion und -nutzung zu integrieren. Seit 2001 ist das Große Walsertal aktiv als e5-Region Teil des e5-Programms. Der aktuelle Zielerreichungsgrad befindet sich bei 78 Prozent bzw. 5e. Auch das Programm der Klima- und Energiemodellregionen wird genutzt, um den Zielen im Bereich Ressourcennutzung und Energiewirtschaft näherzukommen. In Architektur und Baukultur wird auf nachhaltige Ressourcennutzung geachtet. So wurde etwa das Gemeindehaus in St. Gerold komplett in Holzbauweise mit Material aus dem Tal gebaut und im Folgenden mit dem Österreichischen Architekturpreis ausgezeichnet. Allen umgesetzten Projekten gemeinsam war und ist eine starke Einbindung der Bevölkerung im Tal. Ein aktives e5-Team forciert die energierelevanten Themen und trägt sie entsprechend in ihre Gemeinden. In der Umsetzung wird ebenfalls immer wieder darauf

geachtet, ausreichend Beteiligung zu gewährleisten, nur so kann auch die nötige Akzeptanz geschaffen werden.

Vorarlberg möchte bis 2050 energieautonom werden, das Große Walsertal hat so gute Voraussetzungen, dass dieses Ziel bereits 2030 erreicht werden kann. Beim Ökostrom gab es 2014 erstmalig den Überschuss für einen Export, was nicht nur auf neue Kleinkraftwerke, sondern auch auf einen erfreulichen Rückgang beim spezifischen Stromverbrauch zurückzuführen ist. Die Ausweitung des Energiethemas auf Lebensstilfragen birgt sicher die Chance, weitere und neue Akteure für den Weg zur Energieautonomie zu gewinnen. Das Große Walsertal möchte damit Musterregion, Vorbild und Motivator für andere Regionen sein.

Als jüngste Projekte wurden die Informationsplattform Walser Kostbarkeiten und ein Stofftaschenprojekt umgesetzt. Beide drehen sich um das Thema Konsumation im Tal. Das Stofftaschenprojekt ist eine Kooperation von e5-Team, Büchereijugend und Biosphärenparkmanagement und zielt darauf ab, mit schön gestalteten Taschen aus Altstoffen Plastiktaschen aus dem Tal zu verbannen. Mit einem Slogan auf jeder Tasche wird aktiv Bewusstseinsbildung betrieben und mit der Verwendung von Stofftaschen Verantwortung übernommen. Die Informationsplattform Walser Kostbarkeiten soll Schätze aus dem Tal in der Region besser sichtbar und verfügbar machen. Es geht dabei nicht nur um landwirtschaftliche Produkte, sondern auch um Handwerk, Tauschbedarf, Fahrgemeinschaften oder Ähnliches. Ziel ist es, die Kommunikation rund um die Potenziale im Tal zu verbessern und so Stoffkreisläufe zu optimieren, Wege zu verkürzen und Ressourcen zu schonen. Dieses Projekt konnte im Rahmen der Energieautonomiegemeinden im Land Vorarlberg durchgeführt werden. Wichtig war von Beginn an ein partizipativer Ansatz, bereits die Projektentwicklung fand als Bürgerdialog statt. Bei Planung und Umsetzung waren etwa 40 Personen aus dem Tal beteiligt und auch die Softwareentwicklung konnte mit Experten aus dem Großen Walsertal umgesetzt werden.

3.1.3 biosphärenpark.haus

Das biosphärenpark.haus als Kommunikationsdrehscheibe rund um den Biosphärenpark Großes Walsertal konnte im Jubiläumsjahr zum 15-jährigen Bestehen eröffnet werden. Das Haus beherbergt im Kellergeschoss einen der drei Sennereistandorte im Tal und darüber hinaus das Biosphärenparkmanagementbüro, eine Erlebnissenneierei, eine Ausstellung über die Biosphärenparkentwicklung sowie die Käseproduktion, eine Biosphärenparkwerkstatt für interaktive Angebote sowie einen Biosphärenparkladen mit regionalen Produkten und einem kleinen Bistro für vielfältiges Angebot, das von Einheimischen wie von Gästen gerne genutzt wird. Ziel war es, einen Dreh- und Angelpunkt für die Biosphärenparkentwicklung zu schaffen, der einerseits sichtbar macht, was bereits erreicht wurde und für besonderes Erlebnis sorgt, und andererseits einen Nährboden für Arbeitsgruppentreffen, Ideenworkshops, Ideenfindung und Ähnliches für die Zukunft bietet. Klar ist, dass ein Biosphärenpark entsprechend seinem Leitbild nur dann funktionieren wird, wenn sich die Menschen,



Abbildung 3: biosphärenpark.haus: wichtige Kommunikationsdrehscheibe für Bewusstseinsbildung im Biosphärenpark Großes Walsertal seit 2015

(Quelle: Biosphärenpark Großes Walsertal)

die hier leben, aktiv an der Entwicklung beteiligen. Es stellt eine ständige Herausforderung, aber auch eine Chance dar, ausreichend aktive Personen beteiligt zu haben und den Entwicklungsprozess dynamisch zu gestalten. Die Einrichtung des biosphärenpark.hauses zeigt nach dem ersten Betriebsjahr deutlich, dass eine öffentliche Anlaufstelle zum Thema Biosphärenpark einen klaren Mehrwert bietet.

3.1.4 Bergholz

Das Projekt Bergholz besteht bereits seit mehr als zehn Jahren und stellt eine Kooperation unterschiedlicher holzverarbeitender Betriebe, der Gemeinden sowie von Waldbesitzern dar. Das Ziel lag darin, zertifizierte Markenprodukte zu schaffen und diese gemeinsam als hochwertige Produktbotschafter aus dem Großen Walsertal zu vermarkten. Oftmals kleine Strukturen und Betriebe nutzen diese Synergie für eine professionelle Vermarktung. Das hochwertige Urprodukt Bergholz wird nicht nur fachkundig und basierend auf langjähriger Verarbeitungstradition veredelt, sondern ganz bewusst als hochwertiger Baustoff eingesetzt. Neue Partnerschaften, etwa mit Architekten, wurden geschlossen und die Zusammenarbeit unter den einzelnen Bergholz-Mitgliedern verstärkt. Durch den Ansatz »gemeinsam stark unterwegs« konnte ein wesentlicher Wirtschaftszweig im Tal professionalisiert werden.

3.1.5 Kräutervielfalt erlebbar gemacht – *Alchemilla Kräuterfrauen und Bergtee*

Die artenreichen Bergwiesen ebenso wie die Bauerngärten rund um die Höfe beherbergen eine Vielzahl an wertvollen Kräutern und Heilpflanzen. Verbunden mit altem Kräuterwissen dienten sie der Gesunderhaltung von Mensch und Tier über Jahrhunderte. Schon immer nutzen die Walser die Kraft der Natur für ihr Wohlbefinden. Die Alchemilla Kräuterfrauen fanden sich als Gruppe zusammen, um eben dieses Wissen zu erhalten, erlebbar zu machen und in die Zukunft zu tragen. Bei regelmäßigen Treffen wird Wissen zusammengetragen und jede Kräuterfrau entwickelt rund um ihre Heilpflanze Produkte, die entsprechend vermarktet werden. Offene Gartentüren oder Angebote wie Kräuterwanderungen oder Verarbeitungs-

tipps sorgen mittlerweile für eine umfangreiche Angebotspalette dieser Initiative. Neben dem Erhalt alten Wissens wurde vor allem auch die Zusammenarbeit in der Gruppe, aber auch mit Kooperationspartnern wie dem Klosterladen in der Propstei St. Gerold oder dem Biosphärenparkladen, gestärkt. Die Erfolgsgeschichte wird in einem preisgekrönten Buch erzählt. Ebenfalls in einem kunstvoll gestalteten Buch nachzulesen ist die Geschichte rund um Bergtee. Zahlreiche kräuterkundige Walser finden sich zusammen zum Kräutersammeln und -verarbeiten zu geschmackvollen Bergteemischungen. Jedes Jahr gibt es eine Zeit, in der kein Bergtee verfügbar ist und alle der nächsten Sammelsaison entgegenfiebern. Das Projekt trägt nicht nur zu einer hochwertigen Produktentwicklung bei, sondern stärkt ebenso das Miteinander. Gleichzeitig wird das Bewusstsein für saisonale und nicht unbegrenzt verfügbare Ressourcen geschärft.

3.1.6 Abenteuer Biosphärenpark, Themenwege und Wanderprogramme als bewusstseinsbildende Maßnahmen

Ein wesentlicher Auftrag als Biosphärenpark ist die Bewusstseins- und Umweltbildung. In diesem Zusammenhang wird seit Jahren ein sehr erfolgreiches Projekt umgesetzt, das Schülern aus dem ganzen Land unterschiedliche Naturerlebnisangebote bietet. Ein-, drei oder fünftägig werden mit eigens ausgebildeten Abenteuer-Biosphärenpark-Betreuern interaktive Naturerlebnistage zu einzelnen Themen wie Walser Geschichte, Wiesen, Wald, Wasser, Alp, Ökosysteme oder Ähnliches angeboten. Bewusstseinsbildung findet aber auch für andere Zielgruppen statt. Für interessierte Besucher im Tal werden geführte Themenwanderungen in Sommer- und Winterprogramm angeboten. Begleitet von ausgebildeten Wanderführern von BERG aktiv, die als Verein organisiert und wichtiger Partner für Biosphärenpark und Tourismusdestination sind, wird Wissen um Artenreichtum, traditionelle Landnutzung und Geschichte im Biosphärenpark lebendig vermittelt. Für Gäste und Schulklassen, die lieber auf eigene Faust unterwegs sind, gibt es mehrere Themenwege, die anhand interessanter, teils interaktiver Stationen ebenfalls Wissenswertes über Natur und Kultur im Biosphärenpark vermitteln. Als relativ neues Projekt gibt es das Netzwerk Naturvielfalter Vorarlbergs, in dem Schutzgebiete,

die Fachabteilung des Landes sowie die inatura als museumspädagogische Einrichtung im Sinne einer zeitgerechten Naturvermittlung zusammenarbeiten.

3.2 Kommunikation als Schlüssel für Erfolg

Allen Projekten und Erfahrungen ist eines gemein: Das Miteinander sowie ausreichende Kommunikation ermöglichen vieles. Tue Gutes und rede darüber, in diesem Ansatz steckt ein wichtiger Aspekt für eine funktionierende Regionalentwicklung. Neben der Partizipation und der Umsetzung leitbildkonformer Projekte geht es immer wieder darum, zu berichten und zu versuchen, damit neue Beteiligte zu motivieren, neue Kooperationspartner zusammenzubringen oder neue Impulse zu setzen. Regionalentwicklung im Biosphärenpark ist ein fortwährender Prozess, der in Bewegung bleiben muss. Gerade nach der Euphorie der ersten Fortschritte geht es darum, das Feuer am Brennen zu halten und immer wieder für Motivation bei der Bevölkerung zu sorgen, sich aktiv an diesem Prozess zu beteiligen. Am besten geht das mit erfolgreichen Projekten und immer wieder mit der Frage, was sich die Menschen vor Ort von ihrer Zukunft erwarten und was sie selbst dazu beitragen können und wollen. Im Großen Walsertal werden dazu unterschiedliche Instrumente genutzt. Die Homepage gibt einen guten Überblick der Aktivitäten im Tal. Ebenso werden Medien in der Region und im Land immer wieder mit Berichten versorgt. Neue Medien – wie etwa eine eigene Facebookseite – tragen Momentaufnahmen, Bilder und Geschichten in die weite Welt und dienen dazu, in den Köpfen Weggezogener oder potenzieller Gäste zu bleiben.

Mehrmals wurden neue Formate genutzt und kreiert, um Kommunikation lebendig zu gestalten. Im Rahmen von Biosphärenparkfesten wurden aktuelle Themen oder Fragen für eine künftige Entwicklung interessant verpackt, ansprechend aufbereitet und diskutiert. So fanden sich die Besucher etwa in Wohnzimmeratmosphäre ein, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Das wichtigste Kommunikationsinstrument neben anlassbezogenen Projekt- und Arbeitsgruppen stellt sicherlich die talweite, einmal monatlich erscheinende Zeitschrift »talschafft« dar. Als Ergebnis der Zusammenarbeit im Tal wurden die gemeindeeigenen Informationsblätter

sowie Information zu Aktuellem aus dem Biosphärenpark zusammengefasst. Seit Herbst 2013 erscheint nun einmal monatlich die »talschafft«. Es ist ein Versuch, Themenbereiche der Einzelgemeinden mit jenen der Talschaft bzw. des Biosphärenparks stärker in Verbindung zu setzen und aufzuzeigen. Im Rahmen der Haushaltsbefragung der REPA-next-Studie meinten 85 Prozent der Befragten, die »talschafft« wäre lesenswert. Im Jubiläumsjahr zum 15-jährigen Bestehen des Biosphärenparks wurde etwa eine Serie zum Thema Menschen im Biosphärenpark gestartet. Jeden Monat wird eine Person aus dem Tal vorgestellt, die mit ihrem Leben und ihrem Handeln aktiv zu einer guten Lebensqualität im Biosphärenpark beiträgt. Das dient nicht nur einem Aufzeigen der Vielfalt an Beteiligten, sondern auch einem verstärkten Bewusstsein dafür, dass tatsächlich jeder Einzelne mit seinem Tun zum Gelingen einer lebenswerten Region beitragen kann. Damit kann Akzeptanz und Bereitschaft zur Partizipation gesteigert werden. Dieser Ansatz wurde 2015 auch in der Gestaltung einer Ausstellung zum Biosphärenpark in der Propstei St. Gerold genutzt. Neben einem kurzen Steckbrief zur Biosphärenparkidee wurde das Hauptaugenmerk auf unterschiedliche Akteure im Tal gelegt, die teils interaktiv vorgestellt werden.

Entsprechend den Erfahrungen als Biosphärenparkregion haben gerade Regionen mit kleinräumigen Strukturen, funktionierender Landwirtschaft sowie dem nötigen Bewusstsein für ein menschliches Miteinander gute Chancen, ihre Zukunft lebenswert zu gestalten, sofern diese in eine definierte Strategie für eine nachhaltige Entwicklung eingebettet ist. Ebenfalls in der REPA-next-Studie wurde die Außensicht auf den Biosphärenpark Großes Walsertal untersucht. Daraus geht hervor, dass das Label Biosphärenpark als Motor zur Ankurbelung der regionalen Zusammenarbeit und der Regionalentwicklung angesehen wird. Für Außenstehende scheint es, dass das Tal durch die übergeordnete Plattform Biosphärenpark zusammengewachsen ist und das »Kirchturmdenken« kleiner geworden ist. Auch wenn das Große Walsertal gesamt gesehen mit einer Einwohnerzahl von knapp 3.500 Personen hinsichtlich regionaler Wirtschaftskreisläufe, Innovationspotenzial oder politischer Rahmenbedingungen mit entsprechender finanzieller und personeller Ausstattung sicherlich eher eine kri-

tisch kleine Größe aufweist, zeigen die Entwicklungen der letzten Jahre als Biosphärenparkregion Ansätze und Möglichkeiten, auch als kleinstrukturierte Region zukunftsfähig bleiben zu können.

Literatur

- Köck, G., & Arnberger, A. (2017): The Austrian Biosphere Reserves in the light of changing MAB strategies. In: *eco.mont* – Volume 9. Special issue, January 2017, S. 85–92.
- Österreichische UNESCO-Kommission. Der Mensch und die Biosphäre (MAB). <http://www.unesco.at/wissenschaft/mab.htm>, Abrufdatum: 27.01.2017.
- Region Biosphärenpark Großes Walsertal. <http://www.grosseswalsertal.at>, Abrufdatum: 27.01.2017.
- Rumpolt, P. A.; Kratzer, A.; Coy, M., & Weixlbaumer, N. (Hrsg.) (2016): REPA next. Regional Economic and Perceptual Analyses in an UNESCO Biosphere Reserve. Future strategies for regional development in the BR Großes Walsertal against the background of demographic change: What comes next? Projektendbericht. – Innsbruck & Wien. <http://dx.doi.org/10.1553/MAB-REPA-Nexts1>, Abrufdatum: 27.01.2017.
- Rumpolt, P. A. (2017): Forschungsprojekt REPA Next, Was ist wertvoll im Tal? Talschaft, Nr.42, Februar, S. 3.

Ich bin dann mal im COWO!

Urbane Instrumente im ländlichen Raum; »Workation« als neuer Ansatz zur Attraktivierung alpiner Tourismusdestinationen

Harald Gohm

1 Die Ausgangslage

Start up, Entrepreneurship, Business Angels, Venture Capital, Crowd Money – die »Buzzwords« im digitalen Zeitalter, in welchem es gilt, mit *disruptive business models* die etablierten Unternehmen zu *challenge*.¹

Dynamische Städte wie Berlin, Amsterdam, London und natürlich New York und San Francisco bilden einen idealen Nährboden und ziehen in einer Art Goldrausch 4.0 die »Kreative Klasse« (Florida, 2002) mit attraktiven Angeboten in *factories*-, zu *techstars*- und in *wework*-Brutkästen. Es gilt, einen Mikrokosmos zu schaffen, in dem Ideen zwischen *Entrepreneuren*, *Research Labs* und Risikokapitalgebern zirkulieren. Scheitern wird kultiviert und gilt geradezu als hip. Wer keinen *Pivot* (Ries, 2014, S. 133 ff.) gemacht hat, hat auch noch keine Ahnung von der Welt.²

Der alpine Raum mit seiner traditionell und kleinbetrieblich geprägten Wirtschaft scheint hier am absteigenden Ast zu sitzen. Bescheidene Versuche, durch Technologie- und Innovationszentren Gründerdynamik zu entfesseln, bleiben regionale Phänomene und kommen in der Wahrnehmung nicht über die jeweiligen Landesgrenzen hinaus. Nur selten ist von Börsengängen und dem Einstieg großer Venture Funds die Rede. Bemühungen um Partnerschaften mit großen internationalen Investoren und Mentorennetzwerken bleiben vielfach *Höflichkeitsgespräche*.

1 Vgl. Das ABC des Startup Sprech, <http://www.ideenwerkbw.de/das-abc-des-startup-sprech/>, zuletzt überprüft 11.02.2017.

2 Vgl. FailCon Goes Global, www.thefailcon.com, zuletzt geprüft am 11.02.2017.

Mit Hinweisen auf die Kleinheit der Region, eine gründungsfeindliche Kultur, fehlende Dynamik in den Unternehmen, mangelnde Risikobereitschaft privater Investoren und die eben noch immer zunehmende Dynamik in urbanen Zentren wird dem alpinen Raum von außen ein schlechtes Zeugnis beschieden. Auch die regionalen Spieler treten zunehmend im Sinne einer *self fulfilling prophecy* den Retourweg an und verweisen darauf, dass »so etwas bei uns eh nie funktionieren« würde (Tschas, 2015).

Gleichzeitig steht der alpine Raum vor massiven Herausforderungen. Die globalen Probleme und Herausforderungen haben auch hier Gültigkeit und können, was beispielsweise die Auswirkungen von Klimawandel, Bevölkerungsentwicklung, Urbanisierung und Digitalisierung in ihrer Amplitude betreffen, massive Änderungen in unserem bislang so sicheren, wohlhabenden und erfolgreichen Wirtschaftsraum mit sich bringen (Bätzing, 2015). Daher und insbesondere aufgrund der zunehmenden Urbanisierung, welche immer mehr Menschen in die städtischen Zentren zieht und zur Entsiedelung des ländlichen Raumes beiträgt, sind rurale Gebiete gefordert, über alternative und innovative Konzepte und Strategien nachzudenken. Der vorliegende Beitrag soll beispielhaft aufzeigen, wie *Coworing Spaces* als ein Instrument genutzt werden können, um eine bestehende Infrastruktur temporär einer alternativen Nutzung zuzuführen und dadurch den ländlichen Raum (weiter) zu entwickeln. Durch solche innovativen Konzepte können kreative, junge Menschen in ländliche Gebiete gezogen werden.

2 Die Idee

Aus der Einsicht, dass alpine Regionen in der Außenwahrnehmung lediglich schöne Landschaft und touristische Infrastruktur zu bieten haben, und der Feststellung, dass die urbane Start-up-Szenerie zunehmend in vornehmlich ehemaligen Industrielofts und Bürogebäuden residiert, reifte die Idee, beide Welten sinnvoll miteinander zu verknüpfen, zumal in städtischer Hektik den Gründern oftmals der Fokus auf die Geschäftsidee verloren geht. Hilfreich dabei war die Analyse eines evidenten Trends: des digitalen Nomadentums. Da es in einer zunehmend digitalisierten

Welt vermehrt möglich wird, von praktisch jedem Ort aus zu arbeiten, versuchen Menschen der Hektik, den klimatischen Gegebenheiten und den hohen Lebenshaltungskosten zu entfliehen und das Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden – also dort zu arbeiten, wo andere Urlaub machen.

Ob auf Teneriffa, wo mit *Surf Office*³ speziell die Surf-Community angesprochen wird und neben Surftrainer und Surfequipment auch ein Coworkingspace mit ultraschnellem Internet angeboten wird, ob in Bali, wo mit *livet spaces*⁴ eigens *gecastete* Start-ups die Gelegenheit haben, in lieblichen Strandhütten 30 Tage lang mit Mentoren an ihren Geschäftsmodellen zu arbeiten, oder ein einfacher Pfahlbau in Panama *cocovivo*⁵, welcher dank Glasfaserverkabelung zum idealen Arbeitsort unter tropischer Sonne wird – die Ingredienzien Sonne, Wasser und WLAN-Anbindung, scheinen immer mehr Menschen auf der Suche nach der optimalen Work-Life-Balance anzuziehen.

Das haben auch findige Touristiker entdeckt und für diese Gruppe eigens buchbare Angebote geschaffen: vom *coboat* (Tönnemann, 2015) bis zum voll vernetzten Ressort *Hubud* in Ubud auf Bali (Hart, 2015). Und auch ein neuzeitlicher Begriff wurde geboren: Aus der Verknüpfung Arbeit und Urlaub – also aus Work und Vacation – entstand WORKATION (Hagen, 2016).

Im alpinen Raum sind lediglich einige wenige Initiativen in diese Richtung erkennbar. So versucht mit *Alpine Co-Working* eine engagierte Gruppe junger Schweizer temporär ein ehemaliges Internat im Unterengadiner Ftan zu vermieten⁶ und in den französischen Alpen lockt mit *Alptitude* eine junge Initiative Start-ups in *sportive-alpine Gefilde*⁷.

Größer angelegt ist das Konzept von *Mia Engiadina* im Unterengadin, welches durch die geschickte Vernetzung von Hotelbetrieben, durch die

3 Vgl. Surf Office, abrufbar unter www.thesurfoffice.com, Abrufdatum: 11.02.2017.

4 Vgl. Livit, abrufbar unter www.liv.it, Abrufdatum: 11.02.2017.

5 Vgl. Cocovivo, abrufbar unter www.cocovivo.com, Abrufdatum: 11.02.2017.

6 Vgl. Alpine Co-Working GmbH, abrufbar unter www.alpincoworking.com, Abrufdatum: 11.02.2017.

7 Vgl. Dream Valley Projects, abrufbar unter www.dreamvalleyprojects.co.uk, Abrufdatum: 11.02.2017.

zur Verfügungstellung von Seminarräumlichkeiten und durch den Aufbau einer Hochleistungsglasfaservernetzung eine ehemalige Grandhotel-Tourismusregion zum *Dritten Ort* entwickeln will (Miller, 2006).

3 Das Projekt: Cowo Tirol am Patscherkofel

Im Bundesland Tirol hat die Standortagentur Tirol seit dem Frühling 2016 konkrete Pläne vorangetrieben, diesen Trend aufzugreifen und letztlich einen gesamten Wintersportort in ein digitales Coworking- und Start-up-Zentrum in den Bergen zu verwandeln. Naturgemäß ist es schwierig, in so einem komplexen Vorhaben Investoren, Politik und vor allem die örtliche Bevölkerung zu überzeugen und überhaupt einen attraktiven Ort für diese Idee zu identifizieren.

Bei der Suche nach möglichen Standorten wurde man letztlich in der Tiroler Landeshauptstadt fündig. Durch glückliche Umstände und das Wohlwollen der Innsbrucker Bürgermeisterin sowie der verantwortlichen Eigentümervertreter in den Innsbrucker Verkehrs- und Kommunalbetrieben ergab sich die Möglichkeit, in einem zeitlich befristeten Pilotversuch die Idee zu testen.

Am Innsbrucker Olympia- und Hausberg Patscherkofel befindet sich das 2005 errichtete Panorama Restaurant. Aus verschiedenen Gründen wurde dieses in den letzten Jahren lediglich als *Self-Catering-Restaurant* genutzt. Auf 1.963 Metern Seehöhe gelegen und durch die Patscherkofelbahn in 30 Minuten Fahrzeit aus dem Stadtzentrum von Innsbruck erreichbar, bot dieses Gebäude eine ideale Möglichkeit, mit geringen baulichen Maßnahmen, die höchstgelegene *Coworking Location* der Alpen entstehen zu lassen.

Wesentlich für die Eignung als Outdoorbüro ist die notwendige Internetanbindung. Da die Bergstation über einen Glasfaseranschluss verfügt, war es durch die Unterstützung der Innsbrucker Kommunalbetriebe möglich, eine Hochleistungsanbindung herzustellen. Der Coworkingspace ist mit einer 100-Megabit-Down-und-Upload-WLAN-Verbindung ausgestattet.

Unter dem Namen *Cowo Tirol* wurde im Oktober 2016 ein dreiwöchiger Testbetrieb durchgeführt. Die Bewerbung der Räumlichkeit erfolgte



Abbildung 1: Cowo Tirol am Patscherkofel (Quelle: Standortagentur Tirol)

via Facebook und über die eigens eingerichtete Website www.cowo.tirol, über welche auch die Buchungen abgewickelt wurden.

Cowo Tirol bietet über 30 Arbeitsplätze, einen Lounge Bereich, eine Präsentationsbühne mit Plasmabildschirmen, eine abgeschlossene Besprechungsmöglichkeit, Tischfußball, eine große Sonnenterrasse sowie einen Getränkeservice und eine Kopier- und Druckerstation.

Die Verpflegung der Gäste erfolgt im neben dem Cowo Tirol befindlichen *Gipfelhaus* – einer urig-gemütlichen Berghütte des Österreichischen Alpenvereins mit freundlichem Wirt und engagiertem Serviceteam, köstlichem Essen und Übernachtungsmöglichkeiten für bis zu 24 Personen.

Ein fakultatives Outdoor-/Wanderprogramm wurde über die Alpenschule Innsbruck ASI angeboten.

Natürlich war man anfänglich sehr gespannt und auch entsprechend skeptisch, ob und von wem dieses Angebot angenommen würde. Das Ziel war es, möglichst unterschiedliche Gruppen von Testnutzern für einen Besuch »am Cowo« zu gewinnen.



Abbildung 2: Veranstaltungen im Cowo Tirol (Quelle: Standortagentur Tirol)

Als Zielgruppen sollten einerseits Tiroler, die einen besonderen Arbeitstag in außergewöhnlicher Naturkulisse erleben wollen, angesprochen werden. Zweitens zielt das Angebot auch auf Urlauber, welche bei einem längeren Aufenthalt in Tirol einen Arbeitstag im Urlaub organisieren müssen. Drittens sollten Unternehmen aus dem Ausland, welche das Besondere suchen und mit ihren Mitarbeitern für einen oder mehrere Tage nach Tirol kommen, angesprochen werden.

Neben der Buchbarkeit eines einzelnen Arbeitsplatzes für »selbstorganisierte« Coworker wurde daher auch die exklusive Buchbarkeit für Gruppen und Unternehmen vorgesehen. Das Tagesticket für 24 Euro sieht eine Nutzung des Cowos inklusive einer Berg-und-Tal-Fahrt mit der Seilbahn vor. Für 390 Euro zuzüglich Bahnticket war es möglich, den gesamten Cowo zu buchen.

Zwei Mitarbeiter der Standortagentur waren stets vor Ort, wickelten die Buchungen ab, waren Ansprechpartner für technische und organisatorische Belange und berichteten auch selbst via Facebook, Twitter und der Website (www.cowo.tirol) über die aktuellen Veranstaltungen und Ereignisse.



Abbildung 3: Arbeiten im Cowo Tirol (Quelle: Standortagentur Tirol)

Eine besondere Gästegruppe konnte schon vor Beginn des Cowo-Testbetriebs fixiert werden. Durch die Bereitschaft der österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft FFG und der Austrian Wirtschaftsservice AWS, mit ihrem Programm GIN nach mehreren Durchgängen in Wien erstmals in ein Bundesland zu kommen, waren die letzten vier Tage des Testbetriebs schon fix an internationale Gäste vergeben.

GIN – das Global Incubator Network – ist ein Vernetzungsprogramm der Republik Österreich. Durch GIN bekommen einerseits Start-ups aus Österreich die Möglichkeit, mehrere Wochen als Botschafter Österreichs in Südostasien und den USA Netzwerkkontakte aufzubauen und die Dynamik in das »Start-up-Land Österreich« zu transportieren. Andererseits werden spannende internationale Start-ups nach Österreich eingeladen, um sich mit der regionalen Szene zu vernetzen und um mögliche Partner, Entwickler, Investoren und Kunden zu finden. Letztlich soll das am Global Incubator Network teilnehmende internationale Publikum eine Ansiedlung in Österreich in Betracht ziehen.⁸

⁸ Vgl. Global Incubator Network, abrufbar unter www.gin-austria.com, Abrufdatum: 11.02.2017.



*Abbildung 4: Internationale Gäste im Cowo Tirol
(Quelle: Standortagentur Tirol)*

Die Teilnehmer des GIN 2016 kamen aus Hongkong, Singapur, Seoul, Tokio und Tel Aviv. Mit AWS und FFG wurde vereinbart, nach einer Auftaktwoche in Wien für drei Tage nach Innsbruck/Igls und in den Cowo Tirol überzusiedeln.

4 Erfahrungen aus dem Cowo Tirol und Ausblick

In den drei Testbetriebswochen im September und Oktober 2016 kamen rund 300 Gäste in den Cowo Tirol. Neben reinen »Coworking-Tagen« wurden Lehrveranstaltungen, Investorenseminare, Strategie-Workshops für Unternehmen, Pressekonferenzen und sogar ein Roboter- und Raketenbau-Workshop durchgeführt. Medien berichteten breit über dieses neue Angebot und Weblogger zeigten sich angetan von der Qualität und Stimmung im Cowo Tirol. Besonders beeindruckt vom Angebot zeigten sich auch die GIN-Gäste, die die Tage im Cowo als den Höhepunkt ihres Österreich-Aufenthaltes bezeichneten – nicht nur im wörtlichen Sinn.

Wider Erwarten ist die Nachfrage nach Firmenveranstaltungen und für geschlossene Gruppen deutlich größer als die Nachfrage nach einzelnen Arbeitsplätzen.

Eine Herausforderung für die Initiatoren stellt die an die Betriebszeit der Bahn gebundene Regelung der Öffnungszeiten dar. Ein Betrieb von 9 bis 17 Uhr scheint auf den ersten Blick nur bedingt für die kreative Klasse attraktiv. Mehrfach werden auch Abendveranstaltungen organisiert, diese machen allerdings Sonderfahrten der Bergbahnen notwendig, was mit entsprechenden Mehrkosten verbunden ist.

Die Betriebszeiten des Cowo Tirol sind nicht nur täglich, sondern auch saisonal an jene der Patscherkofelbahn gebunden. Aufgrund der positiven Resonanz der Testphase entschlossen sich die Projektpartner auch zu einem dreieinhalbmonatigen Winterbetrieb, der im Jänner 2017 startete. An zwei Tagen, Dienstag und Mittwoch, wird der Raum als Coworkingangebot geführt. Hier sind Einzelbuchungen möglich, während an den restlichen Wochentagen die Nutzung des Cowo geschlossenen Gruppen vorbehalten ist.

Im Winter bietet der Patscherkofel durch sein Skigebiet einen zusätzlichen Mehrwert für die interessierte Kundengruppe. Neben regionalen Unternehmen und Universitäten haben auch Forscher aus Japan und den USA sowie Vertreter eines großen deutschen Autobauers jeweils für mehrere Tage den Cowo gebucht.

Was die Finanzierung angeht, ist klar festzustellen, dass dieses Projekt ohne das Engagement der beteiligten Partner nicht zu diesen Konditionen möglich wäre. Die Hauptstoßrichtung des Projektes liegt im Austesten des Marktes und der Imagesteigerung von Tirol und Innsbruck als alpin-urbaner Lebensraum.

Überlegungen zum Ausbau des Angebotes im Sinne des angesprochenen *digitalen Dorfes* bzw. *Cowo-Village* befinden sich in einer Konkretisierungsphase. Ein möglicher Standort wurde gefunden und die Dorfbevölkerung eingebunden. Die regionale Politik unterstützt das Vorhaben. Gesucht werden aktuell entsprechend finanzstarke private Partner.

Der Versuch der Implementierung der Coworking Spaces am Patscherkofel hat gezeigt, dass urbane Konzepte auch im ländlichen Raum funk-

tionieren können. Ländliche Räume können durch einen derartigen strategischen Umbau eine weitere oder neue Inwertsetzung erfahren. Darüber hinaus hat das Beispiel gezeigt, dass durch diese neue Initiative auch neue Märkte angesprochen werden konnten, die aus touristischer Perspektive auch neue Gästegruppen anziehen können.

Literatur

- ABC des Startup Sprech, abrufbar unter <http://www.ideenwerkbw.de/das-abc-des-startup-sprech/>, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Alpine Co-Working GmbH, abrufbar unter www.alpynecoworking.com, Abrufdatum: 11.02.17.
- Bätzing, W. (2015): »Ich will die Revolution!«. In: Die Zeit, Nr. 18, 29. April 2015, abrufbar unter <http://www.zeit.de/2015/18/alpen-tourismus-werner-baetzing>, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Cocovivo, abrufbar unter www.cocovivo.com, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Dream Valley Projects, abrufbar unter www.dreamvalleyprojects.co.uk, Abrufdatum: 11.02.2017.
- FailCon Goes Global, abrufbar unter www.thefailcon.com, Abrufdatum: 06.02.2017.
- Florida, R. (2002): *The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community And Everyday Life*, New York.
- Global Incubator Network, abrufbar unter www.gin-austria.com, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Hagen, L. (2016): *Workation: Zwischen Arbeit und Urlaub*. In: Der Standard, 13. Juni 2016, abrufbar unter <http://derstandard.at/2000038651493/Workation-Zwischen-Urlaub-und-Arbeit>, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Hart, A. (2015): *Living and working in paradise: the rise of the »digital nomad«*. In: The Telegraph, abrufbar unter <http://www.telegraph.co.uk/news/features/11597145/Living-and-working-in-paradise-the-rise-of-the-digital-nomad.html>, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Livit, abrufbar unter www.liv.it, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Miller, A. (2016): *Das Digi-Tal*. In: Neue Züricher Zeitung, 28. Februar 2016.
- Ries, E. (2014): *Lean Startup: Schnell, risikolos und erfolgreich Unternehmen gründen*, München.
- Surf Office, abrufbar unter www.thesurfoffice.com, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Tönnemann, J. (2015): *Tauchen, sonnen, pitchten*. In: Die Zeit, Nr. 39, 24. September 2015, abrufbar unter <http://www.zeit.de/2015/39/segeln-arbeiten-selbststaendige-digitale-nomaden>, Abrufdatum: 11.02.2017.
- Tschas, A. (2015): *Start-ups: Wien als Standort international nicht existent*, abrufbar unter <https://futurezone.at/thema/start-ups/start-ups-wien-als-standort-international-nicht-existent/148.040.394>, Abrufdatum: 11.02.2017.

Berggebietsentwicklung in der Schweiz und im Kanton Graubünden

Abschied von der Wachstumsidee

Stefan Forster

1 Polarisierende Raumentwicklung

Der ländliche Raum in der Schweiz steht aufgrund der sozioökonomischen Entwicklungen, die zu einer Polarisierung der Räume führen, vor großen Herausforderungen. Die staatlichen Subventionen und die regionalpolitische Erschließungs- und Infrastrukturpolitik der letzten 40 Jahre haben die räumlichen Disparitäten nicht aufgehoben, im Gegenteil: Die Ungleichheiten zwischen den ländlichen Räumen und den Metropolitanregionen akzentuieren sich zunehmend.

Aufgrund der demografischen Entwicklung, der Siedlungsstruktur und ökonomischer Kennzahlen lassen sich in der Schweiz grob vier verschiedene Raumtypen mit je unterschiedlichen Entwicklungstendenzen (hier exemplarisch bezogen auf den Kanton Graubünden) beobachten:

- ◆ *Zentrumsregionen mit urbanisiertem Kern und periurbanen Agglomerationsräumen.* Neben dem Tourismus und übrigen Dienstleistungen sind in diesen Räumen oft auch Industrie und Gewerbe stark entwickelt. Zu diesem Raumtyp zählen das Churer Rheintal als wirtschaftlich diversifiziertes Kantonszentrum und die großen Tourismuszentren wie Davos, Flims-Laax und das Oberengadin.
- ◆ *Periurbane Regionen mit einer hohen Auspendlerquote in inner- oder oft auch außeralpine Zentren.* Charakteristisch ist bei diesem Raumtyp ein Bevölkerungswachstum mit geringer wirtschaftlicher Dynamik. Darun-

ter fallen die Auspendlerregionen in Zentrumsnähe wie das Domleschg, das Schanfigg oder Gebiete in der unteren Surselva.

- ◆ *Ländliche Räume mit disperser Siedlungsstruktur und nach wie vor starker Prägung durch den Agrarsektor, durch das Gewerbe und etwas durch den Tourismus.* Dieser Raumtyp weist eine mehr oder weniger ausgeglichene Bevölkerungsbilanz auf. Dazu können weite Teile Mittelbündens und der oberen Surselva gezählt werden, das mittlere Prättigau, das Unterengadin, das Puschlav oder das Bergell.
- ◆ *Entleerungsregionen mit Bevölkerungsrückgang und hohem Anteil an Landwirtschaft.* Ausgeprägte Entleerungsräume, wie in den Westalpen, gibt es im Kanton Graubünden noch keine. Als potenziell gefährdet werden in der Studie zu potenzialarmen Räumen in Graubünden (AWT Graubünden, 2009) das Safiental, das Schams, das Calancatal oder auch das Münstertal betrachtet.

In diesem Artikel geht es vor allem um die anstehenden Herausforderungen im ländlichen Raum und in Entleerungsregionen im Berggebiet. Die Analysen und möglichen Lösungsvorschläge darüber können aber nur räumlich komplementär diskutiert werden, denn die Beziehungen und Wirkungen zwischen den Räumen sind funktional, ökonomisch, kulturell und emotional vielfältig.

2 Ökonomische Perspektiven im Berggebiet

2.1 Landwirtschaft

Die traditionelle Berglandwirtschaft verliert kontinuierlich an Bedeutung. Dies nicht etwa, weil die staatlichen Transferzahlungen für die Landwirtschaft rückläufig wären. Der große Anteil der Direktzahlungen fließt zwar an Bauernbetriebe im Schweizerischen Mittelland, aber die Berglandwirtschaft profitiert trotzdem überdurchschnittlich vom immer stärker auf ökologische Leistungen ausgerichteten Direktzahlungssystem der Schweizerischen Agrarpolitik. Oft fehlt es in der Landwirtschaft aber an Nachfolgeregelungen. Höfe werden aufgegeben, verkauft oder die besten Teile

des bewirtschafteten Landes werden unter den verbleibenden Bauern veräußert. Dies führt dazu, dass es immer weniger dafür größere Betriebe gibt. Im Durchschnitt bewirtschaftet ein Schweizer Landwirtschaftsbetrieb circa 20 Hektar (BFS, 2015), was eine gute Einkommensbasis bildet, weil die Direktzahlungen in der Schweiz auch an die Fläche gebunden sind. In der Summe nimmt der Anteil am bewirtschafteten Land im Berggebiet aber beträchtlich ab. In der Schweiz wächst die Waldfläche jedes Jahr um 48 Quadratkilometer (entspricht der Fläche des Thunersees) und dies vor allem im Berggebiet und im Jura, wo landwirtschaftliche Nutzungsformen aufgegeben werden (Schuler, 2005).

2.2 Tourismus

Seit den 1990er-Jahren stagniert oder schrumpft auch der alpine Tourismus. Die klassischen Schweizer Wintersportorte verlieren kontinuierlich und zum Teil dramatisch Logiernächte. Unter anderem, weil sich die Nachfrage nach Wintersportangeboten stetig diversifiziert. Die Angebote sind vielfältig geworden und nicht mehr alle fahren Ski, wie noch in den 1970er-Jahren, als das Skifahren praktisch zur schweizerischen Sozialisation gehörte. Die Zahl der Skifahrertage in den Schweizer Skigebieten hat in den letzten zehn Jahren um zwölf Prozent abgenommen (Wirtschaftsforum Graubünden, 2014), dies als direkte Folge der sinkenden Nachfrage und des durch den Klimawandel verursachten Schneemangels. Entsprechend kämpfen die Bergbahnen mit sinkenden Erträgen und zunehmenden Finanzierungsproblemen. Zudem wächst die weltweite Konkurrenz, die Mobilität in ferne Länder wird allgemein bequemer, günstiger und einfacher. Seit dem »Frankenschock« im Januar 2015 hat der Schweizer Tourismus nochmals an Wettbewerbsfähigkeit eingebüßt, weil durch die »Stärke« des Frankens Ferien in der Schweiz gegenüber den benachbarten »Euroländern« praktisch über Nacht rund 15 Prozent teurer geworden sind. Dies ausgehend von einem schon vorher sehr hohen Preisniveau. Während die Logiernächtezahlen in Hotels im gesamten Alpenraum zwischen 2000 und 2014 um über 8 Prozent zunahmen, verzeichnete der Schweizer Alpentourismus im gleichen Zeitraum eine Abnahme der Hotelübernachtungen um 7 Prozent (BAKBASEL, 2014). Trotzdem ist die

regionalökonomische Bedeutung des Tourismus für das Schweizerische Berggebiet weiterhin sehr hoch. Über ein Viertel der Beschäftigten sind direkt oder indirekt im Tourismussektor tätig (Rütter, 2016).

2.3 Zweitwohnungen

Aus ökonomischer Perspektive waren in der Schweiz die Auswirkungen der sogenannten Zweitwohnungsinitiative entscheidende Weichenstellungen für die Entwicklung im Berggebiet. Die im Jahr 2012 von der Schweizer Bevölkerung angenommene Initiative verlangt einen Baustopp für Zweitwohnungen in Gemeinden, die einen Anteil von 20 Prozent überschritten haben. Über diesem Schwellenwert von 20 Prozent liegen ein großer Teil der alpinen Gemeinden. Die Annahme der Initiative, die in den letzten Jahren zwar noch mit verschiedenen Sonderbestimmungen und Ausnahmeregelungen im Schweizer Parlament differenziert wurde, hat weitreichende Folgen für den Bausektor in den Schweizerischen Alpenregionen. Obwohl vielen beteiligten Akteuren klar war, dass dieses Geschäftsmodell nicht nachhaltig sein kann, ist erst durch die Initiative der Ausstieg gelungen. Viele Tourismusorte zerstörten durch den Zweitwohnungsbau über Jahrzehnte ihre intakten Ortsbilder und ihre Kulturlandschaften und somit auch ihr touristisches Kapital. Zweitwohnungsangebote führten zu einer sinkenden Nachfrage in der Hotellerie. Die »kalten Betten« verursachten hohe Infrastrukturkosten in den Gemeinden. Das Baugewerbe wird insgesamt als Wertschöpfungsmotor an Bedeutung verlieren, aber den fälligen Strukturwandel bewältigen, indem zum Beispiel in anstehende Renovationen oder in energetische Sanierungen der bestehenden Feriendomizile investiert wird und indem die bessere, professionelle Bewirtschaftung der Zweitwohnungen die Nachfrage wachsen lässt.

2.4 Weitere Einflussfaktoren

Diese bisherige, nicht abschließende Auslegeordnung der ökonomischen Ausgangslage und der entsprechenden Perspektive des Schweizerischen Berggebiets müsste beispielsweise mit der aktuellen Entwicklung im Energiesektor noch ergänzt werden. Die Wasserkraft unterliegt durch die Öffnung der Märkte und die staatliche Förderung der erneuerbaren Energien

(v. a. in Deutschland) einem massiven Preisverfall (Pfammatter, 2016). Dies führt dazu, dass in den Gemeinden die bisher wichtigen Einnahmen aus der Wasserkraft zurückgehen und die Stromkonzerne ums Überleben kämpfen. Zudem müssten in einer Gesamtschau auch die weitreichenden ökologischen und gesellschaftlich-kulturellen Folgen und ihre verschiedenen Auswirkungen dargestellt werden. Differenziert betrachtet, haben die allgemein aufgezeigten Entwicklungslinien auch je unterschiedliche Folgen auf die verschiedenen Raumtypen im Berggebiet. Im zweiten Teil dieser Ausführungen soll vor allem auf die Auswirkungen des dargelegten Strukturwandels für das periphere ländliche Berggebiet eingegangen werden.

3 Regionalentwicklung im peripheren ländlichen Berggebiet

3.1 Die Anfänge der Regionalpolitik

Die oben beschriebenen Entwicklungslinien zeigen sich akzentuiert im peripheren ländlichen Berggebiet. Schon seit den 1970er-Jahren fördert der Bund darum mit verschiedenen regionalpolitischen Strategien die Bergbietsentwicklung. Von 1974 bis 2007 war dafür vor allem das Instrumentarium des Investitionshilfegesetzes (IHG) handlungsleitend. Insgesamt wurden Kredite zur Infrastrukturförderung in der Größenordnung von drei Milliarden Schweizer Franken vergeben. Daraus sind Gesamtinvestitionen im Umfang von 20 Milliarden Schweizer Franken ausgelöst worden. Aber der ursprünglich angestrebte Ausgleich der Disparitäten ist dadurch nicht erreicht worden. Ein interessanter und noch wenig analysierter Nebeneffekt des IHG war die administrative Territorialisierung der Schweizer Bergregionen (Alpenraum und Jura). Das Förderinstrument brauchte Förderterritorien, welche mit einer neuen Trägerschaft (Regionalverbände) eigene »Regionale Entwicklungskonzepte« formulieren mussten, damit sie an den Bundesmitteln partizipieren konnten. Die neu »erfundenen« Regionen blieben bisweilen auch rein verwaltungstechnische Konstruktionen. Ihnen fehlte einerseits der emotionale Bezug zwischen den Institutionen und den Akteuren. Andererseits blendeten sie in

ihren strategischen Konzepten die flexiblen, funktionalen Raumbezüge und die ganzheitliche Betrachtung der Regionen eher aus, weil die Konzepte fokussiert waren auf die ausgeglichene Infrastrukturförderung in allen beteiligten Gemeinden. So kam es dazu, um es etwas pointiert auszudrücken, dass alle Gemeinden ein neues Schulhaus bauten, eine neue Mehrzweckhalle erstellten und überdimensionierte Baulandreserven ausschieden.

3.2 Die Neue Regionalpolitik NRP

Ein Umdenken weg von der reinen Infrastrukturförderung in Richtung einer marktfähigen Unterstützung von Ideen und Institutionen war dann zwischen 1997 und 2007 das Förderprogramm Regio Plus des Bundes. Dieser Paradigmenwechsel in der Schweizerischen Regionalpolitik wurde ab 2008 mit der Einführung der Neuen Regionalpolitik (NRP) und der Abschaffung des IHG definitiv eingeführt. In den NRP-Projekten stehen Wettbewerbsfähigkeit, Wertschöpfung und Innovation im Zentrum. Mehrjahresprogramme setzen die Förderschwerpunkte fest. Die aktuelle Förderperiode von 2016 bis 2023 formuliert als Hauptstoßrichtungen die Unterstützung der Industrie, der regionalen Innovationssysteme und der Tourismusvorhaben. Weiterhin wichtig für die Konzipierung und die Umsetzung der Entwicklungsprojekte sind die regionalen Trägerschaften. Allerdings sind die Kantone nun frei in der Definition ihrer Förderräume und der regionalen Strukturen, im Gegensatz zu den vom Bund vorgegebenen ehemaligen IHG-Regionen. Die NRP stellt sich auch den Fragen von möglichen oder bereits laufenden Schrumpfungsprozessen.¹ In den betroffenen Kantonen, in den Regionen und den Gemeinden ist diese Fragestellung aber weiterhin noch nicht wirklich angekommen.

3.3 Weitere raumwirksame Politikbereiche

Neben den erwähnten Instrumenten der Schweizerischen Regionalpolitik gibt es zahlreiche weitere Politikbereiche, die einen großen Einfluss auf die Entwicklung im Berggebiet haben. An erster Stelle sind die erhebli-

¹ Weitere Informationen zur Neuen Regionalpolitik unter www.regiosuisse.ch.

chen Transferzahlungen aus der Landwirtschaftspolitik zu erwähnen. Im Schnitt stammen mehr als die Hälfte des bäuerlichen Einkommens in der Schweiz aus Subventionsleistungen des Staates (vgl. z. B. Rütli, 2015). Im Berggebiet dürfte diese Zahl noch um einiges höher ausfallen. Weiter müssen die finanzpolitischen Maßnahmen im Rahmen der staatlichen und kantonalen Steuerpolitik und des interkantonalen Finanzausgleiches betrachtet werden. Eine erstmals durchgeführte ganzheitliche Untersuchung des interkantonalen Finanzausgleiches im Kanton Graubünden zeigte, dass im Jahr 2010 ein Nettotransfergewinn für Graubünden von einer halben Milliarde Schweizer Franken resultiert (Wirtschaftsforum Graubünden, 2014). Weiter wird die Berggebietsentwicklung unter anderem auch von der Verkehrs-, von der Forstwirtschafts- und der Grundversorgungspolitik beeinflusst. In der Grundversorgung geht es insbesondere um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Dienstleistungen, wie Postdienste, und um die Erschließung der Peripherie mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Für die ländlichen Regionen in der Schweiz und speziell im Berggebiet ist zudem in den letzten zehn Jahren die Pärkepolitik äußerst relevant geworden. Innerhalb kürzester Zeit ist durch die Teilrevision des Natur- und Heimatschutzgesetzes NHG die Errichtung von Natur-, National- oder Naturerlebnisparks ermöglicht worden. Neben dem Schweizerischen Nationalpark, der seit 1914 besteht, gibt es aktuell ein Projekt für einen zweiten Nationalpark im Kanton Tessin (Region Locarnese) und 15 regionale Naturparks, die bereits alle in die Betriebsphase gestartet sind.² Neben der Erhaltung und der Pflege der intakten Natur- und Kulturlandschaften stehen in den Regionen regionalwirtschaftliche Motive für die Errichtung von Parks eindeutig im Vordergrund.

3.4 Politischer Verteilungskampf

Alle diese politischen Bemühungen haben aber bisher keine Trendwende in Richtung Wachstum im Berggebiet ausgelöst. Auch die digitale Entwicklung ist bisher den Beweis schuldig geblieben, dass durch die »Aufhebung des Raumes« neue Arbeitsplätze in der Peripherie ermöglicht

² Weitere Informationen unter <http://www.paerke.ch/>.

werden. Wir befinden uns, bezogen auf das periphere Berggebiet, mitten in einem kumulativen Schrumpfungsprozess: Wegen der fehlenden Beschäftigungsgrundlage wandert ein Teil der jüngeren Bevölkerung in die regionalen und nationalen Zentren ab. Daraus resultiert ein sozialer Substanzverlust, der wiederum oft dazu führt, dass die personellen Ressourcen für eine innovative Weiterentwicklung fehlen. Folge des Rückgangs der regionalen Wirtschaftskraft und des Abbaus von Arbeitsplätzen ist die Gefährdung der öffentlichen Infrastruktur und Dienstleistungen. Diese Entwicklung hat sich in den letzten Jahren akzentuiert, obwohl, wie oben skizziert, Milliarden von öffentlichen Geldern unter anderem in den Ausbau der Verkehrserschließung, in den Aufbau der öffentlichen Infrastruktur und in die Unterstützung der Landwirtschaft geflossen sind. Die zunehmende Polarisierung der schweizerischen Raumentwicklung wird seit Jahren kontrovers und heftig diskutiert. Vor allem die strukturschwachen, peripheren Räume, die zu einem erheblichen Teil von öffentlichen Transferleistungen und Subventionszahlungen abhängig sind, kommen zunehmend unter Druck. Angestoßen wurde die Debatte aus wirtschaftsnahen Kreisen, die unter dem Primat der neoliberalen Deregulierung eine rein ökonomische und kurzsichtige Kostenwahrheit fordern. Aber auch das ETH Studio Basel (Institut Stadt der Gegenwart), das unter der Federführung der Architekten Jacques Herzog, Pierre de Meuron, Marcel Meili und Roger Diener in seiner Publikation »Die Schweiz – Ein städtebauliches Portrait« den alpinen ländlichen Raum als »Brachland« bezeichnet, hat einen wichtigen Beitrag zur Debatte geleistet.

Die Diskussion wird auch auf politischer Ebene seit Jahren geführt. Anlass dazu waren unter anderem die Ausarbeitung einer nationalen Strategie für den ländlichen Raum und verschiedene Publikationen der wirtschaftsnahen Denkfabrik »Avenir Suisse«³. Unabhängig davon, wie man die Ansätze und Konzepte im Einzelnen beurteilt, wird sehr deutlich, dass ein Umbruch im Gange ist und nach neuen regionalpolitischen, raumplanerischen und ökonomischen Strategien und Steuerungsmechanismen

³ Vgl. Avenir Suisse, think tank for economic and social issues, abrufbar unter <http://www.avenir-suisse.ch/>, Abrufdatum: 13.02.2017.

gesucht wird. Aber ein großes Tabu bleibt über all die Jahre bestehen: Über Schrumpfung oder über den Rückbau als mögliche Perspektive wird nicht öffentlich diskutiert.

3.5 Regionalpolitische Reflexe

Reflexartig ist dabei die Abwehrhaltung der politischen und meinungsbildenden Akteure aus dem Berggebiet gegen zum Teil durchaus konstruktive Diskussionsvorschläge im Rahmen von Rückzugsszenarien. So verkümmert die sehr wichtige Diskussion auf ein reines Seilziehen um die Bewahrung der erheblichen staatlichen Transferleistungen. Dieses Seilziehen um die knapper werdenden Bundesgelder zeigt sich auch in einer gewissen Hyperaktivität in den strukturschwachen Räumen, was die Projektkonzepte und -entwicklungen angeht. Zwischen Genfersee und Unterengadin werden momentan zahlreiche mehr oder weniger innovative Projekte lanciert, die als rettende Strohhalme angesehen werden, aber in ihrer langfristigen Wirkung eher überschätzt werden. Diesen Projekten, die punktuell durchaus erfolgreich sein können, fehlt der gemeinsame neue Boden in der zunehmend urbanen Schweiz, die gemeinsame komplementäre Strategie zu den Metropolitanräumen für eine neue Idee des ländlichen Raumes. Sie funktionieren nach dem alten, bewahrenden Muster, das die Polarisierung der Raumentwicklung weiter verstärken wird. Vom Bund über die Kantone bis zu den Gemeinden werden je eigene »Raum-Welten« neu erfunden. Die Raumplanung versucht diese einander überlagernden und oft widersprechenden »Welten« zu ordnen. Die Akteure vor Ort zählen auf den solidarisch ausgeprägten »Bergmythos« und die damit verbundene finanzielle Unterstützung von außen.

4 Den ländlichen Raum neu denken

Es ist notwendig, dass der ländliche Raum selbstbewusst und in Zusammenarbeit mit den Metropolitanräumen neue Konzepte entwirft. Der räumliche Ausgleich muss neu gedacht werden. Die Lehren aus der Vergangenheit müssen integriert und die heutigen Realitäten akzeptiert werden. Dabei sollen nicht die Bewahrung der Transferleistungen für den

ländlichen Raum im Vordergrund stehen, sondern neue sozioökonomische Chancen integriert und vorübergehende Rückzugs- oder Schrumpfungsszenarien ernsthaft einbezogen werden. Es gibt eine entscheidende Hauptfrage und daraus abgeleitet zwei Fragen für mögliche Perspektiven. Im Folgenden werden diese Fragen ausgeführt und mit Beispielen aus dem Kanton Graubünden veranschaulicht.

4.1 Die Entscheidung: Welche Landschaft wollen wir?

Diese an sich banale Frage steht am Anfang der anstehenden Diskussion. Es muss geklärt werden, welche Landschaft die Gesellschaft in Zukunft möchte und wie viel sie kosten darf. Es braucht einen politischen Diskurs über die zukünftige Landschaftsentwicklung in der Schweiz. Wobei hier der Landschaftsbegriff breit zu verstehen ist. Mensch, Siedlung und Kultur und ihre Ausprägungen im Raum sind neben den geomorphologischen und biogenen Faktoren explizit einbezogen.

Heute dominieren Partikularinteressen, das »große Bild« für die Landschaftsentwicklung fehlt. Mit neuen regionalpolitischen Entwicklungsideen und Konzepten versucht man aufzuzeigen, dass Landschaft als ökonomischer Faktor für den Tourismus ausreichend Wertschöpfung ermöglichen könnte (zum Beispiel Pärkepolitik). Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber schnell, dass Landschaft alleine niemals rentabel sein kann. Die Landschaften in den peripheren Räumen sind in der Schweiz immer gesellschaftlich und politisch »gewollte« Landschaften, das heißt, sie werden weiterhin bewirtschaftet und gepflegt, weil die Gesellschaft das will, die Politik darum die finanzielle Unterstützung ermöglicht und die Bauern vor Ort deshalb die Bewirtschaftung immer noch ausführen können.

Die rein ökonomische Betrachtung der Landschaft greift aber auch eindeutig zu kurz. Landschaften repräsentieren und beinhalten zahlreiche weitere Faktoren, die eine Förderung durch die Öffentlichkeit legitimieren oder die gar keiner Förderung bedürfen. Landschaften sind unter anderem kulturelle Archive, sie ermöglichen ökologisch vielfältige und artenreiche Habitats und sie sind emotionale Identitätsräume für die einheimische Bevölkerung und zunehmend auch für Gäste. Die Kulturland-

schaften sind die Grundlagen für alle Entwicklungsfragen. Darum steht diese Frage am Anfang.

Für die Diskussion über die Landschaftsentwicklung ist es wichtig, dass man das landschaftliche Wahrnehmungsfeld der Gesellschaft kennt. Gemäß Definition des Bundesamtes für Umwelt BAFU (2012) ist die Landschaft »Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen, vielfältiger Erholungs- und Identifikationsraum, räumlicher Ausdruck des kulturellen Erbes und leistet einen Beitrag zur Wertschöpfung« (BAFU, 2012). Diese Beschreibung berücksichtigt die physisch-materielle Dimension (objektive Beschreibung), die Wahrnehmungsdimension (subjektive Einschätzung) sowie die ökonomische Funktion der Landschaft, die unter anderem durch die touristische Nutzung an Bedeutung gewinnt. Welche Landschaft die Menschen wollen, lässt sich nicht abschließend beantworten, denn es gibt keine eindeutige Wunschlandschaft, welche allen gesellschaftlichen Erwartungen und Bedürfnissen entspricht. Anhand von Fotovergleichen konnte Bacher et al. (2012) jedoch aufzeigen, dass traditionelle, extensiv bewirtschaftete und (wieder-) bewaldete Landschaften tendenziell bevorzugt werden, während Landschaften, in denen sich eine Ausbreitung der Siedlung oder eine intensive landwirtschaftliche Nutzung manifestieren, weniger gefallen.

Generell bevorzugt werden Landschaften mit einem klaren Zusammenhang der Landschaftselemente, sodass sich der Betrachter zurechtfindet und sich orientieren kann. Andererseits steigen die Attraktivität und der Erholungswert einer Landschaft, wenn diese geheimnisvoll erscheint und eine gewisse Komplexität aufweist. Zusammenfassend bedeutet dies, dass Landschaften gefallen, wenn sie zum Entdecken und Erkunden einladen und gleichzeitig eine Orientierung zulassen (Kienast, Frick & Steiger, 2013).

Für die Erarbeitung von neuen Konzepten braucht es dringend Konsensbemühungen, die die unterschiedlichen Sichtweisen zusammenführen. In den meisten Räumen des Schweizerischen Berggebietes wurden diese Fragen nicht angegangen. Darum werden in vielen Regionen gleichzeitig sehr unterschiedliche und sich strategisch widersprechende »Landschaftsprojekte« propagiert und lanciert. Bis auf Gemeindeebene hinunter

wird ein eher widersprüchlicher Einzelprojekt-Aktivismus sichtbar ohne Konsens und ohne gemeinsame und abgestimmte Strategie für die Landschaftsentwicklung. Aus der gemeinsamen gesellschaftlichen Aushandlung eines Konsenses über die Landschaftsentwicklung gibt es aufgrund der aktuellen politischen, ökologischen und ökonomischen Analyse aber nur zwei Alternativen für den ländlichen Raum im Berggebiet. Die beiden Möglichkeiten sind im Folgenden in den Punkten 4.2 und 4.3 skizziert.

4.2 Halten und Differenzen nutzen:

Wie nutzen wir das Potenzial der Differenz?

Die kulturelle, soziale und ökonomische Lebensweise auf dem Land unterscheidet sich heute nicht mehr wesentlich vom städtischen Alltag. Über 70 Prozent der Schweizer Bevölkerung lebt heute in einem Stadt- oder Agglomerationsraum. In den letzten Jahrzehnten haben sich diese Räume zum Beispiel äußerlich betrachtet stark angeglichen. Eine global geprägte Einheitsarchitektur lässt einen »Siedlungsbrei« entstehen, der nicht mehr in der Lage ist, verortete, nicht austauschbare Identität zu vermitteln. Entsprechend mobil und wenig verankert verhalten sich breite Gesellschaftsschichten: Wohnräume und Arbeitsplätze werden oft gewechselt und sind rasch auswechselbar geworden. Trotzdem – oder gerade deshalb – müssen die räumlichen Differenzen wieder neu definiert und fruchtbar gemacht werden. Die globale Angleichung führt zur Suche nach Übersichtlichkeit im Regionalen. Die alltägliche Hektik fördert die Sehnsucht nach Entschleunigung. Der unpersönliche Leistungsdruck im Beruf sucht im Wunsch nach einer »echten«, menschlichen Begegnung einen wohltuenden Ausgleich. Die gesichtslosen, zusammenwachsenden Agglomerationen wecken die ästhetische Lust nach intakten Landschaften. Die bisherige regionalpolitische Strategie des Disparitätenausgleichs, der illusorische Wunsch nach einer »räumlichen Gerechtigkeit« durch Erschließungs- und Infrastrukturplanung muss deshalb abgelöst werden. Nicht mehr die unmögliche Nivellierung des Raumes soll im Vordergrund stehen, sondern vielmehr müssen die unterschiedlichen, komplementären Qualitäten herausgestrichen werden. Denn in der Differenz, im unverwechselbaren Unterschied (nicht als Abschottungs-, sondern als kom-

plementäre Strategie) liegt das Entwicklungspotenzial für den ländlichen Raum. Dies ist nicht, wie bisweilen auch falsch verstanden und politisch instrumentalisiert, eine Abschottungsstrategie im Sinne von »wir, das Eigene, gegen die anderen, das Fremde«, sondern es geht vielmehr um das Erkennen der eigenen Qualitäten und die Interpretation derselben in der heutigen Zeit. Differenzen aufzeigen ist konstruktive und vorwärtsgerichtete Rückbesinnung und Weiterentwicklung der eigenen Qualitäten in der Bewältigung eines globalen Strukturwandels. Es geht um die Verbindung von Tradition und Moderne für die zeitgemäße und innovative Nutzung der vor Ort vorhandenen sozialen, kulturellen und ökologischen Ressourcen.

Eine mögliche regionalökonomische Nutzung von Differenzen beinhaltet die Idee des natur- und kulturnahen Tourismus. In einem solchen komplementären Konzept ist der ländliche Raum Träger der zunehmend wichtigen Kernwerte des Tourismus. Diese Werte müssen besser genutzt werden, denn die Nachfrage danach wird steigen. In der Freizeit und im Tourismus spiegeln sich die veränderten gesellschaftlichen Bedürfnisse: Regionalität, Entschleunigung, Begegnung, intakte Landschaften und authentische Erlebnisse sind darum auch die zentralen Begriffe der Erwartungen an den natur- und kulturnahen Tourismus, der Natur und Landschaft schont, die authentische Kultur fördert und die regionale Wirtschaft des Ferienortes belebt. Der naturnahe Tourismus tritt aus seiner Nische heraus und wird zu einem wichtigen und interessanten Marktsegment. So baut beispielsweise die Hauptkampagne von Schweiz Tourismus, der nationalen touristischen Vermarktungsplattform, für den Sommer 2017 (unter dem Aufhänger »Die Natur will dich zurück«) auf den Konzepten und Inhalten des natur- und kulturnahen Tourismus auf (Schweiz Tourismus, 2017).

Im Kanton Graubünden gibt es zahlreiche Beispiele von möglichen Zielen für natur- und kulturnahen Tourismus, dessen Potenzial heute noch zu wenig genutzt wird und brachliegt. Dazu gehören unter anderem die Verkehrsgeschichte der Passlandschaften, die dichte Vielfalt an Sprachkulturen und deren Wirkungen auf die Landschaft, die vielfältige, historische und die aktuelle, weltweit bekannte Architektur aus Graubünden.

den, die Grenzbeziehungen mit Österreich und Italien und allgemein die vielen überdurchschnittlich intakten Landschaftsräume. Dies sind nur ein paar Differenzen, auf denen man zukunftsfähige Konzepte aufbauen und umsetzen kann. Immer mit der Zielsetzung im Vordergrund, dass periphere ländliche Räume erhalten werden können.

4.3 Rückbau und Schrumpfung: Wie können Schrumpfungsprozesse zu möglichen Perspektiven werden?

Das Potenzial der Differenz kann nur eine Rolle spielen, wenn in Regionen Kräfte vorhanden sind, die dieses Potenzial in konkreten Umsetzungen nutzbar machen können. Differenzen sind überall vorhanden, aber die fehlenden sozialen, kulturellen und vielleicht auch finanziellen Ressourcen verhindern oder behindern eine Weiterentwicklung.

Einige Regionen im Schweizerischen Berggebiet und in Graubünden sind aktuell, mittel- oder voraussichtlich langfristig mit einem sozialen Substanzverlust konfrontiert. In Graubünden wird in einem mittleren Szenario für die Bevölkerungsentwicklung 2012 bis 2040 in den Regionen Surselva, Mittelbünden, Bergell und Val Müstair von einem Bevölkerungsrückgang von bis zu 20 Prozent ausgegangen (ARE Graubünden, 2014). Viele junge Menschen aus den strukturschwachen Talschaften wandern für die Ausbildung in die Zentren des Tieflandes. Sie können und wollen nach ihrer Berufsausbildung nicht mehr zurückkehren. Einerseits fehlen die entsprechenden Arbeitsplätze und andererseits bieten die urbanen Räume gerade für die jüngere Bevölkerung natürlich viel mehr Möglichkeiten in allen Lebensbereichen. Die Folge ist eine Überalterung der Gesellschaft in den peripheren Gebieten. Etwas plakativ ausgedrückt: Es gibt zwar viele Ideen und Möglichkeiten, wenn aber die »Köpfe« fehlen, wenn es keine Gruppe von Leuten gibt, die Innovationen entwickeln, interpretieren, umsetzen und vor Ort leben können, dann fehlt schlicht die interne Entwicklungskraft.

Bisher hat man trotzdem versucht, in all diesen Gebieten eine Trendwende herbeizuführen. Es wurden Workshops und Konzepte erstellt, es gab und gibt oft auch austauschbare Entwicklungsideen. Aber es durfte nie darüber diskutiert werden, ob sich diese Initiativen momentan auch

lohen, ob die geplanten Vorhaben auch realistisch betrachtet umsetzbar sind. Das Thema »Schrumpfung« ist ein Tabu. Es passiert einfach, könnte aber konstruktiv auch als Perspektive betrachtet werden, was die negativen Folgen mildern würde und was trotzdem die Möglichkeiten für spätere Generationen offenhalten könnte.

2009 wurde dies im Kanton Graubünden vom zuständigen Amt für Wirtschaft und Tourismus versucht. Die Studie zu potenzialarmen Räumen in Graubünden (AWT Graubünden, 2009) hat die Räume erstmals identifiziert und beim Namen genannt. Es wurde versucht aufzuzeigen, wie sich diese Räume trotzdem halten könnten. Dabei wurden vor allem Möglichkeiten und Strategien beschrieben und diskutiert, die auch auf dem oben formulierten »Potenzial der Differenz« aufbauen. Schließlich sind auch mögliche Szenarien für einen geordneten Rückbau aufgeführt worden. Dieser Tabubruch hat damals und eigentlich bis heute zu heftigen politischen Diskussionen geführt. Es ist offenbar noch nicht möglich, dass man Schrumpfungprozesse akzeptieren kann, und dies, obwohl sie bereits laufen. Mit der Schrumpfung ist es darum ein bisschen wie mit dem Märchen »Des Kaisers neue Kleider« von Hans Christian Andersen. Alle sehen das Problem, trotzdem spricht es keiner an. Durch diese Tabuisierung wird bisweilen etwas verzweifelt nach unrealistischen Zukunftsprojekten gesucht, die dann von der Politik im Sinne der Gleichbehandlung auch unterstützt werden. Das Eingeständnis in einer peripheren Region, dass momentan wenige bis keine wachstumsrelevanten Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden sind, würde auch Druck wegnehmen und Möglichkeiten für den konstruktiven und selbstgesteuerten Umgang mit dem Schrumpfungsprozess eröffnen.

5 Fazit

Die in den 1970er-Jahren einsetzenden politischen Debatten und die daraus resultierenden gesetzlichen Grundlagen für eine Regional- und Raumentwicklungspolitik in der Schweiz haben sich bis heute stark gewandelt. Am Anfang stand eine Infrastruktur- und Erschließungspolitik, die den Ausgleich der Disparitäten herbeiführen sollte. Nachdem man in

den 1990er-Jahren erkannte, dass diese Maßnahmen nur bedingt die gewünschte Wirkung erzielen, wurde mit der Konzeption der Neuen Regionalpolitik NRP ab 2008 ein neuer Schwerpunkt auf die Unterstützung von Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit in den Regionen gelegt. Mit diesem Ansatz ergeben sich vielfältige Chancen in den ländlichen Bergregionen. Chancen, die auf dem Potenzial der Differenz aufbauen. Insbesondere einzigartige Natur- und Kulturwerte können mit neuen Initiativen, Produkten und Angeboten am Markt erfolgreich sein und gleichzeitig die kulturellen und ökologischen Mehrwerte in den ländlichen Regionen erhalten. Die Neue Regionalpolitik lässt auch Schrumpfungsszenarien zu. Trotzdem ist das Thema weiterhin ein Tabu und ein regionalpolitisch sehr schwieriges Feld, wenn es um die konkrete Umsetzung vor Ort geht.

Um Lösungen zu erarbeiten, die in den Regionen auch umsetzbar sind, muss zuerst die Frage beantwortet werden, welche Landschaft wir wollen. Diese Frage geht explizit alle an. Sie ist nicht nur relevant für die Bevölkerung in den ländlichen Regionen, sondern sie ist gesamtgesellschaftlich bedeutend, weil sie direkt mit den Entwicklungen in den Metropolitanregionen zusammenhängt. Hat man die Landschaftsfrage beantwortet, ergeben sich zwei Entwicklungsperspektiven: Erstens geht es um die Nutzung der Differenz und zweitens um die Akzeptanz und die Selbstgestaltung eines Schrumpfungsprozesses. Vor allem um der zweiten Perspektive der Schrumpfung aktiv zu begegnen, fehlt vor Ort und in der realen Regionalpolitik in den Kantonen noch der Mut – oder vielleicht besser gesagt die Ehrlichkeit, die Enttabuisierung anzugehen.

Literatur

- ARE – Amt für Raumentwicklung Graubünden (2014): Raumkonzept Graubünden, Schlussbericht.
- AWT – Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden (2009): Strategien zum Umgang mit potenzialarmen Räumen, Chur.
- Avenir Suisse, think tank for economic and social issues, abrufbar unter <http://www.avenir-suisse.ch/>, Abrufdatum: 13.02.2017.
- Bacher, M.; Tasser, E.; Schermer, M.; Rüdissler, J., & Tappeiner, U. (2012): Kulturlandschaft wohin? In: Tasser, E.; Schermer, M.; Siegl, G., & Tappeiner U.: Wir Landschaftsmacher. Vom Sein und Werden der Kulturlandschaft in Nord-, Ost- und Südtirol.

- BAKBASEL (2014): Performance des alpinen Tourismus in der Schweiz im internationalen Vergleich. BAK Basel Economics AG, Basel.
- Bundesamt für Statistik BFS (2015): Landwirtschaftliche Betriebsstrukturerhebung. Neuchâtel.
- Bundesamt für Umwelt BAFU (2012): Landschaftsstrategie BAFU, Bern.
- Diener, R., et al., (2005): Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait, ETH Studio Basel, Institut Stadt der Gegenwart. Birkhäuser Verlag. Basel.
- Kienast, F.; Frick, J., & Steiger, U. (2013): Neue Ansätze zur Erfassung der Landschaftsqualität. Zwischenbericht Landschaftsbeobachtung Schweiz (LABES); Umwelt-Wissen NR. 1325; Bundesamt für Umwelt und Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL, Birmensdorf.
- Netzwerk Schweizer Pärke, abrufbar unter <http://www.paerke.ch/>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Pfammatter, R. (2016): Wasserkraft ist kein Selbstläufer. In: Bulletin, 2/2016, abrufbar unter https://www.swv.ch/Dokumente/Artikel-SWV/Forumsbeitrag-VSE-Bulletin-2016_WK-ist-kein-Selbstlaeufer.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Regiosuisse – Netzwerkstelle Regionalentwicklung. Die Wissensplattform der Neuen Regionalpolitik (NRP), abrufbar unter <http://regiosuisse.ch/>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Rütter-Fischbacher, U., & Rütter, H. (2016): Wertschöpfungs- und Beschäftigungswirkung im ländlichen und alpinen Tourismus. Rütter Soceco im Auftrag des Schweizer Tourismus-Verbands (STV).
- Rütti, N. (2015): Die fatalen Folgen einer verfehlten Landwirtschaftspolitik. In: NZZ, 11.12.2015, abrufbar unter <https://www.nzz.ch/wirtschaft/wirtschaftspolitik/die-fatalen-folgen-einer-verfehlten-landwirtschaftspolitik-1.18661052>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Schuler, R. (2005): Verbuschung. Der Wald erobert Kulturland zurück. UMWELT 3/2005, S. 30–31.
- Schweiz Tourismus (2017): Die Natur will dich zurück, Sommer 2017, abrufbar unter https://d29gqb72f8tdiw.cloudfront.net/media/pdf/95/37/93/103_16a_01_brosch_mag_sommer_17_d.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Wirtschaftsforum Graubünden (2014): Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Graubündens. Bedeutung der öffentlichen Finanztransfers für Graubünden und seine Gemeinden. Chur.
- Wirtschaftsforum Graubünden (2014): Aussichten für das alpine Schneesportgeschäft in Graubünden. Kurzbericht im Rahmen des Projekts »Strategien für Bündner Tourismusorte«. Chur.

Resilienz durch Verfall?

Von der Revitalisierung verfallender Bergdörfer zum Bedeutungsgewinn des ländlichen Raumes der Alpen

Martin Beismann

1 Grundlegendes

Die Grundlagenforschung rund um die Revitalisierung abgelegener Tal-schaften zeigt für den gesamten Alpenraum, dass gerade stark entsiedelte Bergdörfer in extremen Lagen, aller Erwartungen zum Trotz, knapp vor ihrem Exitus eine neue Zuwanderung erleben. *Neu* an den Zuwandernden sind ihre Wahrnehmung des neuen Lebensraumes und dessen Nutzung weit über die reine Wohnfunktion hinaus. Die Folge davon ist die Revita-lisierung verfallender Strukturen in Dörfern, welche damit eine »Resilienz der letzten Sekunde« beweisen. Die folgenden Überlegungen hierzu basie-ren auf den Erkenntnissen der diesbezüglich aktiven Forschungsgruppe *Demographic Change in the Alps* des Instituts für Geographie der Universi-tät Innsbruck (www.uibk.ac.at/geographie/migration), der auch der Autor angehört. Er widmet sich an dieser Stelle aber *außeruniversitär* im Namen seines Ingenieurbüros für Geographie (www.regionalSynergie.com) fol-genden Fragen: Welche gesellschaftliche Relevanz haben die Erkenntnisse aus der Grundlagenforschung und was kann aus ihnen gefolgert werden? Was kann man von den quasi laborhaften Untersuchungen in kleinen Dör-fern für die Entwicklung des restlichen ländlichen Raums lernen?

Um wissenschaftlich erbrachte Leistungen in einen sinnstiftenden Kon-text zu bringen, wird die Geografie hier in mehrerlei Hinsicht bemüht. Zuerst im herkömmlichen Sinne als Wissenschaftsdisziplin, die im Über-schneidungsbereich von Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zum Erkenntnisgewinn führt. Im vorliegenden Fall bedient sie sich empirisch

geleitet verschiedenster Methoden, um aller äußeren Rahmenbedingungen und funktionalen Zusammenhänge des Raumes sowie der Migration und ihrer Hintergründe bzw. Auswirkungen habhaft zu werden. So wird deutlich, dass sich das Phänomen der Wiederbesiedelung klassischer Abwanderungsgebiete im Detail zwar von Fall zu Fall unterscheidet, sich alpenweit jedoch Gemeinsamkeiten herauskristallisieren, die allgemeingültig dargelegt werden können. Unmöglich hingegen ist bislang eine wissenschaftlich fundierte, flächendeckende Prognose dieser Dynamik, jedoch sind bereits erste Planungsansätze ableitbar. Das kann ein geisteswissenschaftlich verstandener geografischer Zugang leisten, der sich der Auflösung komplexer Systeme annimmt und alle Erfahrungen analysiert, um schließlich Zusammenhänge zu erkennen.

Die Angewandte Geografie soll zielgerichtet und problemorientiert arbeiten, um Lösungsansätze anzubieten. In diesem Sinne werden im vorliegenden Beitrag Schlussfolgerungen und Thesen geliefert, welche Muster in hochkomplexen Zusammenhängen aufzeigen. Die Plausibilität solcher Synthesen anhand der teilweise mitgelieferten, jedenfalls bereits publizierten Erkenntnisse zu diskutieren, wird der geneigten Leserschaft überlassen, respektive zugemutet. Dies ist wenig üblich, aber umso notwendiger, weil nach Ansicht des Autors über reale komplexe Zusammenhänge, Wunsch und Wirklichkeit, Wert und Chancen eines großen Teils der Alpen bislang zu wenig nachgedacht wird und deshalb eine angemessen breite Diskussion weitgehend fehlt. Der hiermit vorgestellte geografische Ansatz lädt dazu ein, gesellschaftliche, soziologische, wirtschaftliche, politische, ökologische etc. Zugänge in Diskussion, Planung und Forschung im Sinne eines ganzheitlich verstandenen Systems einzubringen.

2 Revitalisierung verfallender Bergdörfer

Im gesamten Alpenraum gibt es neue Zuwanderung bis in die entlegentesten Talschaften, die noch vor Kurzem als Abwanderungsgebiete galten (Beismann et al., 2012). Gewisse Rahmenbedingungen für die Migration ähneln sich alpenweit, andere wiederum weisen raumspezifische Zusam-

menhänge auf (Warmuth et al., 2016). Auch wenige Zuwanderer induzieren in der Regel langsame, aber nachhaltig stabilisierende Entwicklungen (Löffler et al., 2016c). Die Theorie einer möglichen demografischen Trendumkehr in traditionellen Abwanderungsgebieten (Beismann, 2009) kann erhärtet werden. Details dazu werden in diesem Kapitel diskutiert.

2.1 Entvölkerung und Status quo

Zur Mitte des 19. Jahrhunderts weist ein Großteil der inneralpinen Gemeinden ihren bisher höchsten Bevölkerungsstand auf. Beginnend mit der industriellen Revolution, regional unterschiedlich zuordenbar entlang der Diffusion ihrer Auswirkungen, überall deutlich mehr als 100 Jahre lang, verlieren die Bergregionen bis heute kontinuierlich an Einwohnern. Ausgenommen davon sind Haupttäler und die meisten zentralen Orte, zuzüglich ehemals kleiner Gemeinden, die zwischenzeitlich durch Suburbanisierung oder Massentourismus eine grundsätzliche Transformation durchmachten. Sie wachsen kontinuierlich und sind als urbane Räume hinlänglich untersucht. Ihre Entwicklung wird von öffentlichem Interesse begleitet und ist mit Lobby und Kapital ausgestattet. Genau die anderen Regionen sind der Bezugsraum der vorliegenden Arbeit – bis 1950 immerhin die Hälfte der Gemeinden, verteilt auf die halbe Fläche des Alpenbogens. Sie erfuhren von 1870 bis 1950 einen Bevölkerungsrückgang um durchschnittlich 30 Prozent, wobei eine überdurchschnittlich hohe Abwanderung in den Westalpen zu verzeichnen war. Der gesamte französische Teil verliert in diesen 80 Jahren in drei Vierteln aller seiner Gemeinden und auf 90 Prozent der Fläche im Schnitt die Hälfte seiner Einwohner.

Den wohl gängigsten Überblick hierzu, inklusive der genannten Daten, liefert Bätzing in seiner Monografie über die Alpen (2015, S. 311). Als bloßer Durchschnitt dargelegt, implizieren diese Zahlen das, was alpenweit für viele *abgelegene* Talschaften gilt: Sie verzeichnen tatsächlich einen Bevölkerungsrückgang von 80 Prozent und mehr. Das gipfelte bereits vor Jahrzehnten in etlichen Ortswüstungen und gar zur Gänze verlassenen Talschaften (Löffler et al., 2014). Diese peripher gelegenen, traditionellen Abwanderungsgebiete, flächenmäßig immer noch ein Gutteil der Alpen,



Entwicklungsszenarien im peripheren Alpenraum

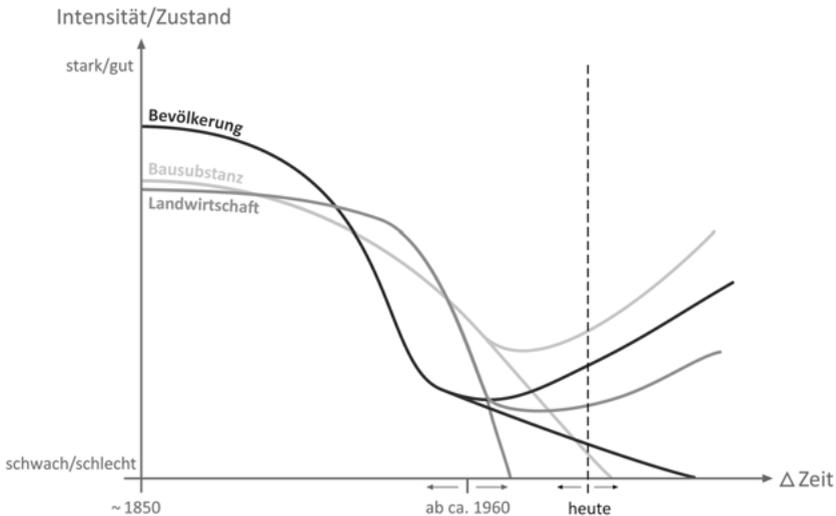


Abbildung 1: Entwicklungsszenarien im peripheren Alpenraum
(Quelle: eigene Darstellung, 2015)

werden nun entlang ausgewählter Aspekte näher betrachtet. Dazu zeigt Abbildung 1, wie bauliche Siedlungsstruktur, Bevölkerung und Landwirtschaftsflächen auf eine typisch starke Abwanderung reagieren.

Am Beginn herrscht Überbevölkerung in den Siedlungen und Höfen, wie das niedrigere Niveau von *Bausubstanz* und *Landwirtschaft* gegenüber *Bevölkerung* grafisch andeutet. Wenn also heute von Dörfern berichtet wird, die dank neuer Zuwanderung wieder von 50 Menschen ganzjährig bewohnt werden, kann das durchaus einen zeitgemäßen, stabilen Zustand darstellen, auch wenn es früher einmal 300 oder 500 Einwohner waren. Dass die steilen, felsdurchsetzten, von sporadischen oder periodischen Naturereignissen mit Schutt oder Geröll heimgesuchten »Gunstlagen« überhaupt jemals dieserart bewirtschaftet und zur Nahrungsmittelproduktion optimiert wurden, ist nur durch überreichlich vorhandene Arbeitskräfte zu bewerkstelligen, die sich über lange Zeit in regelrechtem

Existenzkampf üben. Genau so und nur deshalb wurde eine Landschaft geformt, die in vielerlei Hinsicht noch immer als Charakteristikum der Alpen gilt.

Diese typisch alpine Landschaft lässt gemeinsam mit ihren Dörfern bis heute nur sehr zögerlich moderne und postmoderne Überprägungen zu, was nicht grundsätzlich der oft unterstellten Modernisierungsresistenz der Bewohner anzulasten ist. Jahrzehntelanger Bedeutungsverlust durch Abwanderung ruft nur in Ausnahmefällen, und da nicht immer sinnvoll, nach Modernisierung und Ausbau von Infrastruktur. Die typische Charakteristik der landwirtschaftlichen Tätigkeit und der Landschaft selbst bedingen sich quasi gegenseitig und sind von ihrer grundsätzlichen Ausrichtung her schwer modernisierbar (Abbildung 2). Dennoch bieten sie genügend Platz für zeitgemäße Wertschöpfung – wie noch gezeigt werden wird –, jedoch *immer* auf Grundlage der Existenz oder vielmehr der Persistenz der Kulturlandschaft. Eine zivilisatorische, wie zum Beispiel touristische Nutzung ist ohne sie nicht denkbar. Selbst Naturschützer adressieren eigentlich, meist unbewusst, diese alte Kulturlandschaft bzw. deren Reste, und nicht die wirklich natürliche, undurchdringliche Wildnis.

Die als Bergflucht hier scheinbar gravitativ beschleunigte Landflucht hinterlässt also Dörfer, deren Ausprägungen noch deutlich an jene agrarischen Funktionen erinnern, die sie einst formten. Neben den Dörfern dominiert eine naturnahe Kulturlandschaft sowie teils unberührte Natur das Landschaftsbild: Die Almen beider Talseiten sind üblicherweise waldfrei, lediglich die Abhänge der Schattenseite eher bewaldet. Die intensivste landwirtschaftliche Nutzung und die Dörfer finden sich meist auf der sonnenexponierten Seite sowie auf der Talsohle, wo eine solche überhaupt vorhanden ist. Je nach Fortschritt und Ausmaß der Entsiedelung treten als Merkmal Leerstand, Brache und Verbuschung mehr oder weniger in den Vordergrund und bieten damit, wohlwollend betrachtet, einen gewaltigen Gestaltungsspielraum. Das Alltagsleben der hier behimateten Gesellschaft erinnert noch heute an jenes der meisten Europäer *vor* den großen Umschwüngen zu Globalisierung, Konsumgesellschaft und Einfluss der Digitalisierung auf Berufswelt und tägliches Leben und zeigt darüber hinaus lang konservierte, traditionelle Züge.



Abbildung 2: Dordolla heute.

Bis vor 50 Jahren noch eine offene Landschaft

(Quelle: Thomson, 2015; www.christopherthomson.net)

Dieses Vermächtnis einer noch intakten Kulturlandschaft und traditionellen Lebensweise stellt einen relativ eigenständigen Lebensraum dar. Er erfreut seit Jahrzehnten Touristen aus aller Welt und zieht in jüngerer Zeit auch neue Zuwanderer an, die für seine Entwicklung nicht nur in demografischer Hinsicht entscheidend sind. Hier wird denselben, wie sich

zeigt, die Möglichkeit geboten, individuelle Lebenskonzepte auszuprobieren und zu etablieren, die auf traditionellen, überschaubaren Strukturen basieren, eine relative Unabhängigkeit vom globalen Markt voraussetzen und sich von den typisch städtischen Lebensrealitäten unterscheiden. Insofern scheint dieser Raum heute einen Vorteil daraus zu ziehen, dass er bislang hauptsächlich für die Nachteile der Globalisierung und Urbanisierung empfänglich war, weswegen er bis heute, gemeinsam mit dem restlichen ländlichen Raum von der öffentlichen Meinung gern als Ungunst- oder Problemraum bezeichnet wird.

Zeigt alpine Kulturlandschaft, wie fast überall in den Alpen, in Teilen eine Tendenz zur Verbuschung und Wiederbewaldung, muss innerhalb kurzer Zeit reagiert werden, falls die betreffende Fläche erhalten bleiben und nicht unwiederbringlich für zivilisatorische Nutzung hinfällig werden soll. Eine »künstliche« Konservierung ist auf Dauer nicht denkbar, die Weiterentwicklung und damit der Erhalt als Lebensraum basiert alleine auf einer zeitgemäßen und angepassten Weiter- oder Wiedernutzung. Inwieweit dieser Dauersiedlungsraum erhalten bleiben soll, hat die Gesellschaft zu entscheiden. Er bietet nicht bloß Raum für einen Teil der Gesamtbevölkerung, er lässt auch Lebensmuster zu, die woanders nicht mehr denkbar sind. Deshalb werden die abgelegenen, traditionellen Abwanderungsgebiete hier als Raum voller Chancen und großer Gestaltungsmöglichkeiten vorgestellt, der nicht nur als musealer Rückzugsort dient.

2.2 Aktuelle Trendwende in traditionellen Abwanderungsgebieten

Der Bevölkerungsverlust der traditionellen Abwanderungsgebiete wurde in Kapitel 2.1 nur bis 1950 mit Zahlen belegt, weil sich seitdem – ausgehend von den Französischen Alpen – eine ostwärts gerichtete demografische Trendwende ausbreitet (vgl. Löffler et al., 2016a). Lange Zeit wurde diese Dynamik schlichtweg »übersehen«, da aufgrund der Überalterung selbst die stärkste neue Zuwanderung vorerst nicht zu einer wachsenden Gesamtbevölkerung führt. Seit Jahren findet man fast überall neue Zuwanderer – mancherorts weniger als die nationale Statistik zeigt, was

allerdings an der Tendenz zur Trendwende nichts ändert (vgl. Beismann, 2009). Problematischer für eine quantitative Analyse ist die Zusammengehung von ganzen Talschaften, wodurch die Dominanz der Hauptgemeinde, meist am Talausgang oder am Vorfluter gelegen, die inneralpine Dynamik überlagert. Daher ist es in diesem Kontext müßig, sich auf quantitative Analysen zu konzentrieren, weil diese nie als *Basis* sinnvoller Ergebnisse dienen können. Andererseits bieten sie jedoch hinreichende Rechtfertigung, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

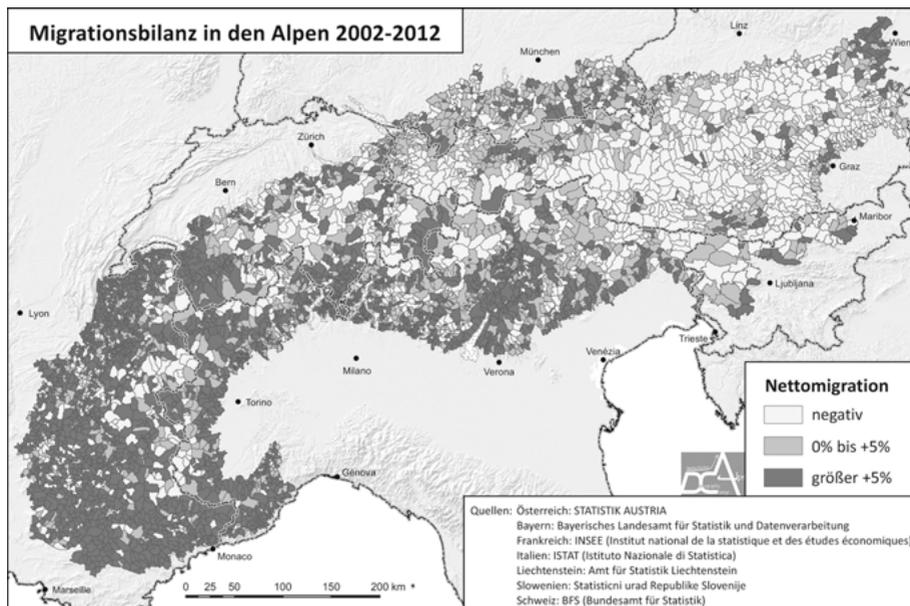


Abbildung 3: Migrationsbilanz in den Alpen 2002–2012¹

(Quelle: eigene Darstellung, 2013)

Der reale Befund der somit unumgänglichen Feldforschung korreliert allerdings in vielen Aspekten mit den statistischen Zahlen. Die demografische Stabilisierung in großen Teilen der französischen Alpen beispielsweise wurde zuerst von neuerlicher Zuwanderung getragen (Abbildung 3)

¹ Alle Abbildungen in Farbe: www.regionalsynergie.com/Forsch/Abbildung.

und wird mittlerweile bereits aus der daraus resultierenden positiven Geburtenbilanz genährt (Warmuth et al., 2016).

Überall in den Alpen rekrutieren sich die Zuwanderer vor allem aus der Mittelschicht der außeralpinen Ballungsräume und der alpinen Städte. Anders als bei längst bekannten Phänomenen, wie der Arbeitsmigration und der Suburbanisierung, suchen die hier für jegliche Entwicklung essenziellen Zuwanderer zuerst ihre neue Heimat und erst in einem zweiten Schritt nach Möglichkeiten, ihren Lebensunterhalt dort irgendwie zu bestreiten. Als sogenannte Amenity Migranten (vgl. Moss, 2003) unterwerfen sie ihr Berufsleben genau dem für sie zentraleren Lebensbereich, der unmittelbar die Umgebung und ihre Lebensumstände mit einbezieht und von ihnen abhängig ist. Aspekte wie Ruhe, natürlicher Rhythmus, Luft und Klima, Befreiung aus gesellschaftlichen Zwängen, spezifische Freizeitmöglichkeiten, Gestaltungsspielraum und Selbstverwirklichung, Nachbarschaft und Gesellschaftsleben treiben immer mehr Städter in die Peripherie. Ihre Destinationswahl ist also unmittelbar vom spezifischen Charakter des Lebensraumes abhängig, der hier oft nur mehr eine kleine noch verbliebene Schar an Dorfbewohnern und damit eine überschaubare Sozialstruktur beheimatet. Insofern ist die Trendwende keine rein demografische, sondern illustriert aktuelle gesellschaftliche Tendenzen zum neoruralen Leben. In den Städten ist ähnliches als *urban gardening*, in Form von Gemeinschaftsgärten etc., zu beobachten, allerdings betreffen diese als Hobby nur einen kleinen, isolierten Lebensbereich.

Lokal sehr unterschiedlich stellen sich die neue Zuwanderung und ihre Auswirkungen in einzelnen Dörfern dar. In Ostana in den Piemontesischen Alpen (Abbildung 4 und 5) ist die Kombination aus der Fähigkeit des mittlerweile berühmt gewordenen Bürgermeisters Giacomo Lombardo, EU-Geld zu lukrieren, gepaart mit seiner Umsicht, aktiv die »richtigen« Leute anzusiedeln, ein bislang sehr erfolgreiches Rezept. 1980 verzeichnete der Ortskern von Ostana nur noch fünf Einwohner. Im Gegensatz dazu zeigt die rasante Dynamik von Dordolla in Friaul (Abbildung 4 und 5) eine strukturell endogene Entwicklung, die von einzelnen Individualisten getragen wird. Hier spielen ein engagierter ansässiger Dorfbewohner und

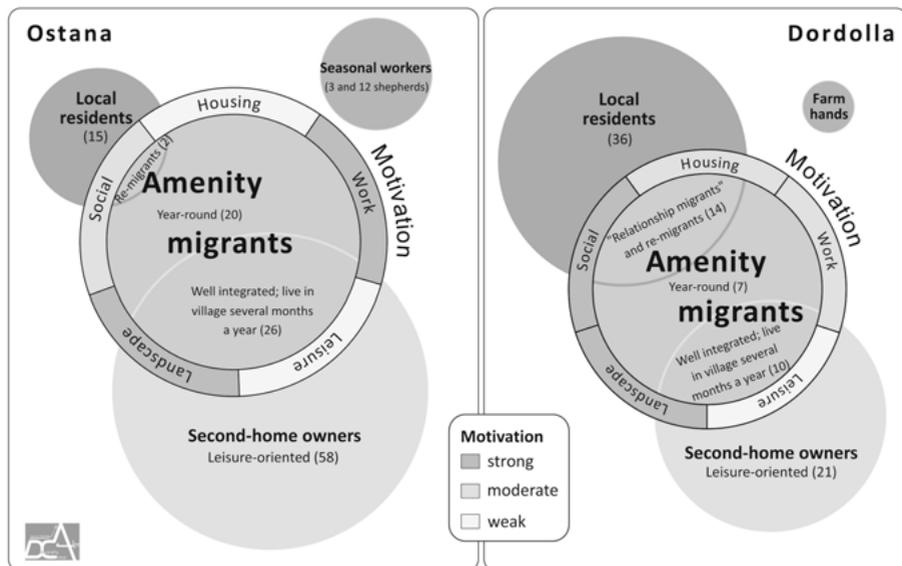


Abbildung 4: Bevölkerungszusammensetzung in Ostana (links, 2015) und Dordolla (rechts, 2016) (Quelle: eigene Darstellung, 2016)

ein Kärntner Bauer, der sich hier ansiedelte, die tragende Rolle. Im Jahr 2016 stellen Newcomer und deren Kinder ein Drittel der Bewohner.

In Ostana werden Mittel von *außen* gesucht, um das lokale System schlussendlich aus eigener Kraft überlebensfähig zu machen. Dordolla lebt langsam, rein aus seinen eigenen Ressourcen heraus arbeitend auf, ohne dies ursprünglich bewusst als Strategie betrieben zu haben. Diese unterschiedlichen Muster wirken sich in demografischer Hinsicht weniger aus, als in der morphologischen und funktionalen Entwicklung. Details dazu legt Abbildung 5 bei lohnender näherer Betrachtung dar. Werden in Ostana mit exogen ermöglichten Maßnahmen herkömmliche Arbeitsplätze und Renovierung der Bausubstanz fokussiert, ist Dordolla mit seiner endogenen Entwicklung dabei, nachhaltige Revitalisierung aller notwendigen Aspekte für eine persistente Wiederbesiedelung zu zeigen. Der Wirtschaftssektor ist in Ostana scheinbar stabiler, beruht aber auf teils überdimensionierten, extern geförderten Maßnahmen, während in

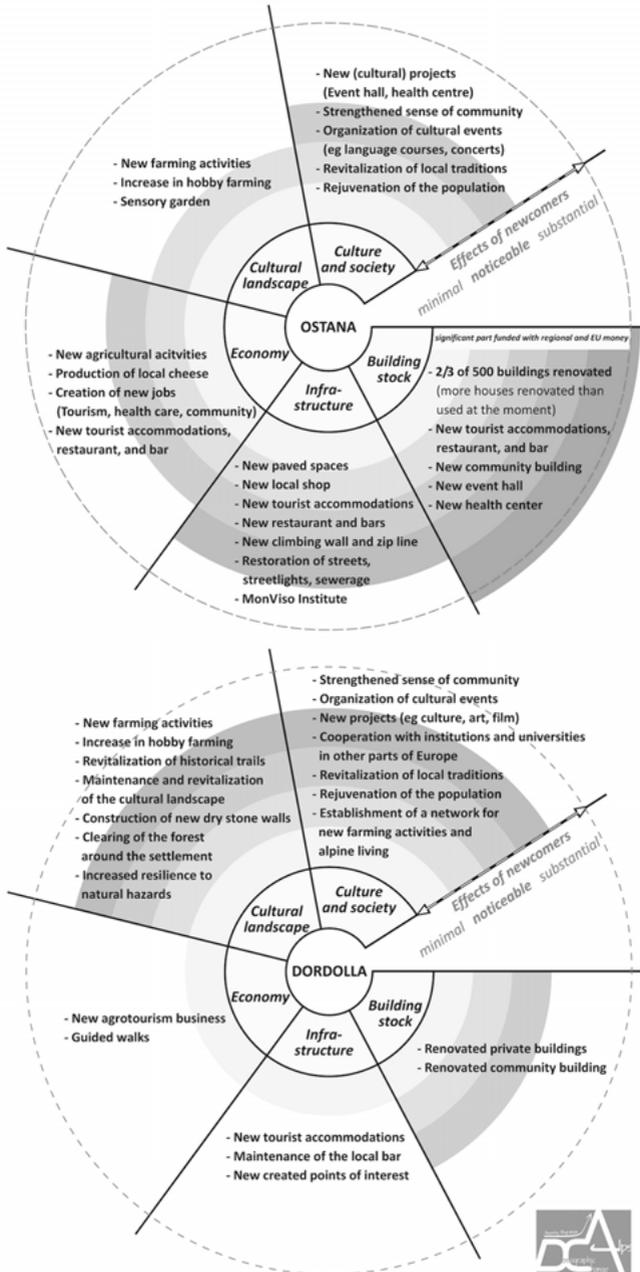


Abbildung 5: Auswirkungen der New Highlander in Ostana (oben) und Dordolla (unten) (Quelle: eigene Darstellung, 2016)

Dordolla die Unabhängigkeit – selbst von der Hauptgemeinde Moggio Udinese – bzw. die Eigenständigkeit und Individualität im Vordergrund stehen. Endogene Entwicklung führt also zu eigenständigen Lebensräumen, womit Strategien, die auf Unabhängigkeit beruhen oder diese forcieren, generell zum Schlüssel für nachhaltige Entwicklungen werden.

Dordolla und Ostana markieren nicht nur exemplarisch die Maximalwerte der demografischen Trendwende im positiven Sinne, sie spannen gleichzeitig ein großes Feld unterschiedlicher Entwicklungsstrategien auf. Beide zeigen unmissverständlich, dass eine Revitalisierung fast verlassener Dörfer möglich ist. Auch wenn bereits eine große Zahl an verfallenden Dörfern mit neuer Zuwanderung im gesamten Alpenbogen von Arbeitsgruppen unterschiedlicher Universitäten untersucht wurde, sind nicht genug Beispiele dokumentiert, um die Entwicklung der periphersten Räume der Alpen vorauszusagen. Politische Unterstützung, allein durch Abbau bürokratischer Hürden, würde aus heutiger Sicht die beginnende Trendwende verstärken. Zielführende Strategien aber sowie adäquate Leitfäden für die öffentliche Hand und einzelne Akteure vor Ort müssen von den bisherigen Erkenntnissen erst fundiert abgeleitet und bereitgestellt werden.

2.3 Resilienz durch Verfall?

Das Ausmaß der demografischen Trendwende ist in diesem Fall zweitrangig. Entscheidend ist ihre Evidenz und die hinreichend nachgewiesene Tatsache, dass auch nur eine Familie genügt, um die langfristige Revitalisierung eines ganzen Dorfes einzuleiten. Was aber sind die treibenden Kräfte hinter den Entscheidungen, in kleine, von Verfall und Abwanderung geprägte Bergdörfer zu ziehen?

Das wirklich Andere hier ist der enorme Gestaltungsspielraum in jeglichem Maßstab: »In der Stadt konnte ich entscheiden, ob ich in meiner kleinen Wohnung den Tisch ans Fenster stelle und das Bett an die Wand oder umgekehrt. Wenn ich hier in Dordolla vor die Türe gehe, weiß ich gar nicht, wo ich beginnen soll, mein direktes Umfeld zu gestalten.« Hier ist nach Absprache mit den wenigen Nachbarn alles nach eigenem Gutdünken renovierbar, optimierbar, gestaltbar, bis sich innerhalb weniger



Abbildung 6: »Neue« Landwirtschaft in Dordolla

(Quelle: Thomson, 2015; www.christopherthomson.net)

Jahre dieser Gestaltungsspielraum verringert, weil vieles bereits revitalisiert und renoviert wurde.

Was in Hunderten weiteren Fallstudien alpenweit untersucht wurde, kann hier nur in Auszügen zusammengefasst werden: Die spezielle Motivation und den großen Mut zur Entscheidung, jeweils genau hier leben zu wollen, haben die New Highlander den Eingesessenen voraus, die im jahrzehntelang tradierten Bewusstsein des Niederganges hier aus- und an den traditionellen, noch verbliebenen Lebensumständen festhalten. Das bewirkt bis zuletzt die Persistenz traditioneller, ursprünglicher Strukturen zuzüglich des spezifischen Wissens um genaue Umstände und Finessen, sich der vorhandenen, teilweise bereits brachliegenden Lebensgrundlagen bestmöglich zu bedienen. Urban sozialisierte Zuwanderer finden also ein großes Potenzial vor, das mittels neuen Mutes, hoher Motivation, Flexibilität und Innovationskraft nun entfaltet werden kann.

Oft genügt ein zeitgemäßes Konzept, mitgebracht aus der städtischen Front des Digitalzeitalters, um die Bauernschaft und das Gasthaus wieder

rentabel zu machen. Jedoch passiert in der Regel noch viel Tiefgreifenderes, dessen typische Dynamik die folgenden Zeilen zu veranschaulichen suchen. Dabei wird an realen Beispielen mehrerer verschiedener Orte Anleihe genommen und auf eine vereinfachte Darstellung gesetzt: Die New Highlander kommen an, führen womöglich ihre ehemalige Profession weiter, aber verdingen sich so weit wie möglich vor Ort. Sie stellen Veredeltes her, für das sie in der zeitgleich qualitätsgesteigerten Gastwirtschaft, dem selbst induzierten sanften Tourismus und der Bedienung digitaler Möglichkeiten ihren Absatzmarkt finden. Die Gastronomie, nunmehr fokussiert auf traditionelle, fast vergessene Produkte, rückverstärkt den Tourismus, der wiederum Zuwanderer und Eingessene als Natur- und Kulturführer (neben-)beschäftigt. Regionale, ja lokale Wertschöpfungskreise werden so weit bedient, dass sich sogar die mühsam gezogene Bergbauernkarotte des letzten noch verbliebenen Bauern rentiert, weil sie am preisgerechten Nullkilometerteller landet, der mit Blick auf den schönen Fleck ihres Ursprungs vom interessierten Gast verspeist wird. Seit der Altliterat begonnen hat, den plötzlichen Strukturwandel als Dorfchronist nicht nur festzuhalten, sondern zu publizieren, kommen regelmäßig auch Tagesgäste aus dem Umland.

Was als Synergie von Landwirtschaft und Tourismus erfolgreich beginnt, kann ungeahnte Dynamik induzieren. Mittlerweile gibt es Englischkurse für Hausfrauen, wöchentliche Workshops für alles Mögliche, Künstler und Wissenschaftler setzen sich mit dem wundersam erstandenen Dorf auseinander und bringen regelmäßig neben Kaufkraft noch mehr neue Ideen. Eine neue, aus London stammende Einwohnerin schreibt über die Honigbiene und landbesitzlose Landwirtschaft ein Buch (Waring, 2015) und anderswo entsteht gerade eine Imkerei. Die eigene Brauerei, Handwerksbetriebe, der esoterische Kräuter-Wellness-Tipi-Urlaub waren Träume, die langsam realisiert werden. Das Geschäft wird jedenfalls reaktiviert, die Schule hat schon wegen der ersten zwei Newcomerkinder das notwendige Kontingent zur Wiedereröffnung erreicht. Erstmals siedeln ausgeschulte Jugendliche nicht mehr ab, weil sie hier ein Nebeneinkommen haben und nicht mehr täglich und weit pendeln müssen. Außerdem ist im Sommer genug Trubel, der neben ganzjährig stattfindenden Events nicht

das Gefühl aufkommen lässt, hier zu vereinsamen. Das zuwandernde junge Paar, geflohen aus der Großstadt, umgeschult auf Ziegenfarmer, muss jedenfalls bereits das noch nicht so gut erschlossene übernächste Dorf besiedeln, weil dort, wo sie hin wollten, kein verfügbarer Platz mehr ist. Gut, dass ein weiterer Newcomer einen Film über die Entwicklung des Tales dreht, weil ohne Dokumentation niemand an derartige Beispiele glauben würde. Nicht einmal die Betroffenen hatten genug Zeit, der Zusammenhänge habhaft zu werden, die zu der plötzlichen Trendwende vom Niedergang zum Aufbruch führten.

Je weniger akut dieser Niedergang droht, je besser das Gefüge noch intakt ist, umso schwieriger ist die Umsetzung innovativer Ideen – speziell durch neu Zugewanderte. Nicht selten sind deshalb die am besten funktionierenden Revitalisierungen von komplett verlassenen Weilern ausgegangen, wo der Spielraum am größten ist. Allein das Val Maira im Piemont zeigte schon vor Jahren drei solcher erfolgreichen Beispiele. Sie machen mittlerweile im ganzen Tal Schule und das Val Maira zum bekannten Tourismusgebiet. Obwohl die Nachbartäler mit fast kongruenten Ausgangsbedingungen aufwarten, zeigen sie noch wenig Aufschwung, sehr wohl jedoch bereits Andeutungen von Immobilienspekulationen in Form von EU-geförderten, zu Tode renovierten ganzen Weilern – eine Gentrifizierung für touristische Zwecke.

Zukunftsträchtiger Aufschwung scheint hingegen gegeben, wo alle vor Ort greifbaren, kleinen Potenziale nicht nur genutzt, sondern in möglichst effiziente Beziehung zueinander gesetzt werden, sich zuerst stützend, um sich dann gegenseitig zu befruchten. Maximale Wertschöpfung mittels kreativer Synergienutzung entsteht mitunter intuitiv, ohne Vorbilder, ohne Hilfe von außen, ganz im Gegenteil, trotz massiver bürokratischer Hürden. Dennoch führen die genannten Aktivitäten automatisch in Richtung einer wünschenswerten, zukunftstauglichen Entwicklung. Sie bewirken jedenfalls sofort und quantifizierbar den einstweiligen Erhalt des Lebensraumes und seiner Grundlage – und damit nicht zuletzt die Persistenz des Dauersiedlungsraumes.

Aus dem Weg zu seiner wiedererlangten Handlungsfähigkeit und Eigenständigkeit kann man Ansätze für die Entwicklungsplanung des gesamten

ländlichen Raumes ableiten. Die Unabhängigkeit ist dabei weniger das Ziel, als die Folge davon, ein bestehendes System bestmöglich zu nutzen. Wenn man damit beginnt, vorhandene Potenziale nicht nur einzeln in Wert zu setzen, sondern sie mittels Synergien zu verbinden und damit das ganze System zu stärken, folgt eine gewisse Eigenständigkeit automatisch. So wird die Unabhängigkeit als regionale Eigenständigkeit zur Maßeinheit für die Nachhaltigkeit und Effizienz von Strategien.

Ungeachtet fragiler Strukturen müssen Konzepte externer Investoren nur so lange funktionieren, bis sie sich amortisiert haben. Privatpersonen hingegen, die am betreffenden Engagement auch ihren Lebensmittelpunkt aufhängen, suchen und erkämpfen das langfristige Überleben. Sie setzen alles daran, das System, innerhalb dessen sie sich bewegen – und damit gleichzeitig ihre eigene Existenzgrundlage – stabiler und wertvoller zu machen, indem sie Synergien suchen, bedienen oder als Katalysator herstellen. *Im Zweifel für die Schwächeren* ist eine Redewendung, die hier also nicht aus moralischen, sondern aus pragmatischen Gründen bemüht werden muss.

Wären die erfolgreichen, nachhaltigen Revitalisierungen nicht weitgehend unbekannt, würden viele intakte Dorfgemeinschaften sich eher solchen Prozessen öffnen und alle dem Niedergang nahen dürften zu Recht Hoffnung gewinnen, dass ihr Lebensraum wider Erwarten eine Zukunftsperspektive hat. Wenn die Einschätzung über das Potenzial endogener Entwicklungen von allen Seiten geteilt und besser kommuniziert werden würde und gar der Wunsch nach derartigen Entwicklungen einen breiten Konsens fände, käme auch die öffentliche Hand unter Zugzwang, das zu unterstützen, was in Ansätzen bereits überall automatisch zu funktionieren beginnt.

Die Gründe für eine Stadtflucht scheinen sich zu verschärfen und ein immer größerer Teil der urbanen Gesellschaft macht sich auf, ein nach eigenen Vorstellungen gestaltetes Leben dorthin zu verlagern, wo man kompromiss- und zwanglos die Qualität über jegliche anderen Konventionen bezüglich eines erfolgreichen Lebens stellen kann. Deshalb sind alle Fachleute aufgerufen, ihre zweckdienlichen Hinweise vermehrt zu bündeln und vor allem die Ergebnisse aktiver in eine breite Öffentlich-

keit zu tragen.² Diesbezüglicher Wissenstransfer dient ohne Umwege der nachhaltigen Weiterentwicklung des inneralpinen Dauersiedlungsraumes. Fundierte Strategien für endogene Revitalisierung und Inwertsetzung traditioneller Strukturen sind darüber hinaus in der Lage, der potenziellen Revitalisierung abgelegener Regionen einen tatsächlichen Bedeutungsgewinn des gesamten ländlichen Raumes folgen zu lassen.

3 Bedeutungsgewinn des ländlichen Raumes

Ein Gutteil der Menschen lebt auf kleinstem Raum in Städten. Obwohl ihre Ressourcen immer knapper werden, wird oft *für sie* und meist *von ihnen aus* Entwicklungs- und Planungspolitik betrieben, auf ihre Realität sind Gesetze normativ angepasst, sie beheimaten die Zentren der Macht und des Geldes. Landschaften der Peripherie hingegen prägen einen großen Teil der Alpen, ihres Images und ihres Selbstverständnisses (vgl. Kapitel 1). In morphologischer und funktioneller Hinsicht, sowie bezüglich der dort typischen Lebensweise, zeigen sie gänzlich anderen Charakter als Ballungsräume und Städte. Großflächiger und (noch) von mehr Menschen bewohnt als diese zwei Extreme, spannt sich dazwischen ein Raum auf, verzahnt mit archaischen alpinen Strukturen auf der einen Seite und mit urbanisierten Ballungsräumen auf der anderen.

Aufgrund der allgemeinen Dominanz des Städtischen scheinen Entwicklungsstrategien für den gesamten nichtstädtischen Raum oft zu übersehen, dass dieser Potenziale und Probleme aufweist, deren Gleichbehandlung mit urbanen Verhältnissen letztlich nicht sinnvoll ist. Jedoch kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, jede Daseinsfunktion könne heute ausschließlich *in* der und *durch* die Stadt befriedigt werden: Große Investitionen fließen ins Schneller-in-die-Stadt-Kommen, bevor endogene Entwicklungen und damit die Eigenständigkeit unterstützt wird.

2 Um eine breitere öffentliche Diskussion einzuleiten, wurde sich diesem Thema auch schon von literarischer (Beismann, 2015) sowie von filmischer Seite (Thomson, 2017 in progress) angenähert. Die Produktion des Kunstfilms der Kategorie Kinodokumentarfilme in Featurelänge, der im laufenden Jahr erscheinen wird (evtl. auch zu sehen beim internationalen Bergfilmfestival in Trient 2017), wurde neben der Universität Innsbruck auch von Eurac Research unterstützt und wird vom Autor koproduziert.

Wenn, politisch wohlgemeint, neue Arbeitsplätze installiert werden, dann oft durch Ansiedlung von Filialen externer Betriebe, die keine Synergien mit den vorhandenen Potenzialen suchen und deshalb trotz großer Investitionen keine regionale Gesamtentwicklung begünstigen. Die Produktivität des alpinen ländlichen Raumes über seine Optimierung für einen anonymen, globalen Markt zu steigern, führt unweigerlich zu Bedeutungsverlust, weil rural geprägte, traditionelle Strukturen, gerade in den Alpen, für die nachteiligen Effekte der Globalisierung viel eher empfänglich sind, als für ihre Chancen. Darauf mit verstärkter Urbanisierung zu reagieren und damit die Abhängigkeit von der Stadt zu verstärken, führt zu weiterem Bedeutungsverlust des ländlichen Raumes.

Oft wird Nachhaltigkeit eindimensional als Begleitaspekt verstanden, aber nicht als Merkmal für die stabile Eigenständigkeit einer funktionalen Raumeinheit. Wie bereits erwähnt, eignet sich die Unterstützung der Unabhängigkeit als Maßeinheit für die Nachhaltigkeit und die Effizienz von Strategien (vgl. Kapitel 2.2 und 2.3). Individuelle, aber auch groß angelegte, nachhaltige Bemühungen um die Aktivierung regionaler Wertschöpfungskreise innerhalb lokaltypischer Strukturen reiben sich regelmäßig auf, weil kein allgemeiner Konsens darüber besteht, dass der Wert von Maßnahmen an ihren Auswirkungen auf das ganze System gemessen werden muss. Dieser Anspruch setzt freilich voraus, was der Hausverstand alleine nahelegt: Ein System muss begriffen werden, bevor man durch Manipulation einzelner »Schrauben« positiv bzw. *nachhaltig* eingreifen kann. Die Planungsrealität fokussiert jedoch meist isolierte Probleme bzw. einzelne funktionale Sphären.

Mit einem breiten Konsens darüber, dass die endogene, auf brachliegenden Ressourcen basierende Entwicklung – auch durch individuelles Handeln – erstens wünschenswert sei und zweitens machbar, könnten lange vor dem Bedeutungsverlust, auch in stadtnahen, rural geprägten Gebieten, vorhandene, traditionelle Strukturen besser genutzt werden. Dadurch würde der ländliche Raum von mehreren Seiten aus gestärkt werden. Vom Ballungsraum aus wird ohnehin die Urbanisierung vorangetrieben, aber die absolute Peripherie darf erstmals als Innovationsraum gelten, von dem aus sich Bewährtes innovativ mit Modernem vereint und

einen Lebensraum gestaltet, der den notwendigen, auch kreativen Raum für noch nicht absehbare Entwicklungen bietet. Aus der jeweiligen Abhängigkeit von der Stadt und dem Grad der Urbanisierung heraus kann im Folgenden der ländliche Raum in einzelne Sphären eingeteilt werden, um die spezifischen Potenziale für regionale Synergien anzudeuten:

Die *Suburbia* kann als vollständig verstädert gelten und verhindert im Grunde zwangsläufig eine naturnahe Lebensart. Allerdings kann man, anstatt ins sprichwörtliche Grüne nur hineinzuschauen, auch nebenberuflich etwas dringend vor Ort Nachgefragtes fabrizieren, bereitstellen oder sogar anbauen. Die mancherorts auch auf fruchtbarsten Flächen vorherrschende Milchproduktion muss ohnehin funktional und realwirtschaftlich als Teilbranche bezeichnet werden.

Periurbane Regionen sind heute Schlafdörfer für zugewanderte Städter und zeigen selten eigene Dynamik. Weder den Kulturraum noch den Naturraum rund um die Siedlung in Wert setzend, wird fast ausschließlich gependelt, in der Stadt gearbeitet, eingekauft, in die Schule und zur Post gegangen. Das führt natürlich unweigerlich zum Verlust von Serviceeinrichtungen. Aus brachliegender oder ausschließlich fördergeldgesteuerter Landwirtschaft, schwerer Erreichbarkeit großer Grundversorger, Überalterung der Eingesessenen, Betreuung der Kinder und der Serviceeinrichtungen vor Ort könnten durchaus Synergien entwickelt werden. Eine flexible bürokratische Handhabung von Kombinationen aus eigener Profession und vielleicht hobbymäßig betriebener, spezialisierter Landwirtschaft würde vieles ermöglichen. Ein neuer, kreativer Koch beim Kirchenwirt an Wochenenden, der die lokalen Produkte in Szene setzt, würde gut dazu passen. Profunde Darbietung von Landschafts- und Kulturgeschichte, selbstverständlich durch den Führer mit Lokalkolorit, stärkt Aufmerksamkeit und Selbstvertrauen – die ideale Basis für die weitere Arbeit an den Potenzialen des Dorfes, die erst wieder entdeckt werden müssen.

In der *gerade noch erreichbaren Peripherie* ist ein tägliches Pendeln noch möglich, aber nur für jene sinnvoll, die wirklich *müssen* – also die Eingesessenen im Erwerbsalter und die Kinder in höherer Ausbildung. Kein Städter übersiedelt, um hier schöner zu wohnen, aber täglich in die Stadt pendeln zu müssen. Die vielen, die abgewandert sind, hinterlassen

preiswerten Leerstand und Brache. Die anderen sind untertags hier, mittlerweile in vielem unterversorgt, wahrscheinlich aber eine gute Hilfe beim Ersinnen und Umsetzen von Strategien, die wegen der Entfernungen zu Orten hoher Zentralität wiederum regionale Mechanismen in Gang setzen werden.

Die letzten zwei Sphären böten sicher zahlreiche, sehr gute Rahmenbedingungen, kleine Gruppen schutzsuchender Menschen im Leerstand unterzubringen und in brachliegenden Strukturen zu beschäftigen. In einem überschaubaren, persönlichen Umfeld funktioniert Integration allemal leichter als in der Stadt.

Die letzte hier vorgeschlagene Kategorie ist *die auf sich gestellte Peripherie* – Hauptaugenmerk des Kapitels 2 und Basis bzw. Ausgangspunkt aller Überlegungen dieses Beitrages.

Zusammenfassend stellt vorliegende Arbeit also dar, dass es noch Lebensräume gibt, die, anstatt endgültig zu verfallen, neue Zuwanderung erleben. Neu an dieser Zuwanderung ist die direkte, konsequente Auseinandersetzung mit der spezifischen Umgebung und deren optimaler, zeitgemäßer und dennoch perfekt angepasster Nutzung, die gleichzeitig zu ihrem Erhalt und ihrer Weiterentwicklung führt. Mit Engagement seitens der öffentlichen Hand könnten die meisten dieser Landschaften als Dauersiedlungsraum überleben und gleichzeitig lehren, wie auch der restliche ländliche Raum in Wert gesetzt werden kann.

Ein dringendes Ziel ist es daher auch weiterhin, die ausschlaggebenden Mechanismen in eben jenen verbliebenen und gut funktionierenden, relativ isolierten alpinen Siedlungsräumen zu extrahieren und zu analysieren. Wenn durch die Übertragung der Ergebnisse aus der Grundlagenforschung in die Realität ein Kontrapunkt zum weltweit vorherrschenden Raubbau an Ressourcen und der systemimmanenten Fremdsteuerung des Lebens gesetzt würde, bliebe eine eigenständige und lebenswerte Raumeinheit erhalten, die bevorstehende Systemänderungen vielleicht besser bewältigt als das jetzt schon gestresste System der Stadt. Generationengerechtigkeit würde nicht zuletzt bedeuten, einen solchen Lebensraum zur Verfügung zu stellen, in dem es sich neben Beschäftigungen in analoger Naturnähe besonders kreativ durch eine digitale Zukunft surfen lässt.

Literatur

- Bätzing, W. (2015): Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. Beck, C.H.: München.
- Beismann, M. (2015): Wo Bäume in Häusern wohnen. Forschungsarbeit in sterbenden Bergdörfern. In: Quart Heft für Kultur Tirol, 25, S. 47–53.
- Beismann, M.; Löffler, R.; Walder, J., & Steinicke, E. (2012): Neue demographische Prozesse und deren Konsequenzen in den italienischen Alpen. In: Varotto, M., & Castiglioni, B. (Hrsg.): Di chi sono le Alpi? Appartenenze politiche, economiche e culturali nel mondo alpino contemporaneo. University Press: Padova, S. 230–239.
- Beismann, M. (2009): Aktueller demographischer Wandel in den italienischen Alpen. Unveröffentlichte Diplomarbeit: Universität Innsbruck.
- Löffler, R.; Dede, P.; Beismann, M.; Walder, J., & Steinicke, E. (2016): Current Demographic Trends in the Alps. Nothing Quiet on the Western Front – Quiet in the East. In: Omizzolo, A., & Streifeneder, T. (Hrsg.): The Alps in movement: People, Nature, Ideas, S. 134–169(a).
- Löffler, R.; Walder, J.; Warmuth, W.; Beismann, M., & Steinicke, E. (2016): Amenity Migration in den Europäischen Westalpen. Neuzuwanderer im französisch-italienischen Grenzgebiet der Westalpen. In: Scharf, K., & Steinicke, E. (Hrsg.): Alpen – Kaukasus. Natur- und Kulturraum im Vergleich. Ergebnisse der internationalen Sommerschule. Innsbruck, S. 15–29 (b).
- Löffler, R.; Walder, J.; Beismann, M.; Warmuth, W., & Steinicke, E. (2016): Amenity Migration in the Alps: Applying Models of Motivations and Effects to 2 Case Studies in Italy. In: Mountain Research and Development, 36/4. Special Issue: Mountains of Our Future Earth, Perth, S. 484–493(c).
- Löffler, R.; Beismann, M.; Walder, J., & Steinicke, E. (2014): New Highlanders in Traditional Outmigration Areas in the Alps. The Example of the Friulian Alps. In: Revue de Géographie Alpine/Journal of Alpine Research, 102/3. <https://rga.revues.org/2546>. Abrufdatum: 06.02.2017.
- Moss, L. A. G. (2003): Amenity Migration: Global phenomenon and strategic paradigm for sustaining mountain environmental quality. Sustainable Mountain Communities Conference III: Environmental sustainability for mountain areas impacted by tourism and amenity migration. The Banff Centre, Banff, Canada, 14–18 June 2003. Mountain Forum. A Global Network for Mountain Communities, Environments, and Sustainable Development. <http://www.mtnforum.org/resources/library/moss103a.htm>. Abrufdatum: 06.02.2017.
- Thomson, Ch. (2017): The New Wild: Life in the Abandoned Lands. Feature Film. www.christopherthomson.net.
- Thomson, Ch. (2015): The place between. Platin Press. www.christopherthomson.net.
- Waring, S. (2015): Farming for the Landless. New Perspectives on the Cultivation of our Honeybee. Platin Press.
- Warmuth, W.; Beismann, M.; Walder, J.; Löffler, R., & Steinicke, E. (2016): Die Wiederbelebung der Alpendörfer – Ein Blick in den Westen. In: Die Welt verstehen – eine geographische Herausforderung. Eine Festschrift der Geographie Innsbruck für Axel Borsdorf. Innsbrucker Geographische Gesellschaft, 40, S. 425–440.

Schrumpfung, Leerstand und Stadtumbau

Das Beispiel Ostdeutschland

Dieter Rink

In den letzten Jahrzehnten sind in vielen Städten westlicher Länder Wohnbauten abgerissen worden. Vorzugsweise betraf dies Hochhäuser und Wohnblocks, die im Stil der Nachkriegsmode errichtet worden waren. In keinem Land bzw. keiner Region wurden jedoch in so großem Umfang oder so systematisch noch bewohnbare Wohnhäuser abgerissen bzw. zurückgebaut, wie das in Ostdeutschland seit Ende der 1990er-Jahre der Fall ist. Im Folgenden soll zunächst auf die Ursachen bzw. Hintergründe für diesen Massenabriss eingegangen werden, nämlich auf die massive Schrumpfung in Ostdeutschland (Abschnitt 1). Daran anschließend wird die Entwicklung des Wohnungsleerstands in Ostdeutschland dargestellt, die den Anlass für den umfangreichen Abriss bzw. Stadtumbau bildete (Abschnitt 2). Im folgenden Abschnitt 3 werden dann Abriss und Rückbau analysiert, die im Rahmen des staatlichen Programms »Stadtumbau Ost« erfolgten bzw. erfolgen. Abschließend sollen einige Erfahrungen diskutiert und Schlüsse für den internationalen Kontext gezogen werden.

1 Schrumpfung in der DDR und in Ostdeutschland

Schon die DDR war ein »Land schrumpfender Städte« (Benke, 2005, S. 61). Zwar war zwischen 1950 und 1989 von den rund 200 Städten der DDR mit mehr als 10.000 Einwohnern etwa ein Drittel um mindestens 10 Prozent gewachsen, aber eine etwa gleich große Anzahl der Städte dieser Größengruppe hatte über 10 Prozent ihrer Bevölkerung verloren. Darunter finden sich 40 Städte, die mehr als 20 Prozent ihrer Bevölkerung einbüßten

(ebd., S. 62). Die schrumpfenden Städte der DDR stellten damit keineswegs eine singuläre Ausnahme dar, sondern ordneten sich in europäische Trends ein. So lassen sich für eine Reihe von europäischen Großstädten seit den 1960er-Jahren Schrumpfungsprozesse nachweisen (Turok & Mykhnenko, 2007). Dabei sind unterschiedliche Schrumpfungsphasen sowie ein Muster erkennbar: In den 1950er-Jahren verloren die DDR-Städte Einwohner durch Abwanderung nach Westdeutschland, in den 1960er- bis Ende der 1980er-Jahre waren interregionale Wanderungen die Ursache, von denen vor allem die Städte im Norden und Osten profitierten, während Städte in den altindustriellen Regionen im Süden der DDR überproportional an Einwohnern verloren. Mit dem Transformationsprozess im Zuge der deutschen Vereinigung wurde Schrumpfung in den 1990er-Jahren zum vorherrschenden Entwicklungsmodus ostdeutscher Städte (vgl. Rink, 2010). Verschiedene Teilprozesse beschleunigten die Schrumpfung zum Teil erheblich. Dabei lässt sich eine Umkehr des Musters beobachten, denn nun verloren insbesondere die vormals wachsenden sozialistischen Entwicklungsstädte im Norden und Osten an Bevölkerung. Sie verzeichneten mit Werten von 20 Prozent und mehr die höchsten Einwohnerverluste in den 1990er-Jahren.

Für die 1990er-Jahre lassen sich folgende Schrumpfungsursachen in Ostdeutschland identifizieren: 1. die Abwanderung, 2. der Geburtenknick und 3. die Suburbanisierung der großen Städte (ebd.). Allein in dem kurzen Zeitraum zwischen der unvorbereiteten Öffnung der Grenze im November 1989 und der deutschen Vereinigung im Oktober 1990 wanderten circa eine halbe Million Menschen aus der DDR in die Bundesrepublik ab. Die Wirtschafts- und Währungsunion zwischen der DDR und der BRD im Sommer 1990 bedeutete eine übergangslose und unmittelbare Integration in den EU-Binnenmarkt sowie in den Weltmarkt. Dem war die ostdeutsche Wirtschaft mit ihren überwiegend altindustriellen Strukturen nicht gewachsen. Die Folge war eine historisch beispiellose Deindustrialisierung in Ostdeutschland, die je nach Region, Branche und Modernisierungsgrad zwischen 80 und 90 Prozent des vormaligen Bestandes betrug. Das führte zu einer langanhaltenden Schwäche des ostdeutschen Arbeitsmarktes, zu hohen Arbeitslosigkeitsraten von 20 bis 30 Prozent sowie zu

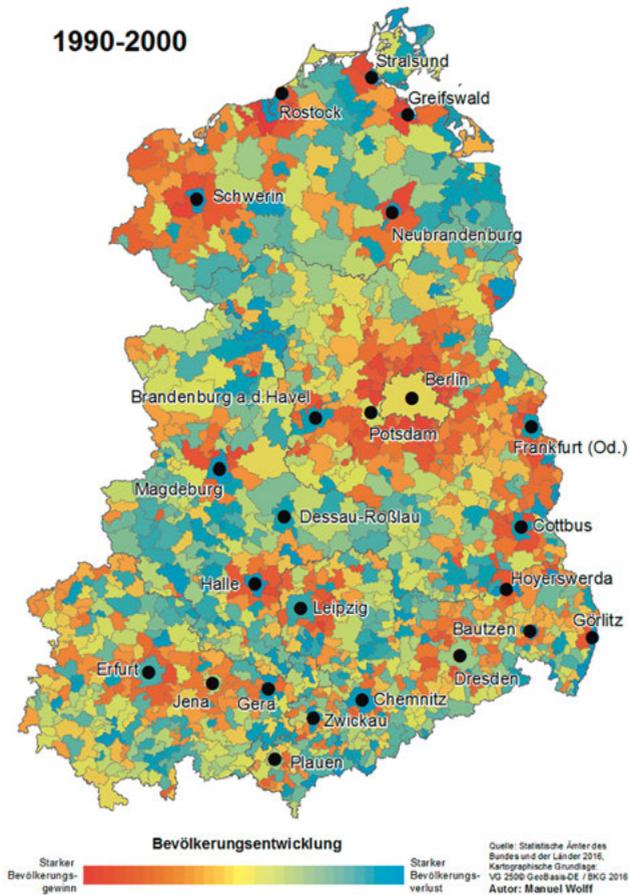


Abbildung 1: Bevölkerungsentwicklung in Ostdeutschland 1990–2000
(Quelle: BKG, 2016)

Abwanderung von insbesondere jungen und gut ausgebildeten Menschen von Ost- nach Westdeutschland. Die Abwanderung wurde zu einer dauerhaften Begleiterscheinung der Transformation, sie ebte erst im Zuge der Wirtschaftskonjunktur ab Mitte der 2000er-Jahre ab. Seit den 2000er-Jahren lässt sich ein neues Muster der Binnenmigration beobachten, ostdeutsche Universitäts- und Großstädte sind nunmehr Ziel der Zuwanderung

vor allem von jungen Menschen. In den 2010er-Jahren sind dann alle ostdeutschen Großstädte stabil bzw. wachsen, Schrumpfung konzentriert sich nunmehr in Mittel- und Kleinstädten sowie im ländlichen Raum.

Auch der Geburtenknick lässt sich ursächlich in der Transformation verorten. Als Reaktion auf die Verunsicherung praktisch aller Lebensumstände sank die Geburtenrate in Ostdeutschland in den ersten Jahren nach der deutschen Vereinigung auf einen historischen Tiefststand von 0,87 Geburten pro Frau. Zwar ist die Zahl der Geburten in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre wieder gestiegen und die Geburtenrate erreichte in den 2000er-Jahre das westdeutsche Niveau, sie ist aber dennoch mit 1,4 weit von einer Bestandserhaltung entfernt. Das heißt für Ostdeutschland, dass mit dieser Entwicklung langfristige Schrumpfungsprozesse vorprogrammiert sind.

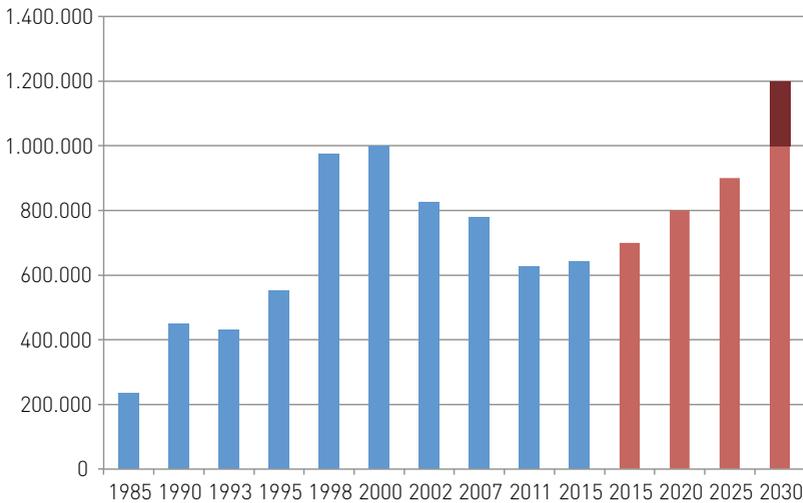
Schließlich hat die Suburbanisierung, die intraregionale Wanderung der Bevölkerung, in den 1990er-Jahren in bedeutendem Maße zur Schrumpfung der großen Städte in Ostdeutschland beigetragen, den jeweiligen Umlandgemeinden freilich unerwartetes Einwohnerwachstum beschert (vgl. Abbildung 1). Mit dem Ziel, die Eigenheimquote zu erhöhen und die Wohnungsknappheit zu beseitigen, wurde 1990 die Eigenheimzulage auf Ostdeutschland übertragen. Um den Wohnungsbau anzukurbeln, wurden die Instrumente der Wohnungsbauförderung in Ostdeutschland eingesetzt und zusätzlich Steuerabschreibungen ermöglicht. Mit der sogenannten Sonder-AfA, die bis 1998 in den neuen Bundesländern galt, konnten bis zu 50 Prozent der Investitionskosten von der Einkommenssteuer abgeschrieben werden. Es war vor allem diesem finanzpolitischen Instrument geschuldet, dass in Ostdeutschland ein regelrechter Bauboom ausgelöst wurde, der sich auf das Umland der großen Städte konzentrierte. Es wird geschätzt, dass zwischen 1991 und 1999 knapp 800.000 Wohnungen neu errichtet wurden, der Großteil davon auf der »grünen Wiese« im Umland der großen Städte (Kommission, 2000, S. 10). Die Wohnungsknappheit konnte durch dieses Zusammenwirken von Schrumpfung und Neubau zwar rascher als erwartet beseitigt werden, dafür tauchte Ende der 1990er-Jahre ein bis dato unbekanntes Phänomen in Ostdeutschland auf: der massive Leerstand von bewohnbaren Wohnungen.

Allein zwischen 1990 und 2010 hat Ostdeutschland mehr als zwei Millionen Einwohner verloren. Seitdem hat sich die Schrumpfung zwar verlangsamt und räumlich differenziert, jedoch nicht aufgehört bzw. in Wachstum umgekehrt. Vom unerwarteten Zustrom Geflüchteter in den Jahren 2015 und 2016 konnten vor allem die großen Städte profitieren, da die Geflüchteten meist in große Städte bzw. Agglomerationen weiterwanderten, in der Regel nach Westdeutschland.

2 Wohnungsleerstand in der DDR und in Ostdeutschland

Wohnungsleerstand lässt sich in Ostdeutschland historisch relativ weit bis in die frühen 1980er-Jahre in der DDR zurückverfolgen. Hier waren im Zuge der Volkszählung 1981 erstmals Leerstände festgestellt worden, die angesichts der damals herrschenden ausgeprägten Wohnungsknappheit Anlass zu Kritiken und Diskussionen in der Bevölkerung gegeben hatten. Daraufhin gab die DDR-Führung eine geheime Studie in Auftrag, die einen Leerstand von 235.000 Wohnungen erbrachte, was eine Quote von 3,6 Prozent des damaligen Bestands ausmachte (Buck, 2004, S. 244). Sie indizierte unbewohnbare Wohnungen, die infolge unterlassener Modernisierungen, Sanierungen bzw. Instandsetzungen für die Versorgung der Bevölkerung nicht mehr zur Verfügung standen (ebd.).

Nach der Vereinigung wurde dieser manifeste Leerstand als »städtebauliches Erbe der DDR« eines der zentralen Themen der Wohnungspolitik und Stadterneuerung in den neuen Bundesländern. Inzwischen war der Leerstand in den Jahren nach der Vereinigung infolge der oben geschilderten Schrumpfung weiter angewachsen (vgl. Abbildung 2). Eine im Jahr 1995 in Ostdeutschland durchgeführte Gebäude- und Wohnungszählung (GWZ) erbrachte bereits einen Leerstand von knapp 480.000 Wohnungen und eine Leerstandsquote von 6,9 Prozent, die als hoch eingeschätzt wurde (Rink & Wolff, 2015, S. 313). Parallel zu diesem »ererbten Leerstand« war Mitte der 1990er-Jahre ein anderer, neuartiger Leerstand aufgetreten, der Leerstand in frisch sanierten bzw. neu gebauten Beständen. Das Pestel-Institut hatte dazu in einer Studie alarmierende Entwicklungen im ostdeutschen Wohnungsmarkt festgestellt. Der Leerstand wurde ähnlich



**Abbildung 2: Entwicklung der Wohnungsleerstände
in der DDR/in Ostdeutschland 1985–2015 und Prognose 2015–2030**
(Quelle: für 1985–2015 in Blau: Buck, 2004; GWZ, 1995; Mikrozensus, 1998;
Kommission, 2000; <http://stadtumbau-ost.info>; GWZ, 2011; BBSR, 2016;
Prognose 2015–2030 in Rot: Effenberger, 2012; IW Köln, 2013)

hoch wie in der GWZ auf 450.000 Wohnungen beziffert. Das Pestel-Institut ging jedoch bereits für 1995 von einem über die »notwendige Mobilitätsreserve« hinausgehenden »Überhang« von 275.000 Wohnungen bzw. 3,5 Prozent des Bestands aus. Daraus wurde ein »Angebotsüberhang« von circa 510.000 Wohnungen bis zum Jahr 2000 und bis zum Jahr 2010 sogar von circa 940.000 Wohnungen abgeleitet und politischer Handlungsbedarf signalisiert (Pestel-Institut, 1996, S. 50, 78). Diese Zahlen und die daraus entwickelten Szenarien wurden in der Öffentlichkeit zunächst kritisiert bzw. als »fragwürdig« hingestellt.

Bereits kurze Zeit später rückte die besorgniserregende Entwicklung der Leerstände in Ostdeutschland dann aber doch in den Fokus von Öffentlichkeit und Politik. Der Mikrozensus hatte im Jahr 1998 für Ostdeutschland die symbolische Zahl von fast einer Million leer stehender Wohnungen und eine sehr hohe Leerstandsquote von 13 Prozent ermit-

telt (Kommission 2000, S. 2) – also Werte, die das Pestel-Institut erst für das Jahr 2010 prognostiziert hatte. In vielen ostdeutschen Kommunen war dieser Leerstand inzwischen auch schon sichtbar zutage getreten und machte sich insbesondere bei (großen) kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsunternehmen als Mietausfall bemerkbar. Um die Öffentlichkeit nicht zu beunruhigen, wurde dieses Problem zunächst in internen Fachdebatten diskutiert, die Verbände der Wohnungswirtschaft unternahmen gleichzeitig Vorstöße bei den zuständigen Behörden, um staatliche Unterstützung bei der Lösung des Leerstandsproblems zu bekommen. Im Jahr 1999 wurde daraufhin von der Bundesregierung und den Bundesländern die Kommission »Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Bundesländern« eingesetzt, nach ihrem Vorsitzenden auch kurz als »Lehmann-Grube-« bzw. »Leerstandskommission« bezeichnet. Diese sollte sich umfassend mit dem Problem des Wohnungsleerstands in Ostdeutschland auseinandersetzen und Empfehlungen für die Wohnungs- und Stadterneuerungspolitik erarbeiten.

Die außergewöhnliche Höhe des Leerstands lässt sich als Ergebnis des Zusammenwirkens von drei Faktoren erklären: 1. dauerhaftes Desinvestment – die unterlassenen Modernisierungen, Sanierungen und Instandhaltungen vor allem der DDR-Zeit, 2. Nachfragerückgang – die Schrumpfung in den 1990er-Jahren durch Abwanderung nach Westdeutschland sowie die Verluste der (großen) Kernstädte durch Suburbanisierung und 3. Angebotsausweitung – der massive Neubau in den 1990er-Jahren, aber auch die zahlreichen Sanierungen und Modernisierungen des Bestandes (vgl. auch: Kommission, 2000, S. 3 f.). Da wegen des demografischen Wandels auch weiter von Schrumpfung auszugehen sei, könne der Leerstand in 20 Jahren sogar bis auf zwei Millionen Wohneinheiten anwachsen, so die Kommission (ebd., S. 3). Zudem würden viele Wohnungsunternehmen durch die hohen Leerstände substanzielle Mietausfälle haben, sie seien dadurch teilweise in ihrem Bestand bedroht. Daher empfahl die Kommission ein »neues Abrissprogramm«, den öffentlich geförderten Abriss von 300.000 bis 400.000 leer stehenden Wohnungen innerhalb von circa zehn Jahren (ebd., S. 4). Die Leerstandsquote wurde dabei in zweifacher Hinsicht als Kriterium für den Stadtumbau vorgeschlagen: Kommunen sollten

mindestens sechs Prozent Leerstand aufweisen, um mit Mitteln aus dem Programm gefördert werden zu können, bei Wohnungsunternehmen wurden 15 Prozent Leerstand dafür angesetzt (Kommission, 2000, S. 71, 78).

3 Abriss und Rückbau im Zuge des Stadtumbaus seit 2002

Die Politik reagierte positiv auf den Bericht der Kommission, im Jahr 2001 wurde das Abrissprogramm unter dem Titel »Stadtumbau Ost – für lebenswerte Städte und attraktives Wohnen« von der Bundesregierung beschlossen. Vorher hatten bereits die Länder Sachsen und Thüringen eigene Landesprogramme zur Förderung des Wohnungsrückbaus aufgelegt. Das Bund-Länder-Programm »Stadtumbau Ost« wurde zunächst für den Zeitraum bis 2009 begrenzt, im Jahr 2009 wurde es bis 2016 verlängert und wird seitdem fortgeschrieben, ohne dass dazu ein neuer Regierungsbeschluss gefasst wurde. Im Zentrum von Stadtumbau Ost steht die Stabilisierung städtischer Strukturen durch den Abriss von leer stehenden Wohnungen, für die es dauerhaft keine Nachfrage gibt, sowie die Aufwertung von Innenstädten und erhaltenswerten Stadtquartieren (BMVBS, 2012, S. 3). Der Begriff »Stadtumbau« wurde im Jahr 2004 im deutschen Baugesetzbuch verankert und in den Folgejahren fortlaufend ergänzt bzw. spezifiziert. In der aktuell gültigen Fassung werden Stadtumbaumaßnahmen als Maßnahmen bestimmt, »durch die in von erheblichen städtebaulichen Funktionsverlusten betroffenen Gebieten Anpassungen zur Herstellung nachhaltiger städtebaulicher Strukturen vorgenommen werden. Erhebliche städtebauliche Funktionsverluste liegen insbesondere vor, wenn ein dauerhaftes Überangebot an baulichen Anlagen für bestimmte Nutzungen, namentlich für Wohnzwecke, besteht oder zu erwarten ist oder wenn die allgemeinen Anforderungen an den Klimaschutz und die Klimaanpassung nicht erfüllt werden« (BauGB, § 171 a, Abs. 1 und 2;¹ vgl. auch Nelle, 2015, S. 54).

Das Programm umfasst insgesamt vier Bereiche: Der Programmbereich Aufwertung wurde von Anfang an, seit 2002, gleichwertig neben Abriss

¹ Vgl. Baugesetzbuch [BauGB], § 171 a Stadtumbaumaßnahmen unter https://www.gesetze-im-internet.de/bbaug/_171a.html.

und Rückbau verfolgt. Die Aufwertung zielt dabei auf die Stärkung der Innenstädte sowie auf die vom Rückbau betroffenen Stadtquartiere. Bei der Umsetzung stehen Maßnahmen im öffentlichen Bereich stärker im Fokus als gebäudebezogene Maßnahmen (BMVBS, 2012, S. 10). Im Programmbereich Rückbau geht es um die Reduzierung von Wohnungsleerständen und die Stabilisierung der Wohnungsmärkte. Abriss und Teilrückbau werden gefördert, wenn »bauliche Anlagen dauerhaft nicht mehr einer bedarfsgerechten bzw. ... ökonomisch tragfähigen Nutzung zugeführt werden können« (ebd., S. 14).

Ein entscheidendes Instrument bei der Umsetzung des Programmbereichs Rückbau war die Kopplung der Förderung des Abrisses mit der Entlastung von Altschulden nach dem Altschuldenhilfegesetz. Dazu waren sogenannte »existenzgefährdete Wohnungsunternehmen mit einem Leerstand von mindestens 15 Prozent ihrer Bestände« (ebd., S. 14) berechtigt. Mit der Einführung des Programmbereichs Sicherung wurde ab 2005 eine Schwerpunktverlagerung vorgenommen, die 2010 dahingehend ergänzt wurde, dass Städten und Gemeinden der Erwerb und die Sanierung von Altbauten gefördert werden (ebd.). Hierbei geht es darum, den weiteren Verfall historisch wertvoller Altbauten zu verhindern. Mit der »Rückführung der städtischen Infrastruktur« wurde 2006 ein weiterer, vierter Programmbereich eingeführt, der den Abriss bzw. die Anpassung von Einrichtungen der sozialen Infrastruktur (wie z. B. Kitas und Schulen) sowie den Rückbau technischer Infrastrukturen (insbesondere bei Wasser/Abwasser) umfasst (ebd., S. 15).

Zu Beginn des Programms wurde vom zuständigen Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen der Wettbewerb »Stadtumbau Ost« ausgeschrieben, woran sich über 260 ostdeutsche Kommunen beteiligten. Ziel des Wettbewerbs war es, die Erarbeitung von sogenannten »Integrierten Stadtentwicklungskonzepten« (INSEK) zu initiieren. Diese Masterpläne waren die Voraussetzung dafür, um Fördermittel aus dem Programm »Stadtumbau Ost« in Anspruch nehmen zu können. Sie sollten Prognosen zur Bevölkerungs- und Haushaltsentwicklung enthalten, Analysen der Leerstände und Abschätzung über erforderliche Abrisse vornehmen sowie Festlegungen zur Aufwertung von Altbauten treffen und



Abbildung 3: Abriss in der
Großwohnsiedlung Leipzig-Grünau
(Quelle: UFZ-Fotodatenbank)



Abbildung 4:
Abriss im Leipziger Altbau
(Quelle: UFZ-Fotodatenbank)

anderes mehr (BMVBS, 2012:16). Der Rückbau bzw. Abriss sollte entsprechend der integrierten Stadtentwicklungskonzepte nach dem Grundsatz von »außen nach innen« erfolgen. Infolge dieser Ausrichtung der integrierten Stadtentwicklungskonzepte sowie durch die Kopplung des Stadtumbaus mit der Altschuldenhilfe nahmen zum weit überwiegenden Teil kommunale und genossenschaftliche Wohnungsunternehmen Mittel aus dem Programm in Anspruch und rissen in zumeist peripher gelegenen Großwohnsiedlungen Plattenbaubestände ab, zum Teil in großem Maßstab. Die Aufwertung konzentrierte sich dagegen auf die Altbaubestände und fand bzw. findet überwiegend in den Innenstädten bzw. Stadtzentren statt. Das Stadtumbauprogramm hat sich zunächst auf die Groß- und Mittelstädte konzentriert, mit Ausnahme von Potsdam haben sich alle Großstädte und mit wenigen Ausnahmen auch alle Mittelstädte am Programm beteiligt. Im Zeitverlauf stellte sich die Entwicklung differenzierter dar, da

insbesondere die Großstädte wieder Bevölkerungswachstum verzeichneten oder zumindest nicht mehr weiter schrumpften. Als Konsequenz beendeten einige Großstädte nach einigen Jahren den Stadtbau im Sinne von Rückbau bzw. Abriss (z. B. Dresden, Jena, Erfurt).

Im Programm »Stadtbau Ost« wurden von 2002 bis Ende 2016 insgesamt fast 500 ostdeutsche Städte und Gemeinden in über 1.100 Stadtbaugebieten gefördert.² Allein zwischen 2002 und 2013 wurden insgesamt mehr als 2,7 Milliarden Euro für den Stadtbau zur Verfügung gestellt, davon rund 1,37 Milliarden Euro aus dem Bundeshaushalt. Für 2014 und 2015 stellte der Bund je circa 105 Millionen Euro bereit (BMUB, 2016, S. 19). Zwischen 2002 und 2015 wurden circa 342.000 Wohnungen abgerissen, davon circa 317.000 im Rahmen von Stadtbau Ost und circa 25.000 im Rahmen von Landesprogrammen oder frei finanziert (Nelle 2016, S. 54). Der größte Teil dieser Abrisse erfolgte in der ersten Programmphase zwischen 2002 und 2009 (BMVBS, 2012, S. 14). Für den Zeitraum von 2010 bis 2016, die zweite Programmphase, wurde in der Evaluierung des Stadtbbaus empfohlen, weitere 200.000 bis 250.000 Wohnungen abzureißen, um ein erneutes Ansteigen der Leerstandszahlen zu verhindern (BMVBS 2012:42). Allerdings konnten in diesem Zeitraum bei Weitem nicht die ehemals prognostizierten bzw. geforderten Abrisszahlen erreicht werden. Legt man die Abrisse der Jahre 2010 und 2011 zugrunde, so dürften in der zweiten Programmphase 2010 bis 2016 circa 60.000 bis 70.000 Wohnungen abgerissen worden sein, das wären dann um die 10.000 Abrisse pro Jahr gewesen. Der deutliche Rückgang des Abrissvolumens in der zweiten Programmphase hat mehrere Gründe: die Verbesserung der Nachfragesituation in einer Reihe von Kommunen; die Verringerung der Bestände, die für einen Abriss infrage kommen; die stärkere Ausrichtung des Programms auf Aufwertung statt Abriss sowie veränderte Portfoliostrategien infolge von Privatisierungen und Eigentümerwechseln. Zwar wurden in den beiden großen Programmbereichen fast gleich viel Mittel ausgegeben, 47,7 Prozent für Aufwertung und 42,2 Prozent für Rückbau (Nelle, 2015, S. 63), dabei lässt sich aber eine deutliche Verlagerung beobachten:

2 Vgl. dazu Schader Stiftung unter www.Stadtbau-ost.de.

Bis etwa 2008 dominierte der Abriss, danach trat die Aufwertung in den Mittelpunkt.

Die Wirkungen des Stadtumbaus sind vielfältig und lassen sich nicht auf die Reduzierung des Wohnungsleerstands beschränken; der Ausrichtung des vorliegenden Beitrags folgend, soll aber nur diese hier betrachtet werden. Generell lässt sich feststellen, dass sich der Leerstand in Ostdeutschland seit Anfang der 2000er-Jahre deutlich gegenüber dem Höchststand von einer Million Wohnungen reduziert hat (vgl. Abbildung 2). Die GWZ hat im Jahr 2011 die Zahl von 625.000 leer stehenden Wohnungen in Ostdeutschland gemessen und eine Quote von 7 Prozent (vgl. Rink & Wolff, 2015). Wie sich aus der Leerstandsfortschreibung des BBSR für die Jahre 2012 bis 2015 ergibt, sind die Leerstandszahlen in Ostdeutschland zwischen 2011 und 2014 von 624.000 auf 670.000 gestiegen, die Leerstandsquote erhöhte sich von 7,0 auf 7,5 Prozent (BBSR, 2016). Für das Jahr 2015 wurden dann eine Zahl von 643.000 leer stehenden Wohnungen und eine Leerstandsquote von 7,2 Prozent ermittelt, was auf die Effekte der Immigration insbesondere von Geflüchteten zurückgeführt wird (ebd.). Derzeit sind keine Anzeichen für ein erneutes starkes bzw. dramatisches Ansteigen der Leerstände zu erkennen. Anhand der vorliegenden Daten ist auch keine neue bzw. »zweite Leerstandswelle« auszumachen, entsprechend der diesbezüglichen Prognosen hätte schon für 2015 der Wert bei circa 700.000 leeren Wohnungen und einer Quote von 8 Prozent liegen müssen. In den Folgejahren sollte sich entsprechend der Prognosen der Leerstand dynamisch entwickeln und bis zum Jahr 2030 wieder auf den symbolischen Wert von einer Million bzw. 1,2 Millionen und eine sehr hohe Quote von 12 bis 15 Prozent steigen (Effenberger, 2012; IW Köln, 2013; vgl. Abbildung 2). Auch in aktuellen Szenarien – wie etwa vom ifo-Institut Dresden – wird eine Verdoppelung des Leerstands bis 2030 auf dann über eine Million Wohnungen prognostiziert (Geißler, 2017). Wissenschaftler wie Vertreter der Wohnungswirtschaft fordern daher, das Stadtumbauprogramm fortzuführen und wieder bzw. weiter den Abriss von Wohnungen in Ostdeutschland staatlich zu fördern (ebd.).

Ohne Frage hat das Programm »Stadtumbau Ost« zu einem wesentlichen Teil zur Reduzierung der Leerstände und zur Stabilisierung der

Wohnungsmärkte in ostdeutschen Kommunen beigetragen. Es lässt sich sagen, dass »Stadtumbau Ost« vor allem bei der Senkung des Leerstands in stark durch Plattenbauten geprägten Städten erfolgreich war. So ergab die GWZ 2011 für einige ehemalige sozialistische Entwicklungsstädte in Ostdeutschland wie Schwedt, Hoyerswerda oder Neubrandenburg relativ niedrige Leerstandsquoten. Dagegen wiesen einige Städte mit großen Anteilen an Altbauten, wie etwa Görlitz, Leipzig, Altenburg oder Wittenberg relativ hohe Leerstandsquoten auf. Hierbei handelt es sich zum Teil um den aus der DDR »ererbten« Leerstand, zum Teil aber auch um Bestände, die in den 1990er-Jahren saniert worden waren. Problematisch sind nunmehr vor allem die unsanierten Altbaubestände, die nicht abgerissen werden können, ohne das Stadtbild zu beschädigen bzw. die Stadtstruktur zu zerstören. Dafür wurden im Programm ja eigens der Schwerpunkt »Sicherheit« geschaffen und substanzielle Mittel sowie wirksame Instrumente bereitgestellt.

An dieser Stelle soll kurz auf einige Probleme bzw. Kritiken bei der Umsetzung des Stadtumbaus eingegangen werden. Als Erstes ist hier der sogenannte Trittbrettfahrer-Effekt zu nennen. Demzufolge profitieren vom Stadtumbau vor allem die Eigentümer, die sich gar nicht daran beteiligen. Während es vor allem kommunale bzw. genossenschaftliche Wohnungsunternehmen sind, die Teile ihrer Bestände zurückbauen bzw. abreißen, profitieren in den jeweiligen Wohnungsmärkten andere Eigentümer, für deren Bestände sich die Vermarktungschancen verbessern (Bernt, 2005). Dazu ist zu sagen, dass für die am Stadtumbau beteiligten Unternehmen starke Anreize geschaffen wurden, so gab es zum Beispiel lange Zeit die Möglichkeit der Tilgung von Altschulden. Des Weiteren wurden Rückbau bzw. Abriss großzügig durch das Programm subventioniert, sodass dies nahezu ein Nullsummenspiel war. Schließlich war es ein erklärtes Ziel des Programms, die Marktgängigkeit des innerstädtischen Altbaus zu verbessern, das beinhaltete somit zwangsläufig die Bevorteilung der dortigen Eigentümer. Eine zweite Kritik richtete sich vornehmlich zu Beginn des Stadtumbaus gegen den Abriss von wertvollen innerstädtischen Altbauten. Die Diskussion bzw. der Konflikt entzündete sich in Leipzig, als dort mehrere Hausabbrüche in einem gründerzeitlichen

Altbauquartier im Osten der Stadt erfolgten und dort weitere Abrisse in größerem Maßstab im Zuge einer sogenannten »Perforationsstrategie« vorgesehen waren (vgl. dazu Rink & Siemund, 2016). Von Aktivisten aus dem Denkmalschutzbereich sowie Bürgervereinen wurden daraufhin das »Stadtforum« gegründet und Proteste gegen den Abriss im Altbau initiiert, auch überregional.³ Das Stadtumbauprogramm hatte bereits vor dieser Kritik den neuen Schwerpunkt »Sicherung« geschaffen, der auf die Erhaltung von wertvollem Altbau ausgerichtet war. Später wurde dies noch im Programm ausgebaut und erlangte in der Förderung auch größeres finanzielles Gewicht. Abrisse im Altbau wurden ab 2005 im Stadtumbauprogramm genehmigungspflichtig durch die Länder und damit praktisch ausgeschlossen. Eine dritte Kritik bezieht sich auf den teils planlosen Rückbau, der häufig eben nicht, wie in den integrativen Konzepten vorgesehen, von »außen nach innen« erfolgte (Bernt & Haus, 2010, S. 24).

Tatsächlich war das Stadtumbauprogramm mit einem großen Planungs- und Steuerungsoptimismus gestartet (Rink, Bernt, Großmann & Haase, 2014), der im Zuge der Implementierung des Programms von den divergierenden Interessen der Akteure mehr als gedämpft wurde. Die Wohnungsunternehmen verfolgten mit ihren Portfolios zum Teil gegenläufige Rückbaustrategien, die an der Vermarktbarkeit der Bestände ausgerichtet waren bzw. sind. Der Stadtumbau wurde zudem durch Privatisierungen und Verkäufe von Wohnungsbeständen konterkariert, die eigentlich zum Abriss vorgesehen waren, von ihren neuen Eigentümern jedoch mitunter einer kurzfristigen Verwertungsstrategie unterworfen wurden bzw. werden. Insofern war der Stadtumbau ein zäher Aushandlungsprozess zwischen den beteiligten politischen, administrativen und Wohnungsmarktakteuren sowie den involvierten Banken. Dieser fand häufig hinter verschlossenen Türen statt und schloss die betroffenen Mieter sowie die zivilgesellschaftlichen Akteure in aller Regel aus (vgl. Rink et al., 2014, S. 143 f.).

³ Vgl. dazu Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland. Stadtentwicklung. Denkmalpflege. Baukultur unter <http://www.netzwerkstadtforen.de/>.

4 Fazit

Der Fall Ostdeutschland gewinnt seine Spezifik zunächst daraus, dass es hier bereits in der Nachkriegszeit und bis Ende der 1980er-Jahre verschiedene Schrumpfungsprozesse gegeben hat. Mit der Transformation im Zuge der deutschen Vereinigung wurden in Ostdeutschland Rahmenbedingungen gesetzt, die zu einer massiven und stark beschleunigten Schrumpfung führten. Mit der Übertragung der städtebaulichen Förderinstrumente auf den Osten sowie durch die zusätzlichen fiskalischen Anreize zum Bau und zur Sanierung wurde zugleich bzw. trotz der bereits beobachteten Schrumpfung in den 1990er-Jahren ein Bauboom ausgelöst und so ein beträchtliches Überangebot auf dem Wohnungsmarkt geschaffen. Die Transformation hat insofern unter der Ägide von nachholender Modernisierung und Wachstumserwartungen maßgeblich zum Problem des hohen Wohnungsleerstands beigetragen, der den Hintergrund für den Stadtumbau und den Abriss bzw. Rückbau von Wohnungen darstellt.

Die Spezifika zusammengenommen (Transformation, Schrumpfung, öffentlich gefördertes Abrissprogramm) machen den Fall Ostdeutschland singulär, es handelt sich nicht um eine »Laborsituation«, die Schlussfolgerungen für schrumpfende westliche (Industrie)Regionen bzw. osteuropäische Transformationsgesellschaften zulässt, wie dies manchmal behauptet wurde bzw. wird (Dietzsch & Bauer-Volke, 2004). Was kann man daraus dennoch lernen? Für den Rückbau und Abriss in anderen Ländern ist vielleicht lehrreich, dass das Problem des Wohnungsleerstands in Ostdeutschland nur mithilfe von öffentlichen Subventionen bzw. Investitionen bearbeitet werden konnte bzw. kann. Der Modus der Problembearbeitung hat – wie gezeigt – Effekte für den Prozess, denn die Kopplung der Förderung mit dem Altschuldenhilfegesetz führte zum Abriss vor allem von Wohnungen in den Großsiedlungen aus DDR-Zeiten, die sich im Besitz vornehmlich von kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsunternehmen befanden. Einzel- bzw. Kleineigentümer im Altbau waren allerdings auch nicht die Zielgruppe für den Abriss bzw. Rückbau, sie wurden mit den Programmteilen Aufwertung bzw. Sicherung adressiert. Die Zielgruppe der Wohnungsunternehmen ist aber vergleichsweise leichter

zu erreichen als zum Beispiel die der Einzel- und Kleineigentümer, für die der Abriss den (Total)Verlust ihres Wohneigentums bedeuten würde. Der Stadtumbau hat zwar eine Vielzahl von Kommunen einbezogen, er hat sich in der aktiven Rückbauphase zu Beginn aber vornehmlich auf Groß- und Mittelstädte konzentriert. Die sich ausbreitenden Leerstände im ländlichen Raum Ostdeutschlands können mit dem Stadtumbauprogramm und seinen Instrumenten jedoch nicht adäquat bearbeitet werden.

Beim Stadtumbau Ost handelt es sich keineswegs um ein reines Abrissprogramm, vielmehr gehörten von Anfang an die Aufwertung der Innenstädte sowie die Stabilisierung städtebaulicher Funktionen zu seinem Kern. Im Programmverlauf traten Abriss und Rückbau deutlich gegenüber Aufwertung und Sicherung zurück, in den letzten Jahren gewannen die Schwerpunkte Klimaschutz und Klimaanpassung zumindest programmatisch an Gewicht. Im Verlauf des Stadtumbaus konnte das zentrale Problem, der Wohnungsleerstand, substantziell verringert werden. Die Zahl leer stehender Wohnungen sank von rund einer Million im Jahr 2000 auf 643.000 im Jahr 2015, die Leerstandsquote konnte im gleichen Zeitraum von 13 Prozent auf 7,2 Prozent fast halbiert werden (BBSR, 2016). Setzt man den oben dargestellten Abriss in Relation zur Ausgangszahl von einer Million leerer Wohnungen, so kommt man der für 2015 vom BBSR veranschlagten Leerstandszahl von 643.000 recht nahe (BBSR, 2016). Der Rückgang des Leerstands in Ostdeutschland lässt sich dementsprechend nahezu vollständig aus der Wirkung des Stadtumbauprogramms erklären. Wären in der zweiten Programmphase von 2009 bis 2016 wie vorgeschlagen und gefordert 200.000 bis 250.000 Wohnungen abgerissen bzw. zurückgebaut worden, so läge der Wert jetzt bei circa 470.000 bis 520.000 leer stehenden Wohnungen und bei einer Leerstandsquote von um die 5 Prozent. Damit wären fast eine angemessene Leerstandsquote bzw. ein funktionierender Markt erreicht worden (zur Kategorisierung von Leerstand vgl. Rink & Wolff, 2015).

Zwar hat sich der Wohnungsleerstand im Zuge des Stadtumbaus seit Anfang der 2000er-Jahre substantziell verringert, er hat sich aber auch räumlich verlagert und differenziert. In einer Reihe von Kommunen und ländlichen Regionen sind die Leerstandsquoten nach wie vor hoch oder

sogar erst in den letzten Jahren gestiegen. Zudem existieren in vielen Innenstädten in Ostdeutschland fortwirkende Defizite, die Sanierungs- bzw. Modernisierungsmaßnahmen erforderlich machen. Der Stadtumbau dürfte damit vielerorts auf der kommunalen Agenda bleiben, nicht nur in Ostdeutschland, sondern übrigens auch in vielen schrumpfenden westdeutschen Kommunen. Daher wäre es auch zu begrüßen, wenn der Bund und die Länder das Programm »Stadtumbau Ost« bzw. auch »Stadtumbau West« fortführen würden. Dazu laufen derzeit die Evaluierung und die (internen) politischen Diskussionen. Mit Blick auf den sich beschleunigenden Klimawandel wäre eine konsequente Ausrichtung auf den Klimaschutz und die Klimaanpassung in Städten in beiden Teilen Deutschlands dringlich geboten.

Literatur

- Benke, C. (2005): Historische Schrumpfungsprozesse. Urbane Krisen und städtische Selbstbehauptung in der Geschichte In: Gestring, N. u. a. (Hrsg.): Jahrbuch StadtRegion 2004/2005. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden, S. 49–70.
- Bernt, M. (2005): Stadtumbau im Gefangenendilemma. In: Weiske, C.; Kabisch, S., & Hannemann, C. (Hrsg.): Kommunikative Steuerung des Stadtumbaus. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden, S. 109–130.
- Bernt, M., & Haus, M. (2010): Stadtumbau als Problem der Governance-Forschung. In: Bernt, M.; Haus, M., & Robischon, T. (Hrsg.): Stadtumbau komplex. Governance, Planung, Prozess, Schader-Stiftung: Darmstadt, S. 12–29.
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (2016): Leerstandsfortschreibung nach Bundesländern 2011–2015 basierend auf den Leerstandsdaten des Zensus, Gebäude- und Wohnungszählung 2011, Bonn.
- Bundesministerium für Justiz und für Verbraucherschutz. Baugesetzbuch (BauGB) § 171 a Stadtumbaumaßnahmen, abrufbar unter https://www.gesetze-im-internet.de/bbaug/___171a.html, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) (2016): Städtebauförderung 2016. Anwenderhinweise zu den Förderprogrammen, Berlin, abrufbar unter http://www.bmub.bund.de/fileadmin/Daten_BMU/Pool/Broschueren/staedtebaufoerderung_2016_anwender_bf.pdf, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2012): 10 Jahre Stadtumbau. Berichte aus der Praxis. 5. Statusbericht der Bundestransferstelle Stadtumbau Ost, Berlin, abrufbar unter www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/SharedDocs/Publikationen/StBauF/StadtumbauOst/Statusbericht5_marginalspalte.pdf?__blob=publicationFile&v=1, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Buck, H. F. (2004): Mit hohem Anspruch gescheitert – die Wohnungspolitik der DDR. Lit-Verlag: Münster.

- Dietzsch, I., & Bauer-Volke, C. (Hrsg.) (2004): Labor Ostdeutschland. Kulturelle Praxis im gesellschaftlichen Wandel, Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn.
- Effenberger, K. (2012): Wohnungsleerstand heute: Im Westen sind es 2,5 Mio., im Osten 1 Mio. In: Wohnungswirtschaft heute, 45, S. 14–16.
- Geißler, R. (2017): Bauboom vs. Wohnungsleerstand. Kleine Städte haben das Nachsehen in Ostdeutschland, MDR AKTUELL vom 13.2.2017, abrufbar unter <http://www.mdr.de/nachrichten/wirtschaft/regional/bau-boom-ostdeutschland-100.html>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- IW Köln (= Institut der deutschen Wirtschaft Köln) (Hrsg.) (2013): Leerstand wird zum Massenphänomen. Pressemitteilung. 5. September (39).
- Kommission »Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Bundesländern« (2000): Bericht, Berlin.
- Nelle, A. (2015): Verändert sich der Stadtumbau? In: disP 203, 51, H. 4, S. 52–65.
- Nelle, A. (2016): Strategien der Wohnungsbestandsentwicklung im Stadtumbau Ost. In: Die Wohnungswirtschaft, H. 7, S. 54–57.
- Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland. Stadtentwicklung. Denkmalpflege. Baukultur, abrufbar unter <http://www.netzwerkstadtforen.de/>, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Pestel-Institut (1996): Die Entwicklung des deutschen Wohnungsmarkts bis zum Jahr 2005. Crash oder Normalisierung? Bonn.
- Rink, D. (2010): Schrumpfen als Transformationsproblem. Ursachen und Verlaufsformen von Schrumpfung in Ostdeutschland, in: Bernt, M.; Haus, M., & Robischon, T. (Hrsg.): Stadtumbau und lokale Politik. Schader-Stiftung: Darmstadt, S. 58–77.
- Rink, D.; Bernt, M.; Großmann, K., & Haase, A. (2014): Governance des Stadtumbaus in Ostdeutschland. Großwohnsiedlung und Altbaug Gebiet im Vergleich. In: Jahrbuch StadtRegion. Barbara Budrich Verlag: Opladen, Berlin, Toronto, S. 132–147.
- Rink, D., & Wolff, M. (2015): Wohnungsleerstand in Deutschland. Zur Konzeptualisierung der Leerstandsquote als Schlüsselindikator der Wohnungsmarktbeobachtung anhand der GWZ 2011. In: Raumforschung und Raumordnung, Bd. 73, H. 5, S. 311–325.
- Schader Stiftung. Stadtentwicklung und Wohnen, abrufbar unter www.stadtumbau-ost.de, Abrufdatum: 14.02.2017.
- Turok, I., & Mykhnenko, V. (2007): The Trajectories of European Cities 1960-2005. In: Cities, Vol. 24, No. 3, S. 165–182.

Keine Angst vor Schrumpfung dank kreativem Umgang mit Leerstand

Am Beispiel der Gemeinde Kyllburg

Wolfgang Krämer

1 Allgemeine Informationen zur Gemeinde Kyllburg

Kyllburg war vor 30 Jahren ein Ort voller Leben, Kurgäste, Feriengäste, Tagestouristen, voller kleiner, familiär geführter Geschäfte und Einkaufsorte sowie einer Vielzahl von Gastronomiebetrieben. Der Ort war ein Ausflugsziel für den Sonntagsausflug aus nah und fern.

In der Zwischenzeit hat sich fast alles verändert, einzig die topografische Lage blieb erhalten. Der Ort hat über fast 30 Jahre eine Zeit des Niedergangs erlebt und teilt das Schicksal vieler Landgemeinden, die von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und dem demografischen Wandel überrollt worden sind. Durch das Engagement der Menschen vor Ort allerdings konnte die Gemeinde einen Wiederaufschwung erleben und sich neu entwickeln. Diesen Prozess soll der vorliegende Beitrag aufzeigen.

Kyllburg liegt im Westen Deutschlands, in Rheinland-Pfalz, im Eifelkreis Bitburg-Prüm und gehört heute zur Verbandsgemeinde Bitburger Land, einer Gebietskörperschaft mit 72 Ortsgemeinden und circa 25.000 Einwohnern. Die nächste Großstadt ist Trier.

Die reizvolle, aber auch schwierige topografische Lage bedingt die Siedlungsform der Gemeinde und lässt keine innerörtliche Ausweitung zu. Die topografische Lage zwischen zwei Flüssen erforderte es, eng und tief zu bauen, was Gebäude mit mehreren Kellergeschossen entstehen ließ. Diese heute alte Bausubstanz wurde von den Eigentümern oft nur auf

das Nötigste erhalten und wird heute zunehmend weniger oder nur unter äußerst schwierigen Bedingungen genutzt. Sanierung ist teuer und wegen fehlender Freilandanteile, Mangel an Stellplätzen für Privatfahrzeuge und Ausweitungsmöglichkeiten sind diese Gebäude auch für junge Familien derzeit kaum attraktiv.

Kyllburg ist ein »Zentraler Ort der Grundversorgung« in der Verbandsgemeinde Bitburger-Land. Alle notwendigen Attribute eines Grundzentrums sind vorhanden, von Erziehungseinrichtungen über soziale Dienstleistungen, Verkehrsinfrastruktur, Freiflächen sowie Einkaufsmöglichkeiten, touristische Infrastrukturen und Freizeitanlagen. Trotz des breiten Angebotes hat sich die finanzielle Situation der Gemeinde anhaltend verschlechtert und heute liegt »Überschuldung« vor. Ursächlich dafür waren auch hohe Investitionen in weitere Gemeindeinfrastrukturen, wie in eine innerörtliche Umgehungsstraße mit aufwendigem Brückenbauwerk, in eine Hangbrücke zur Schaffung von Parkplätzen, in die Erschließung eines weiteren Neubaugebietes am östlichen Ortsrand mit 50 Bauplätzen. Der wirtschaftliche Schwerpunkt liegt im Tourismus und in kleinen/mittleren Gewerbebetrieben. Im alten Ortskern sind von 16 Ladengeschäften nur noch zwei Geschäfte übrig geblieben. Die ehemaligen Läden sind zum größten Teil in Wohnraum umgewandelt worden, einige stehen leer. Sanierung wäre zwingend notwendig, kann aber nur mit hohem finanziellem Aufwand zeitgemäß gestaltet werden.

2 Ursachen negativer Entwicklung

Die Auswirkungen demografischer Entwicklung in der bekannten Veränderung der Altersstruktur sind hinlänglich bekannt und betreffen viele Gemeinden nicht nur in Deutschland, unter anderem Kyllburg. Hinzu tritt die Abwanderung junger Menschen. Bereits im Rahmen ihrer schulischen Bildung sind sie auf die Unter- und Mittelzentren ausgerichtet. Zudem verblieb im Ort Kyllburg selbst, nach Schließung der örtlichen Hauptschule, nur noch die Grundschule mit Ganztagesangebot und angegliederter Ganztages-Kindertagesstätte. Für die weiterführenden Schulen müssen die Kinder mit Bus oder Bahn in die Kreisstadt Bitburg (15 Kilometer)

oder nach Gerolstein (28 Kilometer) sowie Trier (circa 35 Kilometer) fahren. Daraus resultiert bei den Jungen bereits relativ früh mit zehn bis elf Jahren eine Orientierung an weiteren räumlichen, aber auch sozialen Bezugspfaltern. Ist das zunächst auch individuell durchaus positiv zu werten, entstehen für den Wohnort Kyllburg, im Vergleich zu den Orten mit Schul- und Bildungszentren, Defizite, vor allem hinsichtlich der Attraktivität. Die Schüler nehmen auch nachmittags und abends Angebote der Schule wahr und gehen auch bezüglich der Freizeitaktivitäten dem gesellschaftlichen Leben ihres Heimatortes verloren. Trotz dieser Entwicklung sind immer noch zahlreiche junge Menschen in den örtlichen Vereinsstrukturen, insbesondere im Sport-, Musik- und Feuerwehrverein, aktiv.

In der Phase der weiterführenden Berufs- und Schulausbildung fällt es den jungen Menschen leicht, sich einem Ausbildungsort, Schulort, Hochschulstandort auch weit außerhalb des heimatlichen Dunstkreises zuzuwenden, da sie das Sichlösen vom Heimatort und den engen örtlichen sozialen Bezügen bereits mit Verlassen der Grundschule erlernt haben. Nur selten kehren diese jungen Menschen nach Ausbildung oder Studium wieder in ihren Heimatort zurück.

Mit Blick auf die jungen Menschen liegt eine der zukünftigen Herausforderungen der Gemeinde darin, junge Menschen möglichst früh in das Gemeindeleben zu integrieren und sie zur Mitsprache und zur Mitgestaltung ihres gegenwärtigen und zukünftigen Lebensumfeldes anzuregen. Dabei geht es nicht darum, fertige, maßgeschneiderte Jugendszenarien zu veranstalten und mit konfektionierten Ansätzen, wie Spielplatzprogrammen, Jugendzentren usw. zu locken, sondern vielmehr darum, Engagement und Aktivität anzuregen, zu fördern und nachhaltig zu etablieren. Eine Initiative in diese Richtung war der von der Gemeinde organisierte Workshop »TATORT_LEERE – Titel – »Mein Leben, meine Stadt«. Eine im Vorfeld durchgeführte Umfrage bei jungen Leuten hat ergeben, dass nahezu alle Teilnehmer mit den Angeboten in der Gemeinde zufrieden waren.

Doch nicht nur die Jungen, auch ältere Menschen verlassen zunehmend die Stadt Kyllburg. Immer mehr ältere Menschen können, mangels funktionierendem Familiengefüge, ihr Leben nicht mehr in den eigenen

vier Wänden und in ihrem Heimatort gestalten. Zwar gibt es ein abgestuftes Leistungsangebot der Wohlfahrtsverbände, doch entstand in den letzten zehn Jahren ein Trend dazu, bereits relativ früh in eine »betreute Wohnanlage« zu ziehen. Diese Einrichtungen entstanden schwerpunktmäßig nicht in Kyllburg, sondern in der Kreisstadt. Damit verlassen ältere Menschen nicht nur ihre Wohnungen, sondern vielfach auch ihre Angehörigen, ihre Freunde und Bekannten, ihr soziales Milieu, ihr Dorf mit seinem sozialen Gefüge und seinen kulturellen Eigenschaften. Die Herausforderung liegt nun darin, die älteren Menschen dabei zu unterstützen, möglichst lange in ihren Wohnungen oder in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnungen zu leben und eine angemessene Betreuung zu erfahren. Eine Zentralisierung der Altenpflege allerdings würde weiter zum »Ausbluten« der Dörfer und kleinen Städte beitragen. Die Gemeinde Kyllburg hat dies bereits vor Jahren erkannt und versucht, dem mit neuen Angeboten entgegenzuwirken.

Neben dem demografischen Wandel, den Wanderbewegungen und deren Auswirkungen auf die Altersstruktur des Ortes hat auch der Tourismus eine starke Veränderung erfahren. »Wandern, Ruhe und Erholung« mit einfachen Ferienunterkünften sind für die Ansprüche des modernen Tourismus nicht mehr ausreichend. Insbesondere jene Beherbergungsbetriebe, die es nicht erkannt oder/und versäumt haben, in Infrastruktur und Angebote zu investieren, erfüllen nicht mehr die Erwartungen der Reisenden.

Ein heutiges Kernproblem des Ortes ist es, dass die Gemeinde in den frühen 1960er-Jahren ihren Entwicklungsschwerpunkt ausschließlich auf »Fremdenverkehr und Erholung« gelegt hat. Dadurch erfolgte eine Ausrichtung der Gemeinde am einzigen großen Beherbergungsbetrieb des Ortes, gleichzeitig wurde Gewerbeansiedlung verhindert. Kurbetrieb war über Jahrzehnte Motor und Standbein der örtlichen Wirtschaft, konnte allerdings nach den Gesundheitsreformvorgängen nur noch in Teilen aufrechterhalten werden. Nicht zuletzt daraus resultierte schließlich die Schließung des größten Beherbergungsbetriebes im Ort, des Kurhotels Eifeler Hof mit 130 Betten.

3 Veränderung aktiv gestalten

3.1 Über öffentliche Förderprogramme und private Initiativen

Bereits in mehreren Studien hat sich die Gemeinde mit der Situation des Ortes und den Entwicklungstendenzen und -perspektiven auseinandergesetzt. In diesen Studien wurden Handlungsoptionen und -vorschläge aufgezeigt, die allerdings aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen und einer mangelnden Umsetzbarkeit nicht oder nur in Teilen realisiert wurden.

Ursächlich dafür war nicht etwa »Beratungsresistenz« der kommunalen Gremien, sondern vielmehr, dass die Dynamik der Veränderungen die Studienergebnisse und die Handlungsvorschläge einholte. Was damals einsetzte und auch heute noch zu beobachten ist, ist eine kollektive Resignation oder auch Depression der Einwohner, die sich in einer niedergeschlagenen Stimmungslage, in einer negativen Gegenwartseinschätzung, negativen Zukunftserwartungen sowie in einer Überhöhung der Vergangenheit, im Rückzug auf die eigenen persönlichen Belange, in den nachlassenden Besucherzahlen von Vereinsveranstaltungen, in wenig bürgerlichem Engagement außerhalb der Vereine und in der mangelnden Identifikation der Einwohner mit der Ortsgemeinde zeigte.

Die Stadt Kyllburg hat seit circa 20 Jahren Anstrengungen unternommen, sich dem Negativtrend entgegenzustemmen. Eine Handlungsmaßnahme ist die Stadtsanierung, hier wirken staatliche Förderungsprogramme (von Bund und Land) positiv. Förderquoten von bis zu 80 Prozent für kommunale Ordnungsmaßnahmen führen allerdings zu einem zu finanzierenden Eigenanteil von 20 Prozent. Positiv wirkte in den vergangenen Jahren die enge Zusammenarbeit mit und die fachliche Betreuung durch die Verbandsgemeinde- und Kreisverwaltung und die zentrale Landesmittelbehörde ADD. Nur so konnten trotz der sehr schlechten Haushaltslage noch Projekte realisiert werden. Weitere wichtige Projekte in diesem Zusammenhang waren die Sanierung des ehemaligen Burgbereichs, welcher heute als Wohnanlage mit Freibereich genutzt wird, sowie die Sanierung des Brückenbereichs.

2012 organisierte sich auf Initiative einer Hotelbesitzerin, ihres Gastes und des Bürgermeisters eine Gruppe von Privaten, die mit Unterstützung

der Stadt eine Offensive gegen den Leerstand im Ort starten wollte. Unter dem Motto »Verschönern, Beleben, Vermarkten« wurde ein erster »runder Tisch« organisiert, der die Aufmerksamkeit sowohl von Immobilienbesitzern und dem neugewählten Verbandsbürgermeister als auch von Vertretern von Volksbank und Kreissparkasse und interessierten Bürgern gewinnen konnte. Dies löste eine erste positive Presseberichterstattung über Kyllburg als einen Ort, der sich bewegt, aus.

Weitere »runde Tische« folgten. Die finanzielle Grundlage lieferten Spenden der Bürger sowie der Kreissparkasse. Der Schwerpunkt des gemeinsamen Handelns lag auf Kreativität, Ehrenamtlichkeit und Spontaneität. Den Zusammenkünften lag keine feste Struktur zugrunde, es gab die wechselnd besetzte sechs- bis achtköpfige (offene) Lenkungsgruppe und die regelmäßigen Bürgerstammtische, aus denen die gemeinsame Arbeit hervorging. Hier wurden Tätigkeitsprogramme und die einzelnen Aktivitäten gemeinsam besprochen, beschlossen, koordiniert und schließlich evaluiert. Die Stadt Kyllburg hat eine »Quasipatenschaft« für die private Offensive übernommen und damit die administrative Sicherheit geschaffen sowie Fragen der kassenmäßigen Begleitung, der Beleg- und Rechnungsführung geklärt.

3.2 Vom Denkkreis zu konkreten Projekten

Eine konkrete und zentrale Projektidee war die Nutzung leer stehender Gebäude für die Kunst oder anders formuliert, die attraktive Gestaltung leer stehender Flächen durch Kunst. Die Idee lag darin, Kunstinteressierten die leeren Haus- und Schaufenster sowie auch Vorgärten für zeitgenössische Malerei, Grafik und Bildhauerei anzubieten. Eine Kunststraße sollte entstehen, Menschen aus nah und fern für Kyllburg und seine Schönheiten begeistern und zum Wiederkommen und Bleiben anregen. Sowohl Bürger und Gewerbetreibende als auch die Sparkasse gaben kleine und größere Zuwendungen zur Umsetzung des Projektes. Über vielfältige Künstlerkontakte konnte im April 2013 der erste Ausstellungszyklus der Kyllburger »Kunststraße Hochstraße und Bahnhofstraße« eröffnet werden. Nach Jahrzehnten der Schließungen im Einzelhandel hat zeitgleich in der Straße ein erstes neues Geschäft, ein »Shop in Shop«, eröffnet. Die aus den

Niederlanden kommende Geschäftsidee ermöglichte es, Handgemachtes und Kunstgewerbliches verschiedener Anbieter in kleiner Auflage zum Kauf anzubieten. Kleinere Teile der Ladenfläche werden an Aussteller vermietet, die wiederum einen Anteil der Umsätze an den Ladenbesitzer abgeben.

Von besonderer Bedeutung war der »Shop in Shop« allerdings aufgrund seiner sozialen Funktion. Das Geschäft fungierte von Beginn an als Keimzelle der Kreativszene, Strick- und Häkelnachmittage, Kaffeekränzchen und Plauderstunden wurden dort abgehalten. Es entstand ein kleines kommunikatives Zentrum, das zunehmend Besucher und Käufer anzog und sich bereits nach einem Jahr bestens etabliert hatte.

Im Rahmen der Kunststraße gab es 2013 insgesamt vier Ausstellungszyklen, jeweils mit einer Vernissage unter freiem Himmel und einer gemeinsamen Finissage. Eine zusätzliche kleine Galerie wurde eingerichtet. Spätestens bei der Akquise von Mitarbeitern allerdings hat sich gezeigt, wie schwierig es ist, aus der bestehenden Lethargie heraus Menschen zum Mitmachen, zum Beispiel für den Galerieaufsichtsdienst, zu bewegen. Nach dem vierten Zyklus musste die Galerie geschlossen werden, da der neue Eigentümer des alten Kurhotels Verwaltungsbüros benötigte.

Für die Umsetzung des Projektes waren einerseits die Künstler und Kunstliebhaber und deren Netzwerk in die Künstlerkreise hinein sowie andererseits deren Sachverstand und kunstpädagogische Expertise entscheidend. Alle Künstler stellten ohne Honorar und auf eigene Gefahr hin aus.

Neben dem Projekt »Kunst in leeren Fenstern« wurden weitere Projekte im Spannungsfeld von Kunst, Kultur und Bildung gemeinsam mit Kunstpädagogen und Kunsterziehern für Eltern und Kinder realisiert. Ein Anliegen der Initiative war es, neben der Vermittlung künstlerischer Inhalte und der damit verbundenen Inwertsetzung von Leerstand, den Bürgern auch Literatur nahezubringen. Krimiautoren wurden eingeladen, in leer stehenden Immobilien zu lesen. Daneben wurden auch »Seniorenlesungen« angeboten, um besonders die älteren Menschen wieder miteinander ins Gespräch zu bringen und ihnen eine Möglichkeit des Zusammenseins zu bieten. Darüber hinaus lasen auch sehr bekannte Autoren alle sechs

Wochen aus ihren neuesten Werken. Prominentester Schriftsteller war Jacques Berndorf mit seinem neuesten Eifel-Krimi.

Ein Ergebnis dieser Autoreninitiative war die Niederlassung zweier Schriftsteller in Kyllburg. Sie wählten den alten Ortskern, nicht das Neubaugebiet, der Gemeinde als ihren neuen Wohnort.

Eine besondere Aktion wurde in Zusammenarbeit mit der Entwicklungsagentur Rheinland-Pfalz realisiert. 2014 fand in leer stehenden Geschäftshäusern die Wanderausstellung »TATORT_LEERE« statt. Die Ausstellung thematisierte Leerstand in modernem Design, zeigte Probleme und Herausforderungen sowie Tendenzen im Umgang damit auf und gab Anregungen für das eigene und das gemeindliche Handeln. Die Ausstellung wurde in leer stehenden Ladengeschäften installiert und wurde von Berliner Designern gestaltet.

In weiteren Initiativen wurde auch mit Kabarettisten, Musikern, Dichtern und mit dem Theater zusammengearbeitet. Auch die Jugendlichen der Gemeinde wurden aktiv und gestalteten unter dem Motto »Jugend belebt Leerstand« in einer 72-Stunden-Aktion den noch leer stehenden Kindergarten zum »Haus der Begegnung«. Kyllburg hat mit seinen Aktivitäten weite Kreise gezogen. So zum Beispiel hat eine Gruppe von Auszubildenden des Daimler-Benz-Werks Düsseldorf ihre Unterstützung bei den Innenanstricharbeiten im »Haus der Begegnung« angeboten. Weitere Initiativen, wie Kino im Leerstand und ein großes Graffiti-Projekt, wurden von den Jugendlichen organisiert.

4 Zur aktuellen Situation der Gemeinde

Die Erfahrungen der Stadt Kyllburg haben gezeigt, dass, vor allem zu Beginn, bei derartigen, auf sehr viel Idealismus bauenden Initiativen auch mit negativer Kritik und negativen Äußerungen gerechnet werden muss. Doch wurde die Gemeinde zum Gesprächsthema, weil etwas passierte, was es hier vorher noch nicht gab. Da taten sich Menschen zusammen und versuchten, unabhängig von und ohne die etablierten Vereinsstrukturen, etwas zu bewegen. Negative Stimmen verstummten alsbald und das Angebot etablierte sich. Anerkannt wurde das Engagement der Gemeinde

mit der Auszeichnung »Kerniges Dorf 2013«, die dem Ort 2014 auf der Grünen Woche in Berlin verliehen wurde.

Die zahlreichen Nachahmer, die Kyllburg in den diversen Nachbargemeinden finden konnte und nach wie vor findet, bestätigen den Erfolg der Gemeinde, die den anderen Gemeinden in den Projekten beratend zur Verfügung steht.

2015 wurde ein Leerstandskataster der Gemeinde erstellt. Darauf basierend erhielt die Gemeinde einen »Strategie-Check«, der von einem Fachunternehmen durchgeführt wurde und in konkrete, realisierbare Handlungsoptionen für kurz- und mittelfristige Maßnahmen und Bürgerprojekte mündete. Auch hat die Gemeinde Aufnahme in ein städtebauliches Förderprogramm gefunden, im Rahmen dessen historische Zentren mit einer Förderquote bis zu 70 bis 80 Prozent saniert werden können. Um den Gemeindeanteil aufbringen zu können, muss Kyllburg allerdings Liegenschaften veräußern.

Das Leibniz-Institut IRS aus Erkner hat (u. a.) Kyllburg zum Forschungsobjekt gemacht. Eine Langzeitstudie über vier Jahre beobachtet die Entwicklung des Ortes. Von der Universität Vechta kommen Studierende regelmäßig nach Kyllburg und machen sich ein Bild von den Chancen, Möglichkeiten und Grenzen der Innenentwicklung der Landgemeinde. Die wissenschaftliche Begleitung, Unterstützung und Expertise hat sich als bedeutend erwiesen.

Seit Bestehen der Initiativen und Offensiven in der Gemeinde wurden mehr Immobilien als in den gesamten 15 Jahren vorher verkauft. Die Vermarktung der Bauplätze im Neubaugebiet geht stetig weiter. Junge Paare und Familien ziehen nach Kyllburg und erwerben ältere Gebäude oder bauen selbst ein neues Haus. Einige Gebäude wurden bereits von Kunstschaffenden erworben, die sich hier niederlassen. Auch das Kurhotel des Ortes fand einen neuen Besitzer, der in die Sanierung investiert. Aus einem Teil des Gebäudes wurde eine Praxis für Physiotherapie, während in einem weiteren Teil unter Mitwirkung der Gemeinde eine betreute Pflegewohngemeinschaft entstehen soll.

5 Kritische Wertung und Ausblick

In der Darstellung solcher Entwicklungsprozesse einer Landgemeinde, die beispielhaft für zahlreiche Gemeinden in Deutschland stehen kann, sollen allerdings auch die Herausforderungen, Probleme und Barrieren, mit denen sich die Akteure in der Entwicklung und Umsetzung konfrontiert sehen, nicht ausgeblendet werden. Bei all den positiven Dingen hängt der Erfolg derartiger Initiativen häufig am Engagement und dem Einsatz Einzelner. Die Fülle an Arbeit, die dabei auf die Initiatoren zukommt, kann zu Überforderung führen. Konflikte können entstehen. Auch sollten sich die jeweiligen Akteure der Möglichkeit des Scheiterns bewusst sein. Weder ist Kunst jedermanns Sache, noch können dadurch unkontrollierbare Massen angezogen werden. Auch muss es nicht immer gelingen, die Bevölkerung zu motivieren, was zum Beispiel daran scheitern kann, dass die positiven Effekte für den Einzelnen kurz- bis mittelfristig nicht erkennbar und schwer vermittelbar sind. Auch heißt eine beachtliche Außenwirkung nicht notwendigerweise, dass auch innerörtlich Initiativen immer Unterstützung finden.

Und dennoch hat das Beispiel Kyllburg gezeigt, dass sich Engagement und Einsatz lohnen. Die Gemeinde ist auf dem besten Weg, wieder ein blühender Ort mit zentraler Funktion zu werden. Die Weichen hierfür sind gestellt.

In diesem Zusammenhang ist überdies anzumerken, dass jede denkbare Form der Aktivität mit Innen- und Außenwirkung zu einem Erfolg führen kann.

Was wir in Kyllburg beobachten, ist, dass mittlerweile eine Aufmerksamkeit und ein Problembewusstsein entstanden ist, die weit über die lokalen Kreise hinausgehen. Es bleibt jedoch nicht dabei, Problemlagen zu identifizieren und zu definieren, sondern es geht jetzt in die Konstruktion von konkreten Lösungsanteilen. Sowohl bei privaten Investoren als auch bei Fachbehörden bis zur Landesebene konnten ganz konkrete Unterstützungsbereitschaft und tätige Mithilfe gefunden werden. Wir sind als Nächstes gemeinsam mit ihnen dabei, alle Potenzialanteile zu bündeln und in eine strategische Richtung zu führen. Exemplarisch sei dazu nur

die Absicht zur Renaturierung des Flüsschens Kyll in der Innenortslage genannt, aus der sich, unter interdisziplinärer Betrachtung (Naturschutz, Städtebau, Tourismus, Verkehrsplanung ...), ein Erlebnis- und Lebensraum KYLL entwickeln kann, der sich bereits mittelfristig grundlegend positiv auf die Gesamtentwicklung unseres Ortes auswirken kann. Wir dürfen auf die nächsten Monate und das kommende Jahr gespannt sein.

Die Bestimmung unsachgemäßer Bauwerke und obsoleter Raumstrukturen

*Denkanstöße anhand der Erfahrungen auf Sardinien und
mit dem UNESCO-Weltnaturerbe der Dolomiten*

Andrea Omizzolo

1 Einführung

Eines der vorrangigsten Ziele, das sich die Europäische Strategie für Biodiversität bis 2020 setzt, besteht in der Wiederherstellung von geschädigten Ökosystemen sowie der entsprechenden Ökosystemdienstleistungen (Europarat, 2011). Der dem Menschen zugutekommende materielle wie immaterielle Nutzen aus dem vorhandenen Naturkapital beläuft sich auf einen wirtschaftlichen Gesamtwert, der im Jahr 2011 auf knapp 145.000 Milliarden Dollar geschätzt wurde, also nahezu auf das Doppelte des weltweiten BIPs (Costanza et al., 2014). Darin enthalten ist auch der ästhetische und freizeitgestalterische Mehrwert. Es gibt bereits Verfahren, mit denen dieser ökonomische Wert berechnet werden kann (Schirpke, Scolozzi & De Marco, 2014). So wird beispielsweise der Wert des 2014 in Italien stattgefundenen »Naturtourismus«, also jener Art des Reisens, bei der es vorrangig um das Erkunden und Erleben von Natur, Landschaft und örtlicher Kulturtraditionen geht, auf mehr als 11,8 Milliarden Euro geschätzt (ECOTUR, 2016), wobei sich dieser Wert insbesondere auf die Landschaft bezieht, also auch auf eine Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt.

Wie bedeutungsvoll diese Interaktion ist, kommt bereits im Europäischen Landschaftsübereinkommen (Europarat, 2000) zum Ausdruck, in dem ausdrücklich auf die Landschaft »als mitgestaltendes Element der

lokalen Kulturtraditionen sowie als grundlegender Bestandteil des europäischen Kultur- und Naturerbes zugunsten des Wohlergehens der davon betroffenen Menschen und der Festigung deren europäischen Identitätsbewusstseins« verwiesen wird. Ist heute die Schönheit einer Landschaft ökonomisch bewertbar, so wie Marangon & Tempesta (2001) es am Beispiel der rebenbedeckten Hügellandschaft der Region Friaul-Julisch Venetien aufgezeigt haben, so muss dies ebenso für die negativen Auswirkungen von Bauwerken und Raumstrukturen, die im vorhandenen Kontext unharmonisch erscheinen und sich dadurch störend auf die Charaktereigenschaften des betroffenen Lebensraumes auswirken, möglich sein. Unsachgemäße Bauwerke, wie es die Beispiele aus der Region Sardinien zeigen, und obsoletere Raumstrukturen, wie man sie aus dem UNESCO-Weltnaturerbe der Dolomiten kennt, sind potenziell dazu geeignet, sich äußerst negativ sowohl auf das Ökosystem als auch auf den Mehrwert einer Landschaft auszuwirken, letztendlich also auch auf das soziale und wirtschaftliche Wohlergehen der davon betroffenen Menschen (Signorello, 2007; Tempesta, 2009).

Dieser Beitrag soll, anhand der Fallbeispiele aus Sardinien und den Dolomiten, einen Denkanstoß für die Debatte zum Thema der Schrumpfung und des Rückbaus liefern und gleichzeitig innovative sowie sozio-ökonomisch konfliktarme Beispiele zum Thema aufzeigen.

2 Unsachgemäße Bauwerke auf Sardinien

2006 wurde vom sardischen Regionalparlament ein eigener Landeslandschaftsplan verabschiedet, der als Raumordnungsinstrument dem Zweck »der Bewahrung, des Schutzes, der Aufwertung und der Förderung der landschaftlichen, historischen, kulturellen sowie siedlungsgeschichtlichen Identität des sardischen Landesterritoriums, der Biodiversität seiner Natur- und Kulturlandschaften und der ökologisch nachhaltigen Entwicklung und deren qualitativen Verbesserung« dienen sollte (Regione Sardegna, 2006). Der Anspruch auf landschaftliche und territoriale Qualität steht hier also im Vordergrund des gesetzgeberischen Bemühens. Mit Artikel 11 der Durchführungsbestimmungen des sardischen Landschafts-

planes werden sowohl die Maßnahmen zur Aufwertung qualitativ hervorzuhebender Bauwerke behandelt, als auch die Anwendung des hier erstmals eingeführten Konzeptes der »incongruità«, sprich der Inkongruenz, das heißt einer Unsachmäßigkeit als Gegensatz zu den zu fördernden und anzustrebenden Qualitätsmerkmalen eines Bauwerkes.

Das regionale Landschaftsaufsichtsamt »Osservatorio del Paesaggio della Regione Sardegna« hatte zur Vertiefung dieser Thematik eine eigene wissenschaftliche Studie an das Institut für Urbanistik und Raumplanung der Universität Florenz in Auftrag gegeben (Campus et al., 2013). Mit der von Architekt Michele Ercolini koordinierten Studie wurde den für Urbanistik und Raumplanung zuständigen Ämtern der sardischen Regionalverwaltung eine wirksame Anleitung in die Hände gelegt. Mit dieser Hilfe konnte ein entsprechendes Register all jener unsachgemäßen Bauwerke erstellt werden, bei welchen durch geeignete Programme und Projekte eine Neuqualifizierung eingeleitet werden kann und die mit den qualitativen Vorgaben des Landschaftsplanes übereinstimmen.

Im ersten Teil der Studie wird mit großem Nachdruck der Begriff der »Inkongruenz« genauer definiert, indem auf vorbestehende nationale wie europäische Richtlinien, Empfehlungen und Anleitungen zu ähnlich spezifischen Initiativen verwiesen wird. So definieren die Autoren der Studie all jenes als »inkongruent«, was sowohl im Nahbereich als auch im erweiterten Umfeld einer Landschaft eine Dissonanz darstellt, wobei es bei der Feststellung und Bewertung dieser Unstimmigkeiten nicht ausschließlich um den rein ästhetischen Aspekt geht, sondern vielmehr um die Eigenheiten des Territoriums, also um fallspezifische Indikatoren. Um diese der Definierung und Bewertung von Landschaftscharakteren innerhalb eines bestimmten Kontextes dienenden Indikatoren zu ermitteln, wurde auf bereits gemachte einschlägige Erfahrungen zurückgegriffen, wie etwa auf jene des katalanischen »Observatorio del Paisaje«.

Mittels einer linearen Vorgehensweise in Bezug auf jedes einzelne Element wurde zuerst eine geeignete Kontextskala erstellt, um in der Folge davon all jene Kategorien zu ermitteln, anhand derer man eventuelle Qualitätseinbußen durch das Vorhandensein potenziell unsachgemäßer Bauwerke bewerten kann. Und schließlich wurden die spezifischen Para-

meter und Maße numerisch dargestellt und mit einer linearen Funktion systemisch geordnet, wodurch die Benennung eines daraus ableitbaren gesamtheitlichen Niveaus an Unsachmäßigkeit möglich wird.

Begleitet wurde die Studie von einem partizipativen Prozess, wobei es gelungen ist darzustellen, wie diese Methode nicht nur der qualitativen Bewertung bereits existierender Bauwerke dienen kann, sondern ebenso als Bewertungsgrundlage für raumplanungsbezogene Projekte und Veränderungsprozesse, die noch im Laufen sind oder sich erst in der Planungsphase befinden. Dies kommt sowohl der sardischen Bevölkerung und ihrer territorialen Bindung als auch der gesamtregionalen Wirtschaft – für die eine hochqualitative Landschaft von größter Wichtigkeit ist, zumal der Tourismus eine ihrer tragenden Säulen darstellt – zugute. Einem jüngst veröffentlichten Bericht von CRENoS, dem Institut für Wirtschaftsforschung Nord-Süd der Universitäten von Cagliari und Sassari, zufolge, ist der Sardinien-Tourismus an die zwei Milliarden Euro wert, wobei die schönen Landschaften und die attraktive Umwelt den wohl wichtigsten Anreiz zu einem Urlaub auf Sardinien darstellen (CRENoS, 2017).

3 Die überalterten Raumstrukturen in den Dolomiten

»Landschaft« war eines der beiden Kriterien, warum die Dolomiten in die Liste des UNESCO-Welterbes aufgenommen wurden. »Die Dolomiten werden seit jeher als eine der schönsten Berglandschaften der Welt angesehen« (UNESCO, Erklärung zum außergewöhnlichen universellen Wert, Kriterium VII: Die Güter weisen überragende Naturerscheinungen oder Gebiete von außergewöhnlicher Naturschönheit und ästhetischer Bedeutung auf). 2014 wurden vom Funktionsnetzwerk der Dolomiten-UNESCO-Stiftung (FD4U) jene »Landschaftsrichtlinien« ausgearbeitet, die als Grundlage der am 21. Dezember 2015 in Kraft getretenen Gesamtstrategie für die Führung des Weltnaturerbes dienen (FD4U, 2016). Die für dieses funktionale Netzwerk zuständige Provinz Udine hat die Koordinierung der Universität von Udine übertragen, die hierfür eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe, bestehend aus Dozenten und Forschern nicht nur der friaulischen Landesuniversität, sondern auch der Universitäten von

Padua und von Trient sowie der venezianischen IUAV-Universität (Università degli Studi di Udine, 2014), organisiert hat.

Eine der drei erarbeiteten Strategien bezieht sich dabei ganz spezifisch auf die Schaffung von Instrumenten für die Katalogisierung von Strukturen, die als obsolet eingestuft werden, das heißt jener von Menschenhand geschaffenen Elemente, die keine Verwendung mehr finden und im Widerspruch zu jenen Dolomitenlandschaften stehen, die schon 2011 von der Weltnaturschutzunion IUNC nachdrücklich angemahnt worden waren. Die Forschungsarbeit hat sich dabei in die Dynamiken vertieft, die sich spezifisch auf die Dolomitenlandschaft auswirken, und dabei versucht, den Begriff des »Obsoleten« über seine rein negative Rezeption hinaus zu definieren. Wie schon der Begriff des »Unsachgemäßen« in der sardischen Raumplanung, so verweist auch der Terminus »obsolet« in Zusammenhang mit der Dolomitenlandschaft auf eine Dissonanz oder auf einen Kontrast mit dem umliegenden Ambiente. Die Studie zeigt auf, wie unterschiedlich sich solche Kontraste darstellen können: vom optischen Störfaktor über einen schlechten Erhaltungszustand oder die Verwahrlosung bis hin zum Einsatz von unsachgemäßen oder gar umweltschädlichen Werkstoffen.

Doch haben die Autoren der Studie auf das Vorhandensein von Strukturen hingewiesen, die zwar als obsolet, überholt oder brachliegend betrachtet werden könnten, aber dennoch keine negative Auswirkung haben und als Teil der Kulturlandschaft anzusehen sind. Als Beispiel dafür sei auf die noch vorhandenen Spuren des Ersten Weltkrieges verwiesen oder auf einige Zeugnisse der ländlich-bäuerlichen Eingriffe in die Dolomitenlandschaft. Auch in dieser Studie hat sich die Forschung intensiv darum bemüht, die einzelnen Kriterien zu ermitteln, anhand derer das »Obsolete« für eine geeignete Katalogisierung im gesamten Bezugsgebiet besser definiert werden kann. Ein interessanter Aspekt der Studie ist auch ihr von Beginn an gesamtheitlicher Blick auf die untersuchten Strukturen in Bezug auf ihren jeweiligen Grad der Obsoleszenz, ihre möglichen Restfunktionen oder Verwertungspotenziale bzw. auf deren erwägbare und auch kostenmäßig quantifizierbare Weiterbehandlung, sei es eine Instandhaltung, eine Wiederverwertung oder auch der Abriss.

4 Schlussfolgernde Überlegungen

Jeder öffentliche Amtsträger sollte stets darum bemüht sein, die Frage nach Qualität als eine der Herausforderungen zu betrachten, die jede Wachstumsproblematik mit sich bringt, insbesondere, wenn es um Entscheidungen im Bereich der Urbanistik und der Raumplanung geht.

Das Thema Schrumpfung wird üblicherweise im Rahmen der städtebaulichen Politik und Planung behandelt, um gegebene Bausubstanz rückzugewinnen oder zu erweitern, um als anzustrebendes Mindestziel für die Schaffung von öffentlichem Raum genannt zu werden oder um einem vorgegebenen Standardniveau zugeordnet zu werden.

Der Begriff der Qualität erhält einen noch höheren Wert, wenn Wachstum nicht mehr nur als Zunahme an Ressourcen und Infrastrukturen betrachtet wird, sondern auch als eine Eigenschaft weiterer Aspekte, wie sie sich etwa aus unterschiedlichen Ökosystemen und Landschaften sowie aus Schrumpfungsphänomenen (im Sinne einer Reduzierung der Bauwerke und Infrastrukturen) herausbilden können und so zu einem alternativen strategischen Angelpunkt der Landschaftsentwicklung werden. Es handelt sich um territoriale Veränderungen, die mit einer gerechtfertigten Reduzierung einhergehen (Abriss, Ersatz durch Neubebauung, Umwidmung etc.) und eben jene Bauwerke betreffen, die mit leicht unterschiedlichen Benennungen und Bedeutungen in beiden der aufgezeigten Beispiele präsent und in beiden Fällen, sowohl in der Region Sardinien als auch in den UNESCO-Dolomiten, auf die Landschaft bezogen sind.

Ähnlich könnte man auch auf einer kommunalen Ebene vorgehen oder, im Falle von Bergregionen, nach Berggemeinschaften oder Talschaften. Ausgehend von den beiden richtungsweisenden Ansätzen der beiden Studien könnte man beispielsweise in Erwägung ziehen, ein Register für unsachgemäße und obsolete Bauwerke der Gemeinde Bozen aufzulegen. Ein Register, das jährlich aktualisiert werden sollte und sowohl Makroelemente wie etwa aufgelassene Industrieensembles enthält, als auch kleindimensionierte Elemente wie etwa alte Lichtmasten, Antennenanlagen oder Zäune, kurzum jede Art von Artefakten, die als Störung oder Dissonanz wahrgenommen wird und die als obsolet oder unsachgemäß

eingestuft werden kann. Interessant wäre es sicherlich auch, einen kontinuierlichen Aktualisierungsprozess anzustoßen, bei dem von Anfang an die lokale Bevölkerung selbst stark eingebunden wird, und zwar nicht nur, um besagte Objekte ausfindig und publik zu machen (auch unter Zuhilfenahme moderner technischer Mittel), sondern ebenso, um diese zu bewerten, zum Beispiel, indem man den Bürgern der Gemeinde erheblich mehr Gewicht bei der Ausarbeitung der Bewertungsformulare zugesteht. Diese Bewertungen sollten dann von den kommunalen Baubehörden als fester Bestandteil von neu auszuarbeitenden Raumplanungen berücksichtigt und übernommen werden. Daraus würde mit der Zeit eine Art territorial gebundenes Observatorium für unsachgemäße und obsoletere Bauwerke und für die daraufhin eingeleiteten Behebungsmaßnahmen entstehen, was wiederum einen zweifachen positiven Effekt zur Folge hätte: erstens ein Ansporn für die Bevölkerung, sich vermehrt in die Raumplanungsprozesse einzubringen, und zweitens das Abarbeiten sensibler Thematiken, wie die von eventuellen Abrissen oder Rückbauten, und dies nicht im Rahmen einer Konfliktsituation, sondern vielmehr über Prozesse des Teilhabens und der Zuweisung von Verantwortung.

Dies alles könnte eine Möglichkeit darstellen, wie Schrumpfung und Rückbau akzeptiert werden und ihren Eingang, sowohl in der Praxis des Alltags als auch in weitläufig angelegten Entwicklungsplänen, finden.

Literatur

- Campus, E.; Cillis, M.; Ercolini, M.; Francini, S., & Villari, A. (2013): *Qualità del paesaggio e opere incongrue*. Strumenti n.2. Olbia: Taphros.
- Europäische Kommission (2011): *Unsere Lebensversicherung, unser Naturkapital: Die EU-Strategie für Biodiversität bis 2020*. Brüssel: EU-Kommission.
- Europarat (2000): *European Landscape Convention*. CETS No. 176. Strassburg: Europarat.
- Costanza, R.; de Groot, R.; Sutton, P.; van der Ploeg, S.; Anderson, S. J.; Kubiszewski, I., & Turner, R. K. (2014): *Changes in the global value of ecosystem services*. *Global Environmental Change*, 26, S. 152–158.
- CRENoS – Centro di Ricerche Economiche Nord-Sud delle Università di Cagliari e Sassari (2017): *Economia della Sardegna: 24° Rapporto sull'Economia della Sardegna*. Cagliari.
- FD4U – FONDAZIONE DOLOMITI-DOLOMITEN-DOLOMITES-DOLOMITIS UNESCO (2015): *Gesamtmanagementstrategie des Welterbes (SCG+ST)*. Verfügbar bei <http://www.dolomitiunesco.info>, Abrufdatum: 02.03.2017.

- Haines-Young, R., & Potschin, M. (2013): Common International Classification of Ecosystem Services (CICES, Version 4.3). Report to the European Environment Agency, (September), S. 1–17.
- Marangon, F., & Tempesta, T. (2001): L'impatto paesaggistico della viticoltura collinare. Una valutazione economica in zona DOC del Friuli – Venezia Giulia. In: La valutazione dei beni ambientali come supporto alle decisioni pubbliche, Forum, Editrice Universitaria Udinese, Udine.
- OPTN – Osservatorio Permanente sul Turismo Natura (ed.) (2016): 13° Rapporto Ecotur sul Turismo Natura. Verfügbar bei <http://www.ecoturnatura.eu/wp-content/uploads/2016/04/13Rapporto.pdf>, Abrufdatum: 02.03.2017.
- Regione Sardegna (2006): Piano Paesaggistico Regionale – Regione Sardegna. Verfügbar bei: <http://www.sardegna.territorio.it/paesaggio/pianopaesaggistico2006.html>, Abrufdatum: 02.03.2017.
- Schirpke, U.; Scolozzi, R., & De Marco, C. (2014): Modello dimostrativo di valutazione qualitativa e quantitativa dei servizi ecosistemici nei siti pilota. Parte1: Metodi di valutazione. Report del progetto Making Good Natura (LIFE+11 ENV/IT/000168), Eurac Research, Bolzano, S. 75.
- Signorello, G. (2007): La valutazione economica del paesaggio: aspetti metodologici e operativi. XXXVI Incontro Di Studio CeSET, S. 83–102.
- Tempesta, T. (2009): Economia del paesaggio rurale. Padova.
- Università degli Studi di Udine (2014): Linee guida del paesaggio. Udine.



Regionale Anpassung ist Trumpf

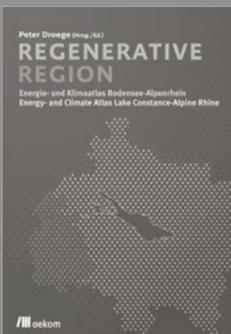
Demografische Veränderungen, der Wandel zur Wissensökonomie und die Notwendigkeit zum sparsamen Umgang mit endlichen Ressourcen sind drei der wichtigsten Herausforderungen, denen sich Staaten weltweit stellen müssen. Aber auch Regionen müssen Alternativen zum Ressourcenraubbau entwickeln und ihre Institutionen fit für die Zukunft machen. Dank der räumlichen Nähe von Forschungseinrichtungen, politischen Institutionen und Unternehmen können sie zum Motor einer nachhaltigen Entwicklung werden.

M. Miosga, S. Hafner (Hrsg.)
Regionalentwicklung im Zeichen der Großen Transformation
Strategien für Ressourceneffizienz, demografischen Wandel und Innovationsfähigkeit
436 Seiten, broschiert,
29,95 Euro, ISBN 978-3-86581-689-4



 oekom

Bestellen Sie versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter
www.oekom.de, oekom@verlegerdienst.de



Aufbruch in die regenerative Region

Die Energiewende findet statt: in den europäischen Kommunen und Regionen. Hier ermöglichen klimafreundliche regenerative Technologien mehr Autonomie und eine höhere Wertschöpfung für die Gemeinschaften vor Ort. Das Buch „Regenerative Region“ zeigt am Beispiel der Vierländerregion um den Bodensee, wie eine nachhaltige Raumentwicklung gelingen kann. Mit vielfältigen technologischen und organisatorischen Zugängen für Politik und Verwaltung, Initiativen und Organisationen, Planer und Architekten.

P. Droege (Hrsg.)
Regenerative Region
Energie- und Klimaatlas Bodensee-Alpenrhein
400 Seiten, broschiert, komplett 4-farbig
39,95 Euro, ISBN 978-3-86581-455-5



 oekom

Bestellen Sie versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter
www.oekom.de, oekom@verlegerdienst.de



Auf die richtige Methode kommt es an

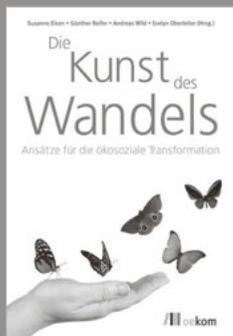
Bürgerinnen und Bürger möchten heute auf die Ausgestaltung ihres unmittelbaren Lebensumfeldes stärker als bisher Einfluss nehmen. Sie frühzeitig in Entscheidungsprozesse einzubinden, schafft mehr Akzeptanz für Entscheidungen. Das praxisorientierte »Methodenhandbuch Bürgerbeteiligung« erscheint in 5 Bänden. Band 2 stellt 20 erprobte Methoden vor und sortiert diese nach Kriterien, etwa hinsichtlich Zielsetzung, Teilnehmerzahl, Kostenrahmen und Zeitbedarf.

P. Patze-Diordiychuk, J. Smettan, P. Renner, T. Föhr (Hrsg.)
Methodenhandbuch Bürgerbeteiligung
Passende Beteiligungsformate wählen

368 Seiten, broschiert,
34,95 Euro, ISBN 978-3-86581-853-9



Erhältlich im Buchhandel oder versandkostenfrei
innerhalb Deutschlands bestellbar unter www.oekom.de.



Wie wir Wach-Wandler werden

Wir wissen es längst: Unter der trügerischen Vorstellung grenzenlosen Wachstums auf einem begrenzten Planeten haben wir viel zu lange über unsere Verhältnisse gelebt. Doch welche Möglichkeiten gibt es, unsere Zukunft aktiv zu gestalten? Antworten geben Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft – darunter Jakob von Uexküll, Niko Paech, Christian Felber und Helena Norberg-Hodge. Sie zeigen, wie der Wandel möglich ist. Und dass er von vielen Menschen bereits gelebt wird.

S. Elsen, G. Reifer, A. Wild, E. Oberleiter (Hrsg.)

Die Kunst des Wandels
Ansätze für die ökosoziale Transformation

284 Seiten, broschiert,
24,95 Euro, 978-3-86581-658-0



Erhältlich im Buchhandel oder versandkostenfrei
innerhalb Deutschlands bestellbar unter www.oekom.de.

Immer deutlicher tritt zutage, dass flächendeckendes Wachstum nicht möglich ist: Boomende Zentren sind ohne ihre Gegenpole nicht zu haben – Wachstum und Rückzug sind zwei Seiten einer Medaille, sie existieren nur mit- und nebeneinander. Was wir daher brauchen, ist eine Debatte über Strategien für Räume, deren Zukunft in wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Hinsicht ungünstig aussieht.

Der vorliegende Band thematisiert Schrumpfung und Rückbau vor allem als Teil einer Entwicklung und weniger als das Gegenteil von Wachstum. Die wissenschaftlichen und praxisbezogenen Beiträge sollen zu einer Sensibilisierung für diese räumlichen Entwicklungen beitragen. Wenn wir Rückzug und Rückbau als Chance begreifen, betroffene Gebiete als Lebens- und Erlebnisräume neu zu positionieren, können periphere Räume Attraktivität zurückgewinnen. Das Buch ist ein Plädoyer, Ausstiegs- oder Schrumpfungsprozesse aktiv zu gestalten, um die Herausforderungen und Probleme derartiger Räume gezielt angehen zu können.

Elisa Innerhofer ist Senior Researcher am Institut für Regionalentwicklung an der Europäischen Akademie Bozen und in der Hotellerie tätig. Sie promovierte zum Doktor der Wirtschaftswissenschaften an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Zu ihren Forschungsinteressen zählen Destinations- und Regionalentwicklung sowie die Kreativwirtschaft.

Harald Pechlaner ist Inhaber des Lehrstuhls Tourismus und Leiter des Zentrums für Entrepreneurship an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt sowie Leiter des Instituts für Regionalentwicklung an der Europäischen Akademie Bozen. Er ist Adjunct Research Professor an der Curtin University in Perth, Westaustralien und Mitglied der European Academy of Sciences and Arts.

